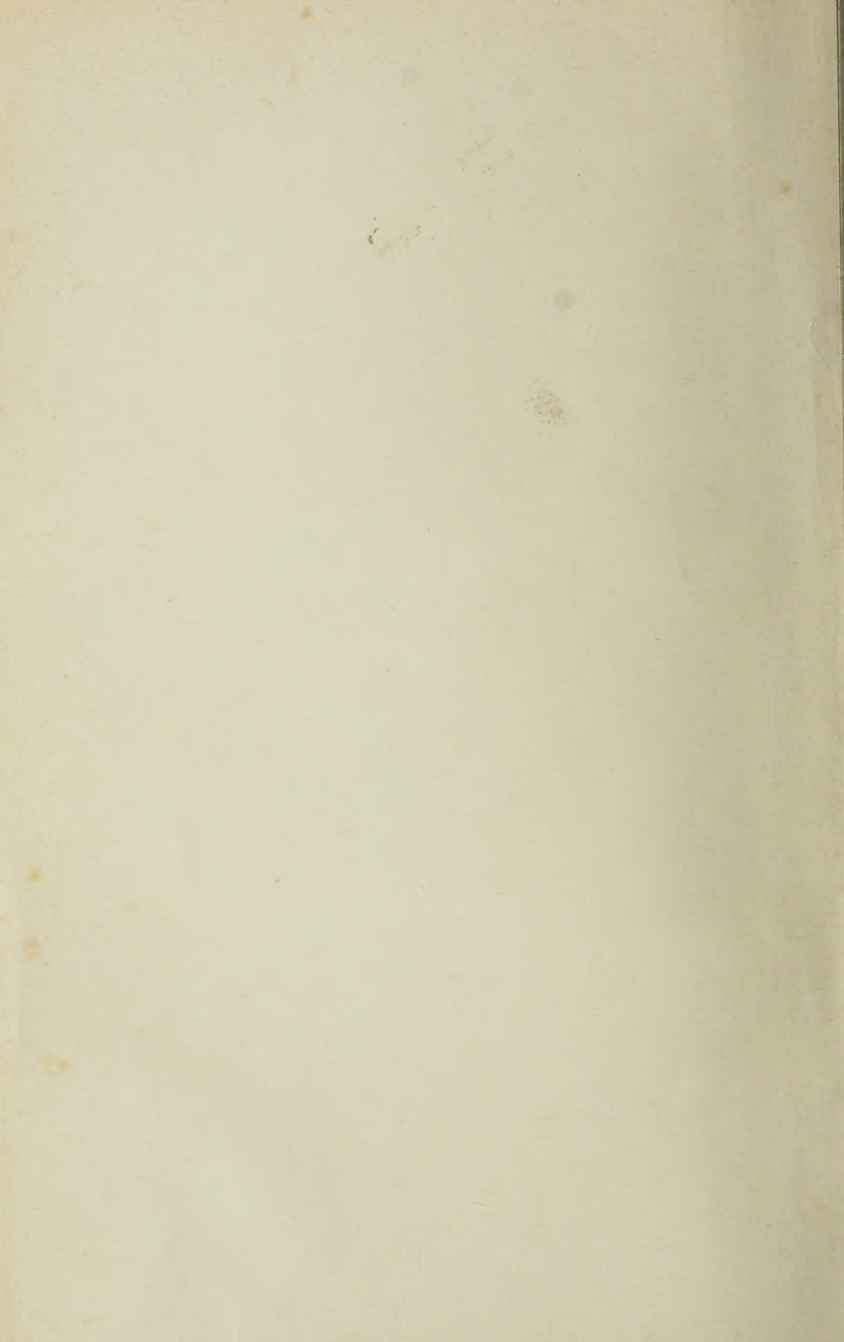

3 1761 07347410 8


MEMOIREN-
BIBLIOTHEK







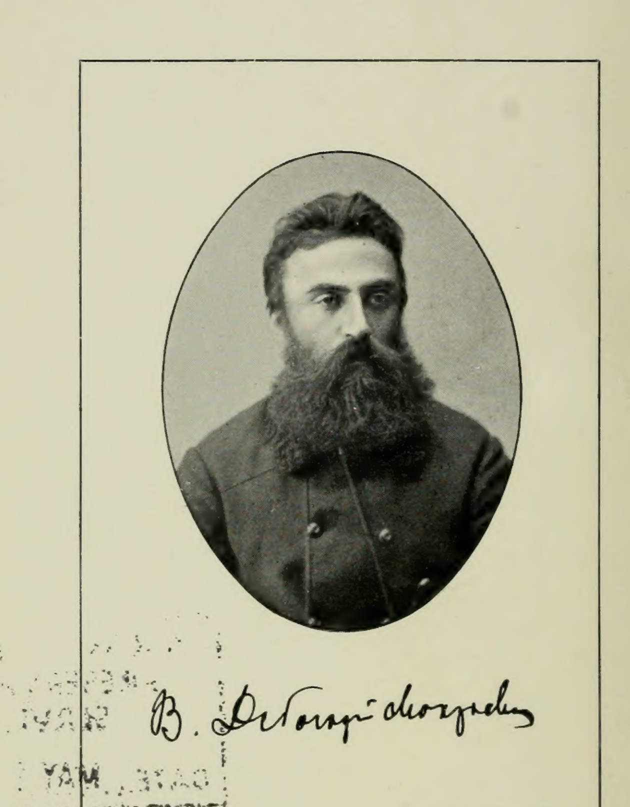
Memoirenbibliothek

II. Serie Band 9

W. Debogory-Mokriewitsch

Erinnerungen eines Nihilisten





Erinnerungen eines Nihilisten

von

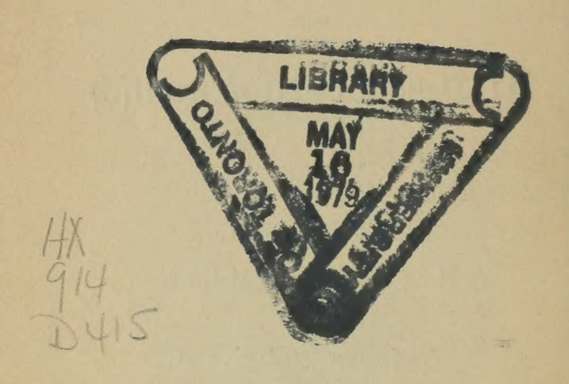
W. Debogory-Mokriewitsch

Mit einem Vorwort von
Alexander Ular

Deutsch von Dr. H. Röhl



Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1905



Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

Debogory-Mokriewitsch ist einer der typischsten Vertreter der russischen Freiheitsbewegung aus der Zeit Alexanders II. Seine Rolle war schon vor der Ermordung des Zaren ausgespielt. Als der Nihilismus mit der Bombe am Katharinenkanal seinen unnützen Triumph feierte, war Mokriewitsch nicht nur verhaftet, zur Zwangsarbeit in Transbaikalien verurteilt, und nach Sibirien transportiert worden, sondern er war schon entsprungen und auf einer höchst abenteuerlichen Flucht bis nach Moskau zurückgekehrt, von wo er sich alsbald ins Ausland begab, um sich dort, wenn man so sagen darf, enttäuscht zur Ruhe zu setzen. Da er und seine Gesinnungsgenossen, die einen ihr Leben, die anderen ihre Freiheit für immer, die übrigen jedenfalls ihre besten Jahre, ganz nutzlos geopfert hatten, glaubte er, es wäre überhaupt unmöglich, die politischen Zustände in Rußland zu ändern. Er hielt die russische Freiheitsbewegung für tot und begraben, seitdem es in den achtziger Jahren dem nachmals so berühmt oder berüchtigt gewordenen Direktor der Geheimpolizei Plehwe geglückt war, alle nur einigermaßen einflußreichen Mitglieder der Umsturzgruppen aus dem Wege zu räumen. Er glaubte in keiner Weise mehr an den Sturz der als Selbstherrschertum unverschämt verkleideten Beamtenwillkür,

schrieb den Mißerfolg der ganzen Bewegung den falschen Ansichten der neuen Umstürzler zu, die es mehr auf politische Verbrechen als auf Volksaufklärung abzusehen schienen, und sah, im Gefühl des Stolzes auf seine eigene Vergangenheit, mit einiger Geringschätzung auf die fruchtlosen Organisationsversuche der neunziger Jahre herab. Er wollte den Leuten zeigen, wie man für die Freiheit wirken sollte — und er schrieb seine Erinnerungen.

Aus jeder Seite seines Buches fühlt man die Stimmung heraus, die ihn veranlaßte, den Legendenkranz, der sich in den revolutionären Kreisen um ihn gebildet hatte, durch die Beschreibung der Wirklichkeit auf seine richtigen Verhältnisse zurückzuführen. Und es ist für alle, die den Fortgang der Revolution in Rußland jetzt mit Bewegung oder auch nur mit Neugier verfolgen, ein wirkliches Glück, daß Mokriewitsch nicht nur seine Erinnerungen aufgezeichnet, sondern diese Aufzeichnung schon vor sechs Jahren beendet hat, also gerade vor dem Beginn der jetzigen Periode revolutionärer Tätigkeit. Die Literatur über Rußland ist auf diese Weise um ein Dokument bereichert, das ohne Zweifel seine Aufrichtigkeit, seine Naivität, und damit seinen Wert zum großen Teil eingebüßt haben würde, wenn der Erzähler seine Stimmung von den großartigen Ereignissen der letzten Jahre beeinflußt gesehen hätte.

So wie sie sind, müssen die Erinnerungen Mokriewitschs geradezu als ein unentbehrliches Hilfsmittel zum Verständnis der letzten 35 Jahre russischer Mißwirtschaft betrachtet werden, und zwar eben weil sie beim Höhepunkt der nihilistischen Bewegung abbrechen, und weil Mokriewitsch selbst durchaus nicht als ein ganz außergewöhnlicher, ganz besonders kühner oder hervorstechender Vertreter dieser Richtung hingestellt werden

darf. Die Dinge, welche Mokriewitsch darstellt, sind Dutzenden seiner Kameraden, um nicht zu sagen Hunderten, unter ähnlichen Bedingungen zugestoßen. Was von ihm gilt, gilt in demselben Grade, mit wenigen Ausnahmen, von allen Teilnehmern an jenem zugleich so naiven und so romantischen Umsturzfeldzug. Und was man in seinem Buche liest, braucht man sich nur einige hundertmal vervielfältigt zu denken, um eine richtige Auffassung von jener eigentümlichen Epoche zu gewinnen, in welcher die Begreifenden unter einem mit heuchlerischen Reformen genasführten Volke den Don Quichotte-Kampf gegen die stumpfsinnigen Massen und die hinterlistigen Regierungsgewalten zugleich führten.

Mokriewitschs Erinnerungen sind deshalb nicht nur wegen der spannenden persönlichen Erfahrungen des Erzählers wichtig. Sie enthalten vor allen Dingen eine unbewußte Kritik der Lage Rußlands unter Alexander II., und tragen dadurch indirekt zum Verständnis der jetzigen Verhältnisse in hohem Maße bei. Sie zeigen, sozusagen, „wie es nicht gemacht werden muß", und setzen den ungeheuren Unterschied zwischen Damals und Jetzt ins hellste Licht — allen Jenen zu Nutz und Frommen, die noch immer, und trotz der eiligen Entwicklung der Dinge, steif und fest von der „Unreife" des russischen Volkes zur politischen Umwälzung überzeugt sind.

Die Bewegung, die sich in Mokriewitschs Erinnerungen so unverfälscht wiederspiegelt, ist außerhalb Rußlands selten klar verstanden worden. Sie trat zu einer Zeit ein, wo Alexander II. stückweise die sogenannten „großen Reformen der sechziger Jahre" wieder zu nichte machte. Die Befreiung der Leibeigenen hatte klägliche Früchte getragen. Das an die Bauern verteilte Land war von durchaus ungenügender Ausdehnung; es mußte

überdies zu geradezu wucherischen Preisen mit Jahreszahlungen erkauft werden; und die Landbevölkerung verfiel schnell der furchtbarsten Verarmung, um so mehr als die Bureaukratenregierung jeder Volksaufklärung nach wie vor Feind blieb, und demgemäß der Ackerbau die allerprimitivsten Methoden nicht aufzugeben vermochte. Diese Lage erbitterte die jugendliche „Intelligenz" aufs äußerste. Die Kenntnis der westeuropäischen Verhältnisse hatte ihr zum Bewußtsein gebracht, daß die politische Organisation einzig und allein an diesem Elend schuld war. Aber sie drang zunächst weniger auf Aenderung dieser Organisation, als auf Feststellung ihrer Mängel. Es hieß zunächst das Elend und seine Ursachen aufzudecken, und sie den im geistigen Zustand von Naturvölkern hinvegetierenden Massen klar zu machen.

Sicher ist es überaus charakteristisch, daß die ersten großen politischen Prozesse sich durchaus nicht mit revolutionären Umtrieben zu beschäftigen hatten, sondern ganz einfach mit mißliebigen statistischen Ursachen. So wurde im Jahre 1870 Fürst Tscherkesoff bloß deswegen zur Deportation verurteilt, weil er gesagt, geschrieben und bewiesen hatte, daß der russische Bauer täglich durchschnittlich etwa fünf Pfennig zu verzehren hatte. Aber man versteht recht wohl, daß die Regierung in solchen Feststellungen politische Verbrechen der gefährlichsten Art sah. Wenn man das Volk Einsicht in seine Lage gewinnen und es von der „Intelligenz" aufklären ließ, dann war eine wahre soziale Revolution im Anzug. Nicht, daß man etwa die Monarchie hätte stürzen können; aber der Bauer — es gab noch keine Industriearbeiter damals — hätte das Land der Großgrundbesitzer verlangt um den Landkommunismus mit freier Selbstverwaltung überall zur Wirklichkeit werden zu lassen.

Das war eine größere Gefahr als selbst eine politische Revolution. Man wütete mit Polizei und Gericht gegen die „Aufklärer", und zeigte damit an, daß das Zarentum das Volkselend für eine seiner festesten Stützen halten wollte. So kam es, daß die „Intelligenz" nicht mehr die Verhältnisse, nicht mehr die Unwissenheit der Regierung anschuldigte, sondern das Regierungssystem selbst. Aus Wirtschaftsreformern wurden politische Revolutionäre. Alexander II. war zu dieser Zeit schon der Zerfahrenheit zum Opfer gefallen, die das traurige Mal fast aller Zaren aus der Familie Holstein-Gottorp ist. Er sah nicht mehr ein, daß zwischen dem Erlaß eines Reformukases und seinen Folgen, zwischen der Absicht und der natürlichen Entwicklung der Dinge ein himmelweiter Unterschied bestehen kann. Er hatte mit den Folgen seines unvernünftig ins Werk gesetzten „Befreiungsprogramms" niemals gerechnet, und klagte nun nicht sein eigenes Werk an, sondern die, welche seine Folgen aufdeckten. Er fühlte sich entsetzlich gekränkt, als die erbitterte Jugend ihm die Verkehrtheit seiner Methoden vorhielt, und ließ sie mehr noch wegen „Undankbarkeit" als wegen ihrer Selbständigkeit verfolgen.

Trotzdem wandten sich die jungen Volksretter noch nicht gegen den Zaren und seine unmittelbaren Vertreter, obwohl dies — logisch und praktisch — das einzig richtige gewesen wäre. Selbst wenn sie die materiellen Mittel zum Kampfe gegen die Regierung gehabt hätten, wären sie ohne Zweifel in ihrem Romantismus stecken geblieben. Was taten sie? Sie arbeiteten wahnsinnig, opferten Zeit, Geld und Kraft, begaben sich in die gefährlichsten Lagen und — taten dabei im Grunde gar nichts. Sie „gingen unters Volk"; sie machten es alle wie Mokriewitsch. Sie „diskutierten jahrelang, ohne ihren Sinn auf praktische

Handlung zu richten"; sie gingen das Volk aufklären, indem sie sich als Arbeiter verkleideten, und mit drei Rubeln in der Tasche von Dorf zu Dorf zogen. Da merkten sie erst, wie Mokriewitsch einmal schreibt, daß sie das Volk überhaupt gar nicht kannten, und mit ganz verkehrten Vorstellungen zu ihm gekommen waren. Das jammervollste Mißverhältnis zwischen den Mitteln und den verfolgten Zielen stempelt diese ganze Epoche zu einer großartigen Don Quichottiade mit tragischem Ausgange. Während man unter dem Schutze der Polizei sich hätte als Dorfhändler niederlassen und Propaganda treiben können, lebt man mit falschen Päßsen, und man bringt es fertig, in diesen die gefährlichsten Schreibfehler stehen zu lassen! Drei oder vier Kameraden ziehen als Färber verkleidet über Land mit der Absicht, es zur sozialen Umwälzung vorzubereiten! Man gründet, aus Prinzip, kommunistische Werkstätten, während man als Advokat oder Arzt tausendmal mehr revolutionäre Kraft besessen hätte! Und schließlich erreicht man bloß, daß im Lande das Gerücht umläuft (!), es werde bald etwas zur Verteilung des Landes unter die Bauern unternommen werden.

Die Naivität, der Leichtsinn, die Verschwörungssucht, wenn man so sagen darf, kurz der Romantismus dieser sonderbaren revolutionären Anstrengungen, wären in einem Staate mit weniger romantisch begabtem Selbstherrscher, und weniger dummer Polizei, ein automatisches Gegengift gegen die ganze Bewegung gewesen. Aber die Regierung reizte diese Romantiker durch ihre brutalen Eingriffe, und sie wandten sich mit demselben Ueberschwang idealer Theorien, mit derselben Unklarheit der Absichten, mit demselben Mangel an Organisation gegen das gewalttätige Beamtentum. Aber nicht alle.

Eine ganze Gruppe — Mokriewitsch ist zu ihr zu rechnen —

fühlte sich von der Notwendigkeit des terroristischen Kampfes abgestoßen. Es waren die echten Ideologen. Sie hatten beim Volke zwar nichts ausrichten können, blieben aber bei der Theorie des allgemeinen Bauernaufstandes, und hatten nun nichts anderes mehr zu tun, als sich fortwährend vor der Polizei in Sicherheit zu bringen. Mokriewitsch sagt selbst einmal, daß es ihm zur zweiten Natur geworden war, die Polizei zu foppen. Viele seiner Leidensgenossen, mit denen ich in Sibirien gesprochen habe, wußten mir kein anderes Staatsverbrechen anzugeben. Die anderen, die rachsüchtigen, töteten einige Beamte und Polizisten, und benutzten jene bloß als Zwischenträger. Aus der Rachsucht wurde dann ein System, der Nihilismus, der jedenfalls ungeheuer viel größeres — wenn auch ohne Nutzen — geleistet hat, als die romantische Wühlarbeit der mit weicheren Instinkten Begabten. Mokriewitsch und seine Gesinnungsgenossen haben eigentlich nur unter dem Rückprall des Terrorismus gelitten. Sie sind Opfer ihrer Freunde, die vorm Blutvergießen nicht zurückschreckten.

Das Zarentum hatte leichtes Spiel. Der Terrorismus konnte nicht einmal auf diese halben Gesinnungsgenossen zählen. Diese hatten ihrerseits beim Volk einen gänzlichen Mißerfolg erfahren, weniger weil ein Erfolg unmöglich war, als weil die materielle und intellektuelle Vorbereitung ihrer Tätigkeit sich als lächerlich ungenügend darstellte. So mußte denn der Nihilismus notwendigerweise gegen die großartige polizeiliche Organisation des Zaren den kürzeren ziehen.

Nirgends lernt man die innere Notwendigkeit dieses Mißerfolges besser verstehen als in Mokriewitschs Erinnerungen. Nirgends aber gewinnt man auch eine klarere Einsicht in die innere Notwendigkeit des Erfolges, der die jetzige Bewegung

krönen wird. Die Führer der jetzigen Umsturzbewegung sind psychologisch das genaue Widerspiel Mokriewitschs und seiner Zeitgenossen. Die Organisation des Zarentums ist verfault und bröckelt auseinander. Die Industrie und der fortwährende Austausch von Bauern, die in die Fabrik, und mit modernen Vorstellungen — reicher als mit Brot — genährten Arbeitern, die „ins Volk" gehen, hat das Aufklärungswerk verrichtet, an welchem Mokriewitsch kühn aber blind sein politisches Leben hat zerschellen lassen.

Und wenn er heute ein Nachwort zu seinen Erinnerungen schriebe, könnte er zwar noch klagen, daß die alte revolutionäre Bewegung, in der er seine tragische Rolle gespielt hat, tot ist, aber er müßte hinzufügen, daß ihr Tod nützlicher war als ihr Leben. Denn ihr Tod hat mit der wütenden Reaktion die Bedingungen zum Erwachen des russischen Volksbewußtseins geschaffen, ohne welches die Jungen wohl noch ebenso fruchtlos stritten, wie die alten Vorkämpfer der Wiedergeburt Rußlands.

Paris, September 1905.

Alexander Ular.

Es muß bemerkt werden, daß diese deutsche Ausgabe den russischen Text in den ersten vier Kapiteln stark verkürzt wiedergibt, indem vieles übergangen ist, wofür bei dem deutschen Leser kein Interesse vorausgesetzt werden konnte; spärlicher sind die Auslassungen in den folgenden Kapiteln. Obwohl nun der Wortlaut an den verkürzten Stellen vom Bearbeiter herrührt, ist doch die Ich-Form mit Zustimmung des Verfassers beibehalten worden.

Halberstadt, September 1905.

Dr. H. Röhl.

Inhalt.

Seite

Achtes Kapitel.

Von Kiew nach Mzensk.

Neuntes Kapitel.

Nach Krasnojarsk.

Zehntes Kapitel.

Das Leben auf dem Etappenmarsche.

Elftes Kapitel.

Der Etappenmarsch bis Irkutsk.

Erstes Kapitel.

Vorgeschichte.

Student und Feldarbeiter. — Amerikanismus. — Nach der Schweiz. — Es ist verboten, sich zu wärmen. — Bekanntschaft mit Bakunin. — Seine Theorie des Aufstandes und Zukunftspläne. — Zurück in die Heimat. — Ein Genosse festgenommen. — Der verhängnisvolle Name im Buche. — Die nächtliche Haussuchung. — Flucht nach Kiew.

Im Jahre 1866 absolvierte ich das Gymnasium in Kamenez-Podolsk, der Hauptstadt des Gouvernements Podolien an der galizischen Grenze, und bezog die Universität Kiew. Ich befand mich materiell in wenig gesicherter Stellung und sah mich infolgedessen häufig genötigt, nach Hause zu reisen, d. h. nach dem podolischen Dorfe Luka Barskaja, wo meine Eltern wohnten; dort blieb ich mitunter monatelang, da ich nicht die nötigen Mittel besaß, um wieder nach Kiew zurückzukehren. Uebrigens lebte es sich in Kiew damals ziemlich langweilig; das studentische Leben befand sich in einer Periode der Stagnation: es gab weder Klubs, noch Versammlungen. Erst auf dem Lande lebte ich wieder auf; auf Anregung meines älteren Bruders Iwan und in Gemeinschaft mit ihm verbrachte ich manchmal ganze Tage mit landwirtschaftlichen Arbeiten und die Abende mit Lektüre. Morgens stand ich früh auf und ging gewöhnlich an die Feldarbeit: ich machte Heu und mähte mit den Schnittern. Es machte mir Freude, ihre sonngebräunten, muskulösen Arme anzusehen, und ich hoffte, es auch einmal zu tüchtiger Körperkraft zu bringen. Unter diesen Verhältnissen sog ich, ohne es

selbst zu merken, bald eine demokratische Gesinnung ein, die sich anfangs allerdings hauptsächlich in meinen äußeren Manieren bekundete. So war mir elegante Kleidung zuwider; gestärkte Kragen, Krawatten, feines Schuhzeug, Handschuhe und dergleichen konnte ich nicht ausstehen und trug immer eine buntgestickte kleinrussische Bluse oder ein rotes baumwollenes russisches Hemd mit schrägem Brustschlitz, und von meinen hohen Schmierstiefeln trennte ich mich weder bei Schmutz noch bei trockenem Wetter.

Erst im Jahre 1869 kam mehr Leben in die Kiewer Studentenschaft. Soweit ich mich erinnere, begann die Sache mit der Organisation einer Hilfskasse. Zu dieser Zeit kamen auf unsere Universität einige Petersburger Studenten, die von der dortigen Universität infolge von Ruhestörungen verwiesen waren, und durch dieses Element wurde unsere Körperschaft noch mehr belebt: es bildeten sich literarische Vereine oder Vereine zur Selbstbildung; es entstanden nach einander eine studentische Kasse, eine Speisewirtschaft und eine allerdings sehr kleine Bibliothek. Zuerst ein Wort von der letzteren. Die sämtlichen Bücher derselben fanden bequem auf einem aus sechs fichtenen Brettern bestehenden Regal Platz, das an der Wand befestigt war. Die beiden obersten Bretter wurden von sehr dicken, gebundenen Büchern kriegswissenschaftlichen Inhalts eingenommen. Diese hatte jemand gleich bei der Gründung der Bibliothek geschenkt; warum wir sie aber aufbewahrten, war schwer zu sagen, da sie niemand las. Der Bücherbestand der vier übrigen Reihen wies nichts Auffälliges auf; es waren ganz gewöhnliche Bücher, nichts von der Zensur Verbotenes darunter. Wenn ich mich daran erinnere, daß die Kiewer Universität eine vortreffliche Bibliothek und ein gutes Lesezimmer besaß, wo jeder Student die Bücher und Zeitungen unentgeltlich benutzen konnte, so kann ich mir die Anlegung unserer Bibliothek nur aus dem Wunsche

erklären, um jeden Preis eine eigene Bibliothek zu haben, in der wir ohne Kontrolle hausen könnten. Mitunter schien es uns, als ob die Polizei und die Gendarmen unserer Bibliothek nachspürten; das kitzelte uns sehr und bereitete uns Vergnügen. In solchen Augenblicken gewann die Bibliothek mit ihrer voluminösen Kriegswissenschaft in unseren Augen schon einen bedeutenden Wert.

An einem der oben erwähnten literarischen Klubs, der aus sieben oder acht Mitgliedern bestand, beteiligte auch ich mich. Wir versammelten uns einmal wöchentlich, lasen etwas und unterhielten uns dann darüber. Das Ziel, das wir dabei im Auge hatten, war eigene Weiterbildung. Allerdings entspannen sich unter uns oft Gespräche über die uns bevorstehende Tätigkeit in der menschlichen Gesellschaft; aber wir faßten in dieser Hinsicht keinerlei praktische Beschlüsse, sondern betrachteten die Frage nur vom theoretischen Standpunkte aus. Wir hielten uns für verpflichtet, künftig zum Nutzen und Heile des Volkes zu arbeiten, wurden uns aber keineswegs schon im voraus über die Mittel und Wege schlüssig, mittels deren wir diese Aufgabe zu lösen hofften. Es würde jedoch sehr schwer sein, jetzt all das wiederzugeben, worüber wir uns damals unterhielten, was wir lasen, und wie wir uns über diese oder jene Frage aussprachen; viele Einzelheiten sind mir jetzt völlig aus dem Gedächtnisse entschwunden. Ich kann mich auf nichts Charakteristisches oder Hervorragendes besinnen; ich erinnere mich nicht, daß irgend ein Ereignis oder irgend ein Buch auf mich einen stärkeren Eindruck gemacht oder mich tiefer erregt hätte. Alles ging seinen ruhigen und alltäglichen Gang. Meine zukünftige Tätigkeit in der Gesellschaft schwebte mir nur in unklaren, unbestimmten Umrissen vor Augen. So stand die Sache bis zum Jahre 1871, wo endlich ein Anstoß erfolgte, der meinem Leben endgültig eine bestimmte Richtung gab.

Im Jahre 1871 wurde in Moskau der sogenannte Netschajewsche Prozeß verhandelt, und Berichte über ihn wurden, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, im Regierungsboten abgedruckt. Ich wohnte damals in Tula, und wir, mein Bruder Iwan und ich, verfolgten mit gespannter Aufmerksamkeit diesen Prozeß, der in uns eigenartige, fast widerstreitende Empfindungen hervorrief. Es stellte sich heraus, daß die meisten Angeklagten lediglich Werkzeuge in den Händen Netschajews gewesen waren, dem es gelungen war, ins Ausland zu entkommen und sich so dem Gerichte zu entziehen. Aber wenn auch einerseits die Aussagen der Angeklagten dem Publikum einige wenig reizvolle Seiten des Prozesses und speziell das Benehmen Netschajews selbst klarlegten, der zu Hintergehung und Täuschung seiner Genossen gegriffen hatte: so wiesen doch eben diese selben Angeklagten auf die Not und die Leiden der Volksmenge als auf die einzige Ursache hin, durch die sie veranlaßt worden waren, an der Verschwörung teilzunehmen. Die kühne Haltung, welche die beiden Hauptangeklagten, Uspenski und Prüschow, vor Gericht zeigten, errang ihnen die entschiedenen Sympathien des Publikums und machte sie zu Märtyrern für die Sache des Volkes. Gewiß, man konnte über den Weg, den sie zur Erreichung der Volkswohlfahrt gewählt hatten, abweichender Meinung sein und streiten, man konnte ihn sogar für falsch erachten; aber vom moralischen Standpunkte aus waren sie völlig im Rechte, da sie ihrer Ueberzeugung gemäß gehandelt hatten und vor Hindernissen nicht zurückgewichen waren; ja, mehr als das: sie hatten sich nicht bedacht, für die Sache, an die sie glaubten, ihr Leben zum Opfer zu bringen. Diese glühende Liebe zu ihrer Sache und diese Selbstaufopferung, das war das positiv Wertvolle an den Anhängern Netschajews und forderte unwillkürlich zur Nachahmung auf. Unser Volk litt wirklich und war in Not; das sah ich mit

eigenen Augen. Um sein kärgliches tägliches Brot zu erwerben, arbeitet es vom frühen Morgen bis zum späten Abend, mit kurzer Pause für das Mittagessen, und so von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, bis zum Tode. Es hat keine Zeit, etwas zu lesen und sich zu bilden, keine Muße, um sich aufzuheitern. Ein furchtbares Leben! . . . Und jeder ehrenhafte Mensch hat tatsächlich die Pflicht, für das Wohl dieses unglücklichen, geplagten Volkes zu wirken. Dieser Trieb also, der sich früher nur im tiefsten Grunde meiner Seele geregt hatte, wurde durch den Netschajewschen Prozeß in mir zu energischer Betätigung erweckt. Aber was eigentlich zu tun sei, und welcher Weg eingeschlagen werden müsse, das wußte ich nicht. In dieser Hinsicht nun wirkte mein Bruder Jwan auf die weitere Entwickelung meiner Anschauungen bestimmend ein.

Dieser stellte damals die Theorie auf, man dürfe sich sein Brot moralischer Weise nur durch körperliche Arbeit verdienen, wie es die Bauern tun; jede geistige Arbeit sei im Grunde eine Ausbeutung des Volkes, und das Einzige, womit wir uns beschäftigen dürften, sei daher der Ackerbau. Zu diesem Zwecke schlug Jwan die Bildung einer landwirtschaftlichen »Kommune« (Genossenschaft) vor. Allerdings sei die Ausführung dieses Unternehmens gerade in Rußland nicht möglich, da die Regierung dagegen einschreiten werde; daher sei es notwendig, nach Amerika auszuwandern.

Jwans Erwägungen erschienen mir so logisch, daß ich keine Einwürfe dagegen machen konnte; aber ich geriet hierdurch in einen unangenehmen Zwiespalt mit mir selbst: es schmerzte mich, die Heimat aufzugeben, und es schmerzte mich, von meinem Bruder Jwan, den ich herzlich liebte, mich zu trennen. Indes wurde ich der Notwendigkeit, eine so peinliche Wahl vorzunehmen, überhoben, da es uns in Kiew nicht gelingen wollte, eine größere Anzahl von Anhängern unter der Fahne

dieses »Amerikanismus« zu sammeln, und so der Gedanke meines Bruders nicht zur Verwirklichung kam. Schließlich löste sich der Verein auf; die Mitglieder traten zum Teil in andere Klubs ein, viele reisten auch weg, namentlich nach der Schweiz, wohin damals von allen Enden Rußlands junge Leute zusammenströmten, die gleich uns eine Antwort auf die Frage suchten: „Was ist zu tun?"

Auch ich begab mich im Frühjahr 1873 nach der Schweiz und zwar nach Zürich, wo ich baldigst in Verkehr mit meinen Landsleuten trat, die fast sämtlich nicht den immerhin gemäßigteren sozialdemokratischen, sondern den anarchistischen Theorien huldigten, dabei aber unter sich keineswegs einig waren. Mich indessen ließ der Gedanke nicht los, nun wirklich Arbeiter zu werden, und so machte ich mich denn nach kurzem Aufenthalte in Zürich mit zwei Kameraden, Donetzki und Sudsilowski, auf, um bei dem damals im Bau begriffenen Sankt Gotthard-Tunnel Arbeit zu suchen. Wir fuhren auf der Bahn nach Luzern und von dort mit dem Dampfer über den Vierwaldstättersee nach Flüelen; von hier marschierten wir zu Fuß, unsere Bündel auf den Schultern, auf der Chaussee unserem Ziele zu. Der Weg führte immer neben der Reuß hin, die in einem Gebirgstale daherbrauste. Dieses Tal bot stellenweise den Anblick kleiner grüner, ganz flacher Wiesen, die von Bergen umgeben waren, stellenweise verwandelte es sich in enge, gewundene Schluchten, voller Steine, zwischen denen der Fluß mit Getöse brauste und schäumte. An den Seiten des Flusses erhoben sich dichtgedrängt tannenbewachsene Berge, die mit ihren teils hutförmigen, teils spitzen Gipfeln, mit tiefen Schluchten und nackten Felsen immer einer hinter dem andern hervorschauten. Einmal — wir waren schon nicht mehr weit von der Stelle entfernt, wo der Tunnel begann, — verkrochen wir uns aus Sparsamkeitsgründen, um zu nächtigen, im dichten

Walde seitab vom Wege. Die Gegend war menschenleer. Es regnete. Wir zitterten vor Frost; denn obwohl es im Mai war, herrschte doch in dieser Höhe noch starke Kälte. Nach russischer Gewohnheit zündeten wir uns ein Holzfeuer an, breiteten auf der Erde unter einem Felsen, der uns vor dem Regen schützte, unsere Mäntel aus und legten uns schlafen. Dichter Tannenwald zog sich an dem Berghange in die Tiefe, aus der das nimmer ruhende Getöse des Flusses heraufscholl. Eine dunkle Nacht brach herein. Der Regen wurde stärker. Das Feuer wärmte uns die Füße, und wir schliefen ein. Plötzlich hörten wir im Walde ein Geknister.

Wer ist da? rief einer von uns auf Russisch, da er in der Schlaftrunkenheit nicht daran dachte, daß wir uns in der Schweiz befanden.

Wir waren alle munter geworden. Die den Waldboden bedeckenden Aestchen knackten unter schweren Tritten. Das Geräusch wurde stärker und näherte sich; es kam jemand auf das Feuer zu. Einer von uns zog den Revolver heraus. Wir erwarteten mindestens einen Bären vor uns zu sehen; aber es erschien nur ein Waldhüter. In der schwer verständlichen Sprache der inneren Kantone eröffnete er uns, daß es nicht gestattet sei, ein offenes Feuer zu unterhalten, da daraus ein Waldbrand entstehen könne, und verlangte, wir sollten das Feuer auslöschen.

In Rußland kriechen bei solchem Wetter nicht nur die Waldhüter, sondern auch die Hunde an einem trockenen Plätzchen unter und schlafen!

Wir sahen uns gezwungen, das Feuer auszulöschen.

Na, hier gibt's kein Verstecken! bemerkte einer von uns.

Nein . . . das gibt's nicht.

Noch lange nachher unterhielten wir uns über die in der Schweiz herrschende »gute Ordnung«, und ich hatte auf einmal

das Gefühl, als ob diese mich erdrückte, ähnlich wie die Berge. Mir fielen unsere dichten, undurchdringlichen russischen Wälder ein, wo es keine Waldhüter gibt.

Zu unserer Enttäuschung vernahmen wir beim Tunnel, daß Arbeiter im Ueberfluß vorhanden seien und wir keine Beschäftigung erhalten könnten. Nach Zürich wollten wir in keinem Falle zurückkehren, und so wanderten wir denn über Andermatt und den tief verschneiten Furkapaß, dann das Rhonetal hinunter nach Genf. Aber auch hier war es für uns Ausländer recht schwierig, Arbeit zu finden, und Sudsilowski reiste deshalb wieder nach Zürich. Uns beiden andern gelang es zwar, als Erdarbeiter drei Franken täglich zu verdienen; doch wurde nach einigen Wochen Donetzki, der einen fremden Paß und keinen permis de séjour hatte, von der Polizei aus dem Kanton ausgewiesen. Das Gleiche konnte auch mir jeden Tag widerfahren; die Freiheit in der Schweiz galt eben offenbar nicht für einen jeden. Deshalb, und weil ich mich überhaupt in dem Lande mit fremder Sprache und fremden Sitten nicht wohl fühlen konnte, beschloß ich, nach Rußland zurückzukehren, vorher aber jedenfalls noch die Bekanntschaft des alten, berühmten Revolutionärs Bakunin zu machen, der damals in Locarno am Lago maggiore wohnte.

Mit einem Freunde namens R. zusammen machte ich die Reise mit der Post; wir kamen abends in Locarno an, ließen uns in einem Gasthause ein Zimmer geben und verschoben unsern Besuch auf den folgenden Tag. Aber Bakunin pflegte spät aufzustehen, so daß wir uns erst zwischen neun und zehn Uhr morgens zu ihm begeben konnten. Beim Eintritt in sein Zimmer, das im Erdgeschoß lag, erblickte ich an der rechten Wand in der Ecke ein gewaltig großes, niedriges Bett, auf dem in diesem Augenblicke Bakunin lag. R. stellte mich ihm vor. Dieser reichte liegend uns beiden die Hand, erhob sich

schwer atmend vom Bette und begann sich langsam anzukleiden. Ich sah mich um. Links an der Wand stand ein langer Tisch, mit Zeitungen, Büchern und Schreibgerät überladen. Weiterhin reichten einfache hölzerne Regale fast bis zur Decke, gleichfalls mit allen möglichen Papieren vollgepackt. In der Mitte des Zimmers standen auf einem runden Tische ein Samowar und Gläser, daneben lagen Tabak, Zuckerstücke und Teelöffel, alles bunt durcheinander; auch die Stühle standen in Unordnung umher.

Bakunin war ungewöhnlich groß und massig; indes war seine Körperfülle augenscheinlich krankhaft. Sein Gesicht war aufgedunsen; unter den hellgrauen oder blauen Augen hingen Säcke. Der gewaltige Kopf wies eine große Stirn, an deren Seiten spärliche, halbergraute Haarbüschel aufragten. Beim Anziehen keuchte er und richtete von Zeit zu Zeit seine hellen Augen auf mich. Ich fühlte diesen Blick auf mir ruhen und hatte dabei ein unbehagliches Gefühl, um so mehr, als er kein Wort mit mir sprach. Ich hatte früher gehört, Bakunin bilde sich seine Meinung über die Menschen nach dem ersten Eindrucke, und jetzt studierte er am Ende gar meine Physiognomie. Ab und zu wechselte er mit R. kurze Bemerkungen. Er lispelte stark, da ihm viele Zähne fehlten. Doch da bückte er sich eben, um seinen Anzug an den Beinen zu ordnen, und in diesem Augenblicke hörte ich, mit welcher Beklemmung er atmete. Als er sich wieder aufrichtete, keuchte er schrecklich; er hatte keine Luft; sein gedunsenes Gesicht war blau geworden. All dies wies darauf hin, daß die Krankheit, die ihn drei Jahre später ins Grab brachte, schon damals stark vorgeschritten war. Nachdem Bakunin sich angezogen hatte, gingen wir in den Garten hinaus, in eine Laube, wohin das Frühstück gebracht wurde. Hier gesellten sich zwei Italiener zu uns, deren einem er mich vorstellte. Dies war Cafieri, Bakunins bester Freund, der dadurch bekannt geworden ist, daß er sein recht beträchtliches

Vermögen für die Sache der italienischen Revolution hingegeben hat. Er setzte sich schweigend neben uns und rauchte seine Pfeife. Unterdessen kam der Briefträger mit einem Päckchen Zeitungen und Briefe, und Bakunin beschäftigte sich mit ihrer Durchsicht. Hierauf erschien Saizew, früher Mitarbeiter an der Zeitschrift »Die russische Sprache«, der damals in demselben Hause mit Bakunin wohnte, und bald entspann sich unter uns eine allgemeine Unterhaltung über den Aufstand in Barcelona, der im Jahre 1872, meine ich, ausgebrochen war und bekanntlich einen unglücklichen Ausgang genommen hatte. Unter anderen Meinungen, die von den Anwesenden über diesen Aufstand geäußert wurden, sprach Bakunin die Ansicht aus, daß die Revolutionäre selbst starke Schuld an dem Mißerfolge trügen, der sie in Barcelona betroffen hatte.

Worin bestanden denn ihre Fehler? fragte ich.

Sie mußten die Regierungs-gebäude verbrennen! Das ist der erste Schritt im Augenblicke eines Aufstandes; aber das haben sie nicht getan! erwiderte er mit Lebhaftigkeit.

Erst aus den weiteren Gesprächen wurde es mir klar, eine wie hohe Bedeutung Bakunin diesem „ersten Schritte" beimaß. Nach seiner Meinung wurde durch die Vernichtung der Regierungsgebäude, wo alle möglichen Akten und Dokumente aufbewahrt würden, eine ernstliche Unordnung und Verwirrung in die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse hineingebracht. „Viele Privilegien und Eigentumsrechte sind in diesen oder jenen Dokumenten niedergelegt," sagte er, „nach deren Vernichtung eine vollständige Rückkehr zur alten Ordnung schwierig wird." Bei der weiteren Entwickelung seines Gedankens wies Bakunin auf die seiner Meinung nach bedeutsame Tatsache hin, daß sich das Volk von selbst im Augenblicke eines Aufstandes zu allererst auf die Regierungsinstitute wirft, auf die Bureaus, Gerichte, Archive, und erinnerte dabei an unsere Pugatschewsche

Revolte,* wo die aufrührerische Menge in ihrer Wut die Regierungsakten zerrissen und verbrannt hatte. Das Volk hatte somit, nach Bakunins Meinung, das Schädliche der »Herrschaft des Papiers« instinktiv begriffen und sich bemüht, sie zu vernichten. Während ich Bakunin zuhörte, erinnerte ich mich auch an das Mißtrauen, das unser gemeiner Mann tatsächlich gegen die Akten hegt, und an die Furcht, die sie ihm einflößen. Ich erinnerte mich an jene ganze Masse von Akten mit Tausenden von Journalnummern, die alljährlich von unseren Bureaus ausgehen, an alle möglichen Mitteilungen, Anzeigen, Berichte, wo als Hauptobjekt für die Kunstgriffe der Beamten, die darauf hinzielen, einem einen Rubel aus der Tasche zu ziehen, immer unwandelbar eben jener gemeine Mann erscheint; ich erinnerte mich — was die Krone von allem ist — an unsern russischen Paß, dieses wunderbare Papier mit der seltsamen Eigenschaft, daß ein Mensch ohne dasselbe nicht ein Mensch ist, sondern ein verbrecherisches Subjekt, welches im Gefängnis zu sitzen verdient; — ich erinnerte mich an all dies und lernte Bakunins Gedanken schätzen. Der Haß, den er gegen die »Herrschaft des Papiers« empfand, und der sich mit Entschiedenheit in jedem Worte und sogar in dem Ausdrucke seiner Augen aussprach, die in dem Augenblicke, wo er von dieser Frage sprach, ganz rund wurden: dieser Haß machte ihn gleichsam zu einem natürlichen Vertreter des russischen Volkes, obwohl Bakunin zu jener Zeit schon längst nicht mehr für die Sache der russischen Revolution begeistert war. Im Gegenteil, wenn er von den Russen redete, hatte seine Sprache einen skeptischen Beiklang. Ueber die Deutschen liebte er sich lustig zu machen, namentlich wenn die Rede auf gewisse Aufstände des Jahres 1848 kam. Ein Deutscher und eine Revolution, das waren in seiner Vorstellung zwei Begriffe, die einander ausschlossen. All seine Hoffnungen setzte

* im Jahre 1773.

Bakunin auf die romanischen Nationen, besonders auf die italienische, und widmete all seine Zeit und Kraft der Herbeiführung einer Verschwörung unter ihnen. Daher betrachtete Bakunin, dem das Betreten Italiens und Frankreichs verboten war, das am Ufer des Lago Maggiore, an der Grenze der Schweiz und Italiens gelegene Locarno für den denkbar geeignetsten Punkt zu seiner Tätigkeit; Locarno spielte die Rolle eines Revolutionszentrums, wo italienische Verschwörer zu geheimen Beratungen mit Bakunin zusammenkamen. Bakunins Plan bestand darin, eine Verschwörung aus kühnen Männern zu organisieren, die bereit wären, ihre eigenen Personen aufzuopfern, und sich zu einem festgesetzten Termine an einem bestimmten Orte versammeln sollten, um den bewaffneten Aufstand zu beginnen. Es war in Aussicht genommen, mit einem Ueberfalle auf die betreffenden lokalen Verwaltungsinstitute anzufangen und dann zur »Liquidation« der bestehenden Ordnung überzugehen, d. h. zur Konfiszierung des Grundeigentums, der Fabriken u. s. w. Indessen war Bakunin weit davon entfernt, sich mit der Hoffnung auf einen unfehlbaren Erfolg zu schmeicheln. „Wir müssen unaufhörlich Aufstandsversuche machen," sagte er. „Mögen sie uns einmal, zweimal, ja zehn- und zwanzigmal zurückschlagen; aber wenn beim einundzwanzigsten Male das Volk hilft und der Aufstand allgemein wird, so haben sich die Opfer bezahlt gemacht." Die ganze Frage spitzte sich also darauf zu, die Volksmasse aus ihrem teilnahmslosen Zustande aufzurütteln und sie dahin zu bringen, daß sie in einen offenen Kampf mit ihren Unterdrückern einträte. Bakunin erklärte sich als Anhänger des aktiven revolutionären Vorgehens und war nicht mit der bloßen Propaganda durch das Wort zufrieden; von diesem letzteren Mittel versprach er sich für die Aufwiegelung der Massen keine Wirkung. Auf dieser Grundlage wurde dann von Bakunins Anhängern die Lehre

vom sogenannten Parlefätismus (der Propaganda der Tat) konstruiert, im Gegensatze zu der Propaganda des Wortes. Sie führte im letzten Ende zu den anarchistischen Bomben, die später die zivilisierte Welt so sehr aufregten. Ein Unterschied zwischen dem späteren Anarchismus und dem Bakuninschen besteht jedoch vor allem darin, daß Bakunin immer darauf hinarbeitete, einen organisierten Aufstand, aber keineswegs politische Mordtaten hervorzurufen, die nach persönlichem Gutdünken ausgeführt werden.

Am zweiten oder dritten Tage unseres Aufenthaltes in Locarno führte Bakunin uns nach einem außerhalb der Stadt am See gelegenen Hause, das unlängst von italienischen Verschwörern auf seinen Namen gekauft war, um es zu einem Asyl für Revolutionäre zu gestalten. Hier sollte eine fliegende Druckerei eingerichtet werden zur Herstellung von Proklamationen beim Ausbruch eines Aufstandes, ferner eine Niederlage von Waffen, Kongrevischen Raketen und ähnlichem Revolutionsbedarf zum späteren Transport nach Italien, auch die Anbringung geheimer Ausgänge war in Aussicht genommen.

Bald darauf fuhr mein Reisegefährte R. nach Zürich zurück; ich aber blieb noch einige Tage in Locarno, in stetem Verkehr mit Bakunin; wir tranken sogar Brüderschaft miteinander. Als ich mich endlich zur Abreise anschickte, bestand er darauf, daß ich ihm mein Portemonnaie zeigen sollte, und als sich herausstellte, daß mir an dem Reisegelde nach Rußland etwas über dreißig Franken fehlten, drängte er mir diese Summe, so peinlich es mir war, auf.

Ueber Oberitalien und Tirol fuhr ich nach Rußland, wo ich meine Tätigkeit unter dem Volke beginnen wollte. Der Zug jagte dahin; ich saß am Fenster, betrachtete die vorbeieilenden Bilder und träumte von der Zukunft. Sie erschien mir so verlockend und herrlich! Ich war in jenem Augenblicke so glau-

bensstark, daß ich beinah imstande war, einem Berge zuzurufen: „Hebe dich von deinem Platze!“ Jetzt passierte ich schon Krakau; ich hörte die heimische Sprache, und das Herz in der Brust schlug mir stärker. Jeder Bauer, jedes Weib, die in meinen Wagen einstiegen, kamen mir wie Angehörige vor.

Ich fuhr gar nicht erst nach Kiew, sondern machte in meiner Heimat Luka Halt. Dies führte, wie mir schien, kürzer zum Ziele, da ich in Luka unter den Bauern Freunde hatte und durch ihre Vermittelung schneller mit der Landbevölkerung Fühlung zu gewinnen hoffte. Aber während ich mich zu orientieren suchte, mich auf einzelne Bekanntschaften beschränkte und überlegte, wie die Sache anzugreifen sei, vergingen anderthalb Monate. Unterdessen kam Donetzki, der länger als ich in der Schweiz geblieben war, in Rußland mit einem fremden Passe an. Auf der Station Serbinowzü bei Schmerinka verließ er den Zug, übergab seinen Koffer dem Stationsgendarmen zur Aufbewahrung und machte sich zu Fuß auf den Weg zu mir nach Luka, das nicht weit von Serbinowzü entfernt lag. Es war im November und das Wetter kalt. Eingehüllt in eine rote Friesdecke, in der Art, wie man sich in ein Plaid wickelt, ging Donetzki mit einem Bündelchen in den Händen, um den Weg abzukürzen, auf dem Eisenbahndamm entlang. Zu beiden Seiten der Bahn zog sich dichter Buchenwald hin. Als er etwa zwei Werst zurückgelegt hatte, stieß er auf einen Trupp Arbeiter, die etwas an der Strecke ausbesserten. Wären die Arbeiter allein da gewesen, so wäre ihm wahrscheinlich nichts Besonderes passiert; aber es befand sich bei ihnen der Bahnmeister. Auf dem Eisenbahndamm zu gehen, war verboten; der Bahnmeister rief daher Donetzki an und beabsichtigte, ihn festzunehmen. Da warf Donetzki sein Bündel unter eine kleine Eisenbahnbrücke, befreite sich von der Decke und flüchtete in den Wald. Er war ein schneller Läufer und hoffte, daß die Beine ihn auch

diesmal nicht im Stiche lassen würden. Und das wäre wohl auch nicht geschehen, und er wäre entkommen, wenn er nicht über einen Baumstumpf gestolpert wäre. Er fiel hin. Beim Fallen zerschlug er sich stark das eine Bein; er konnte nicht weiterlaufen und wurde ergriffen.

Bringt ihn zum Landkommissar, Kinder! befahl der Bahnmeister. Vielleicht ist er ein entsprungener Gefangener.

Zum Unglück war um diese Zeit bei Serbinowzü im Walde ein Leichnam mit Spuren gewaltsamer Tötung gefunden worden, und der zuständige Landkommissar, Makow, veranstaltete gerade an diesem Tage Erhebungen im Dorfe Stoduljzü. Vom Bahnhofe Serbinowzü nach Stoduljzü waren es nur vier Werst, und von der Stelle, wo Donetzki ergriffen wurde, war es noch um die Hälfte näher. In einer halben Stunde war er nebst seiner Decke und dem Bündelchen, das er unter die Brücke geworfen hatte, zum Landkommissar gebracht; dieser forderte begreiflicherweise Donetzki den Paß ab und verhörte den Arrestanten.

Hätte sich ein solcher Vorfall in einem inneren Gouvernement Rußlands zugetragen, so wäre alles vielleicht noch glücklich abgelaufen, besonders in jenen Zeiten; aber hier kam es anders. Das Gouvernement Podolien liegt an der Grenze, und die Landkommissare sind es gewohnt, bei der Suche nach Konterbande Visitierungen vorzunehmen. Auch in diesem Falle befahl der Landkommissar, als er aus dem Passe ersah, daß Donetzki soeben vom Auslande angekommen sei, ihn zu visitieren. Sein Bündel wurde aufgeknotet und darin ein kleines Päckchen bedruckter Blätter gefunden. Dies war eine Proklamation oder ein Programm — wie man es nun nennen will — mit dem Titel: »An die russischen Revolutionäre«. Dieses Flugblatt war von einem »Züricher Anarchistenverein« herausgegeben, der sich erst nach meiner Abreise gebildet haben mußte, da ich während meines Aufenthaltes in Zürich nichts von ihm gehört hatte.

Da Donetzki sah, daß nichts mehr zu machen war, nannte er seinen wahren Familiennamen und erklärte, den bei ihm vorgefundenen Paß, auf Grund dessen er die Grenze passiert hatte, habe er einfach dem Eigentümer gestohlen.

Wohin wollten Sie sich begeben? fragte ihn der Landkommissar.

Nach Moskau. Ich hatte nicht genug Geld, um zu fahren; ich sah mich genötigt, zu Fuß zu wandern, antwortete Donetzki.

Und tatsächlich war bei der Visitierung nur eine Anzahl Kopeken bei ihm vorgefunden worden.

Natürlich maß der Landkommissar diesem Ereignisse eine außerordentlich große Bedeutung bei. Er vergaß den im Walde gefundenen Leichnam vollständig und machte sich mit unerhörtem Eifer an die Untersuchung in Sachen Donetzkis. In einer Stunde befand er sich bereits mit einem Haufen ortsansässiger Zeugen auf dem Bahnhofe von Serbinowzü. Aus dem Zimmer des Stationsgendarmen wurde der Koffer herausgeschleppt und geöffnet; mit Schrecken erblickte man darin einen Haufen bedruckter Blätter von derselben Art, wie sie in Donetzkis Bündel gefunden wurden. Wie es Donetzki gelungen war, diese Proklamationen über die russische Grenze zu bringen, weiß ich nicht. Nun begann eine sorgsame Durchmusterung seiner sämtlichen Sachen. Es fand sich ein Buch »Statistik« von Kolb, auf dessen vorderstem Blatte oben der Name Wladimir Mokriewitsch stand.

Ich wußte nichts von dem Vorgefallenen, obwohl es vom Bahnhof Serbinowzü bis Luka nur acht Werst sind.

Zwischen zwei und drei Uhr nachts erwachte ich von einem ungewöhnlichen Geräusche. Im Bette liegend sah ich, als ich die Augen aufschlug, meinen Vater mit einer Kerze in der Hand vor mir stehen und auf der Schwelle des Zimmers den Landkommissar sowie den Serbinowzüschen Bahnhofsgendarmen, letzteren in grauem Mantel; eine rote Schnur ging ihm

über der Brust bis zum Gurt herab, wo der in einem Leder=futteral steckende Revolver hing. Der Landkommissar und der Gendarm hatten beide im Zimmer ihre Uniformmützen auf dem Kopfe.

Herr Mokriewitsch, es ist heute (für den Landkommissar war es immer noch heute; offenbar hatte er sich in dieser Nacht nicht schlafen gelegt) der politische Verbrecher Donetzki fest=genommen worden. Es liegen Beweisstücke gegen Sie vor; wir müssen eine Haussuchung veranstalten.

All dies versetzte mich in große Bestürzung.

Tun Sie Ihre Pflicht, sagte ich jedoch; ich gab mir Mühe, höflich zu sein und möglichst kaltblütig zu scheinen, obwohl mir in diesem Augenblick ein ganzer Schwarm von Gedanken durch den Kopf wirbelte.

Wie ist Donetzki ertappt worden? Habe ich auch nichts Verbotenes bei mir? Ich denke, doch wohl nicht; aber wer kann es wissen? so überlegte ich, während ich vom Bette aufstand und mich eilig anzukleiden begann. Im Hause befanden sich außer mir und meinem alten Vater meine beiden damals noch kleinen Schwestern und die Dienstboten. Mein Bruder Iwan war zur Zeit im Auslande. Meine Mutter war gleich=falls nicht zu Hause.

Nun begann eine Durchsuchung der Sachen, der Papiere, der Bücher. Es wurde ein Brief gefunden, welcher Aufmerk=samkeit erregte, weil in ihm sehr viel von Lupus gesprochen wurde. So nannten wir einen Kameraden namens Chodjko, der durch sein Wesen an einen gewissen in Viktor Hugos Roman L'homme qui rit vorkommenden Lupus erinnerte, bei dem sich unter der äußeren Schale groben Benehmens ein gutes Herz verbarg.

Was ist das für ein Lupus? Wer ist das? fragte der Landkommissar beim Lesen des Briefes.

Ach, das ist nur dummes Zeug, antwortete ich und nahm ihm den Brief aus der Hand. Lupus ist ein lateinisches Wort und bedeutet Wolf.

A—ha! sagte der Landkommissar langsam und verständnisvoll. Er hatte nichts verstanden; das war klar. Aber er wollte das vor mir nicht zeigen und ließ mir den Brief. Proklamationen und verbotene Bücher kamen bei mir nicht zum Vorschein, und nur ein anderer Brief, in dem die Petersburger Adresse einer mir bekannten Dame erwähnt war, wurde weggenommen und nachher an das Protokoll angeheftet.

Die Haussuchung war beendet; nun wurde zur Aufsetzung des Protokolles geschritten. Wir setzten uns im anstoßenden Zimmer an einen großen eichenen Tisch, auf den auch der Samowar gestellt wurde; der Landkommissar schickte die ortsansässigen Bauern, die als Zeugen bei der Haussuchung gedient hatten, aus dem Zimmer und begann ein Schriftstück zu verfassen. Ich bewirtete ihn und den Serbinowzüer Gendarmen mit Tee. Einerseits der Umstand, daß die Haussuchung keine unerquicklichen Ergebnisse gehabt hatte, andererseits vielleicht der Tee lösten dem Landkommissar die Zunge, und er teilte mir nähere Einzelheiten von der Festnahme Donetzkis mit. Das Protokoll war aufgesetzt, ich unterschrieb es, und der Landkommissar machte sich zum Aufbruch fertig. Es war schon ganz hell geworden, als er mit dem Gendarmen und den Zeugen vom Hofe wegfuhr.

Von Luka Barskaja bis zur Kreisstadt sind es dreißig Werst. Der Landkommissar hatte sich dorthin begeben, um der Behörde den von ihm festgenommenen „politischen Verbrecher" einzuliefern und über alles Vorgefallene Bericht zu erstatten. Obwohl durch die Haussuchung bei mir nichts gefunden war, so mußte doch schon allein meine völlig erwiesene Bekanntschaft mit dem eines Staatsverbrechens beschuldigten Donetzki mich

in den Augen der Behörde hinlänglich verdächtig machen. Der Landkommissar hatte eine Fahrlässigkeit begangen, indem er mich nicht arretierte. Die Kreisbehörde konnte sich als scharfsichtiger erweisen und meine sofortige Festnahme verfügen. Da ich dies vorhersah, beschloß ich, möglichst schnell von Hause wegzufahren. Aber dies bei Tage zu tun, war unzweckmäßig. Meine Abreise konnte von den Bauern bemerkt werden, denen der Landkommissar vielleicht sogar befohlen hatte, mich im Auge zu behalten. Darum entschied ich mich dafür, die Nacht abzuwarten. Ich überlasse es einem jeden, zu beurteilen, mit welcher fieberhaften Ungeduld ich an diesem Tage auf den Sonnenuntergang wartete! Endlich kam der Abend heran. Ich sagte dem Kutscher, er möchte die Pferde anspannen, und machte mich reisefertig. Plötzlich erscholl der Klang eines Pferdeglöckchens; es fuhr jemand bei unserm Tor vor und hielt an. Das Herz pochte mir heftig. Ich gab Auftrag nachzusehen, wer gekommen sei, sprang selbst in den Garten hinaus und versteckte mich zwischen den Bäumen, fest entschlossen, nötigenfalls sogar zu Fuße zu fliehen, wenn sich herausstellen sollte, daß sie gekommen seien, um mich zu holen.

Einige Augenblicke darauf trat der Kutscher zu mir und flüsterte leise: Ein junger Herr ist gekommen. Er fragt nach Ihnen.

Was für ein junger Herr? fragte ich bedenklich. Ist er allein?

Ja, er ist allein. Er trägt eine Brille.

Ich ging in die Wohnung hinein. Ein junger Mensch, etwas über Mittelgröße, mit blauer Schutzbrille, stand vom Stuhle auf und trat grüßend auf mich zu. Ich betrachtete das Gesicht des Besuchers aufmerksam; aber es kam mir völlig unbekannt vor.

Erkennen Sie mich wirklich nicht? sagte er.

Spitzmaus! rief ich nun aus, da ich an der Stimme Lermontow erkannte.

Lermontow, der früher (etwa ein Jahr vorher) Mitglied eines Petersburger politischen Klubs gewesen war, hatte sich von seinen Klubgenossen getrennt, war ins Ausland gegangen und in geregelte Beziehungen zu den Züricher Bakunisten getreten. In Zürich war ich mit ihm durch Chodjkos Vermittelung bekannt geworden, der ihm wegen seiner geheimnisvollen Verschwörertätigkeit den Beinamen Spitzmaus oder Totengräber gegeben hatte. Unter diesem Spitznamen war er bei uns bekannt. Lermontow hatte sich den Bart abrasiert und dadurch sein Gesicht stark verändert. Im Gespräche mit ihm erfuhr ich, daß er meine Adresse von Iwan empfangen hatte, mit dem er in der Schweiz nach meiner bereits erfolgten Abreise zusammengetroffen war. Jetzt war Lermontow im Begriffe, sich nach Petersburg durchzuschleichen; er kam aus Wolotschisk, an der österreichischen Grenze, wo er sich einige Zeit im revolutionären Interesse aufgehalten hatte; er hatte sich nämlich mit der Organisation eines Schmuggelverkehrs zur Herüberschaffung unserer Bakuninschen Drucksachen beschäftigt.

Nun, Väterchen, da sind Sie gerade im richtigen Augenblick zu mir gekommen, bemerkte ich endlich und erzählte ihm alles, was bei uns vorgefallen war.

Das ist schlimm. Und ich hatte schon darauf gerechnet, vor der Reise nach Petersburg mich ein bißchen bei Ihnen zu erholen.

Wir beschlossen, zusammen zu fliehen, und fuhren gegen zehn Uhr abends von unserem Hause fort, da wir den Nachtzug, der von Wolotschisk nach Kiew geht, zu erreichen beabsichtigten.

Als wir uns dem Bahnhofe von Wolkowinzü näherten —

nach Serbinowzü zu fahren hatten wir natürlich nicht gewagt — sagte Lermontow zu mir:

Hören Sie, wir wollen einzeln auf den Bahnhof gehen und uns nicht merken lassen, daß wir einander kennen. So ziehen wir weniger die Aufmerksamkeit auf uns. Und wenn selbst der eine von uns arretiert wird, so kann doch der andere glücklich davonkommen.

Dieser Rat schien mir verständig. Lermontow ging zuerst hinein. Eine Viertelstunde später folgte ich ihm. Der Zug wurde bereits erwartet, und der Wartesaal war erleuchtet. Nach der draußen herrschenden Finsternis tat mir das Lampenlicht in den Augen weh. Aber nun sah ich mich um. Das Publikum war in hastiger Geschäftigkeit und lief hin und her; mitten dazwischen schritt würdevoll auch der Schreckensmann, der Gendarm, auf und ab. Aber wo war der »Totengräber«? In einer recht dunklen Ecke des Saales saß Lermontow auf einer Bank; aber mein Gott, mein Gott — wie sah er aus! Ein Verbrecher! schrie beinah jede Falte seines Rockes. Der schwarze Hut von Lämmerwolle, den er auf dem Kopfe trug, das graue Plaid auf den Schultern und die blaue Brille auf der Nase, — geradezu die ganze Ausstattung eines Nihilisten! Ein Verbrecher . . . ein Verbrecher! Mit solchem Aussehen wirst du nicht weit wegkommen, sagte ich bei mir selbst und faßte gleich an diesem ersten Tage meines polizeiwidrigen Lebens den festen Entschluß, ganz andere Manieren zu beobachten. Ich drückte mich in der Menge herum.

Endlich kam unser Zug. Ohne merken zu lassen, daß wir einander kannten, stiegen wir in denselben Wagen und fuhren ab. Erst später, unterwegs, nachdem wir uns überzeugt hatten, daß uns niemand beobachtete, setzten wir uns nebeneinander und redeten zusammen. Lermontow hielt sich für einen erfahreneren Verschwörer als mich, da er bereits bisher als

»Ungesetzlicher« d. h. mit falschen Legitimationspapieren gelebt hatte, und darum konnte meine Ansicht darüber, wie man es anfangen müsse, um unerkannt zu bleiben, für ihn nicht maßgebend sein.

Am Morgen des folgenden Tages waren wir bereits in Kiew. Nachdem Lermontow mir die Adresse des Wolotschisker Schmugglers eingehändigt hatte, der es übernommen hatte, zwei Pud (= 33 kg) der Schrift »Kaisertum und Anarchie« über die Grenze zu bringen, reiste er nach Petersburg, wo er bald darauf in der Wohnung eben jener uns beiden bekannten Dame arretiert wurde, deren Adresse man bei der Haussuchung in meinem Besitze gefunden hatte. Dies war eine große Unvorsichtigkeit von seiner Seite gewesen, da ich ihm davon erzählt hatte und er folglich dort auf eine Haussuchung gefaßt sein mußte.

Am zweiten oder dritten Tage nach meiner Abreise aus Luka erschien in unserem Hause ein Gendarmerieoffizier aus der Kreisstadt, um mich festzunehmen. Da er mich nicht vorfand, berichtete er es an die vorgesetzte Behörde, die unverzüglich nach allen Seiten den geheimen Befehl zu meiner Festnahme ergehen ließ. Seitdem fahndete die Polizei auf mich.

Zweites Kapitel.

Als Arbeiter unter dem Volke.

Die Revolutionäre als Handwerker in Kiew. — Wir ziehen als Färber auf dem Lande umher. — Der kluge Amtsschreiber. — Die Bauern erhoffen eine Aufteilung des Landes. — Beschwerden der Wanderschaft. — Dorflegende von einem früheren Aufstande. — Die Wallfahrer nach Kiew. — Ein gefährlicher Bauer. — Vergnügliches Leben als Eisenbahnarbeiter. — Schändliche Behandlung der Arbeiter.

In Kiew fand ich zwei Klubs vor, deren einem, einer »Kommune«, ich mich anschloß. Es galt nun, unter das Volk zu gehen. Meine Neigung zog mich zum flachen Lande; die

städtische Arbeiterschaft interessierte mich nicht besonders. Da es indessen im Winter nicht anging, sich auf die Dörfer zu begeben, trat ich in Kiew in eine Genossenschaft von Zimmerleuten ein. Die Arbeit selbst gefiel mir: ich besaß eine tüchtige Körperkraft und hatte mir schon früher eine gewisse Fertigkeit in der Handarbeit angeeignet; aber unerquickliche Verhältnisse unter den Genossen machten mir die Sache bald zuwider.

Zu Anfang des Jahres 1874 kam ein junger Mann von glänzenden Fähigkeiten, namens Kowalik, nach Kiew; er hatte sich früher mit dem Studium der Mathematik beschäftigt, widmete sich aber jetzt gänzlich der revolutionären Agitation; ich kannte ihn schon von früher her, da er Mitglied unseres »Amerikanischen Klubs« gewesen war. Er ist zweifellos neben einigen andern als einer der hervorragendsten Führer der Bewegung der Jahre 1873 und 1874 zu betrachten. Auch in Kiew erregte er in unseren Kreisen Aufsehen durch seine hervorragenden Geistesgaben und durch seine Schlagfertigkeit. Hierfür ein kleines Beispiel, das mir in der Erinnerung haftet. Als unsere Hauptaufgabe betrachteten wir es, unter das Volk zu gehen, um in dieses die revolutionären Ideen hineinzutragen. So kam denn auch einmal die Rede darauf, in welcher Maske man am zweckmäßigsten unter das Volk ginge; Kowalik sprach die Meinung aus, man tue dies am besten als Handwerker verkleidet, und machte dabei den Vorschlag, wir sollten zur Erlernung irgend eines Handwerks schreiten.

Was denn für ein Handwerk? fragte einer der Anwesenden.

Das ist ganz gleich, meinetwegen die Schuhmacherei, antwortete er.

Die Schuhmacherei? Ich bitte Sie! rief der andere. Diese Beschäftigung ruiniert ja die Gesundheit in furchtbarer Weise! Es ist bewiesen, daß fast alle Schuhmacher leberleidend sind.

Nun dann das Schmiedehandwerk.

Wissen Sie denn nicht, daß der Kohlenstaub die Lungen zerstört? Nach den Untersuchungen des und des (hier führte er irgend eine medizinische Autorität an) sterben die Schmiede, ebenso wie die Schlosser, häufig an der Schwindsucht.

Die Tischlerei . . . begann Kowalik.

Aber auch die Tischlerei erschien als ein gesundheitsschädliches Handwerk; der Holzstaub ruinierte gleichfalls irgend etwas. Der Sprecher war mit dem nachteiligen Einflusse der Handwerke auf den menschlichen Organismus bekannt und rechnete offenbar darauf, den Gegner auf diesem Terrain zu schlagen.

Alle Handwerke erweisen sich als unhygienisch, bemerkte Kowalik; aber es ist kaum eines weniger hygienisch als der Beruf eines Revolutionärs.

Dieser Hieb kam völlig unerwartet. Die Anwesenden lachten, und der Opponent schwieg verlegen. Es wurde beschlossen, baldigst eine Schuhmacherwerkstatt einzurichten. Dies kam zur Ausführung; Kowalik und ich mieteten eine Wohnung in der Unterstadt. Die Rolle des Obermeisters fiel mir zu, da ich dies Handwerk besser verstand als die andern Genossen; drei derselben lernten es bei uns. Wir kauften die nötigen Werkzeuge und Materialien und machten uns daran, Stiefel zu fabrizieren, die allerdings recht plump ausfielen und keine Käufer fanden. Nicht sowohl dies kleine Mißgeschick, sondern das zu Frühlingsanfang sich verbreitende Gerücht von einer in Kiew bevorstehenden Volkszählung, bei der wir in unserer Wohnung, die wir ohne Vorzeigung von Pässen gemietet hatten, der Polizei in die Hände zu fallen fürchteten, veranlaßte uns, die Werkstatt wieder zu schließen. Kowalik reiste bald darauf nach Petersburg.

Nach Kowaliks Abreise wurde es bei uns wesentlich stiller; die Disputationen und Erörterungen hatten aufgehört. Die

Kommune war gleichsam verödet. Die bloßen Gespräche waren offenbar allen langweilig geworden, und jeder wünschte, möglichst bald seine Kräfte in der Praxis zu erproben. Der Frühlingswind wehte. Schwärme wilder Gänse zogen nordwärts; der Dnjepr ging auf. Mit Getöse zogen auf dem Flusse die grauen Eisschollen dahin und zerbrachen an den steinernen Eisböcken der Kiewer Kettenbrücke. Die Bauern der Nachbardörfer schlüpften in Seelenverkäufern zwischen den Eisschollen hindurch und fischten mit Haken die Balken auf, die der ausgetretene Fluß mit sich führte.

Wir begaben uns also auf den Trödelmarkt und kauften dort getragene Hüte, Kittel und Pelzröcke, da die Witterung noch kühl war. Und als all dies bereit war, schrieben wir uns Pässe für vier Monate, drückten Stempel eigenen Fabrikats darauf, kleideten uns an, warfen unsere Säcke über die Schultern und gingen nach dem Bahnhofe. Wir fuhren mit dem Abendzuge nach Schmerinka. Wir waren unser fünf: Stephanowitsch, Wasja, ich und noch zwei, die ich mit den Anfangsbuchstaben S. und Sch. bezeichnen will. Wir hatten das Schuhmacherwerkzeug mitgenommen, obwohl nur zwei von uns mit diesem Handwerk bekannt waren. An Geld hatte jeder von uns sechs Rubel, da damals in der Kasse der Kommune nicht mehr vorhanden war.

Im Zuge bekamen wir sogleich alle Vorzüge der nicht privilegierten Lebensstellung zu kosten. Nach dem Muster des russischen Arbeiters krochen wir unter die Bänke, um in der Nacht ruhiger zu schlafen. Aber damit war es nichts. Fast vor jeder Station stürzten die Schaffner in unsern Wagen und verlangten, Gott weiß warum, jedesmal, daß wir ihnen unsere Billette zeigen sollten. Fünf Mann hoch, einer hinter dem andern, vom Oberschaffner angefangen bis zum Ofenheizer, gingen sie durch unsern Wagen und schlugen dabei nach uns,

die wir auf dem Fußboden lagen, wie die Maultiere mit den Beinen aus. Ihre Billette, meine Herren! . . . Bitte, die Billette! . . . He, du . . . das Billett! klang es uns durch das Rasseln und Getöse des dahinjagenden Zuges in die Ohren. Nach dem Muster des russischen gemeinen Mannes ertrugen wir auch dies.

Schon andern Tags fragten wir auf dem Bahnhof von Schmerinka nach Arbeit. Die fand sich bald: die Beladung von Waggons mit Schwellen. Für das Laden eines Waggons war ein bestimmter Lohn ausgesetzt. Wir machten uns an die Arbeit: vier von uns trugen die Schwellen, und Sch. stand innen im Waggon und legte sie in Ordnung. Nachdem wir etwa eine Woche lang gearbeitet und Geld bekommen hatten, beschlossen wir, uns wieder auf den Weg zu machen. Von Schmerinka beabsichtigten wir nach Uman zu gehen und im südlichen Teile des Gouvernements Kiew den Dnjepr zu erreichen. Aber zu fünfen mit Schuhmachergerät zu reisen, das nur einer oder höchstens zwei gebrauchen konnten, war nicht recht ratsam. Wir mußten irgend eine andere Verkleidung aussinnen. Erst jetzt merkten wir, daß wir uns mit unserer Abreise aus Kiew übereilt hatten. Da wurde einer von uns auf eine kleine Genossenschaft von Färbern aufmerksam, die durch Schmerinka durchzogen, und wir kamen auf den Gedanken, uns als Färber zu verkleiden. Das erschien umso zweckmäßiger, als Wasjas Mutter sich früher mit Zeugfärberei beschäftigt hatte; Wasja selbst verstand sich etwas auf dieses Handwerk und machte sich anheischig, uns sehr schnell in dasselbe einzuweihen. Indessen war jetzt Sch. wankelmütig geworden; er gestand uns offen, daß er nicht imstande sei, ein solches Leben voll physischer Entbehrungen länger zu führen, und sprach die Absicht aus, nach Kiew zurückzukehren. Dies regte uns furchtbar auf. Vergebens bemühte sich Sch., uns zu überzeugen, daß er in der Stadt

anderweitig nützlich sein könne, und bat uns sogar, mit ihm in Verkehr zu bleiben; wir bestanden fanatisch auf unserem Satze: „Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns", mit anderen Worten: Wer nicht, wie wir, unter das Volk ging, der war unser Feind. Wenn ich jetzt an unsere Trennung von ihm denke, so muß ich gestehen, daß es eine recht traurige und schmerzliche Szene war: schweigend, gebeugten Hauptes, hörte er einige höhnische Bemerkungen unsererseits an; beim Abschied zitterten dem armen Schelm die Hände. Sch. fuhr ab. Wasja reiste gleichfalls nach Kiew, um Farben einzukaufen und dann zurückzukehren. Wir drei blieben in Schmerinka und machten uns wieder, in Erwartung Wasjas, an das Beladen von Waggons. Wasja kam mit einem Sacke voller Büchschen und Röllchen zurück; sogar etwas Geld brachte er mit, das ihm in Kiew aufzutreiben gelungen war. Eine Werst von dem Schmerinkaer Bahnhof entfernt war ein Wald. Wir begaben uns dorthin, verbargen uns an einer einsamen Stelle und kramten all unsere Habe aus den Säcken aus. Wäsche, Schuhmacherwerkzeug, Farben: alles wurde in die einzelnen Säcke entsprechend den Kräften eines jeden verteilt. Zum Zwecke größerer Aehnlichkeit mit wirklichen Färbern, und damit jedermann sehen könnte, daß wir welche wären, beschmierten wir nicht nur unsere Anzüge, sondern sogar unsere Gesichter mit Farbe, und so zurechtgemacht, gingen wir aus dem Walde heraus und verfolgten einen Landweg, der von Schmerinka nach dem Flecken Brailow führte. Die uns begegnenden Bauern nahmen uns wahrscheinlich für Färber; wir aber konnten einander nicht ansehen, ohne zu lachen, so waren unsere Gesichter verschmiert. Durch Brailow kamen wir glücklich hindurch, obwohl wir etwa eine Stunde lang mitten auf dem Markte an Tischen saßen, die unter freiem Himmel aufgestellt waren, und einen Tee tranken, der von den Herren

Kaufleuten, um ihm Farbe zu geben, mit gebranntem Zucker präpariert war. Von Brailow gingen wir nach dem Flecken Tüwrow. Als wir dort die Hauptstraße entlang zogen, hörten wir hinter uns rufen: He, ihr! ... Was seid ihr für welche?

Wir wandten die Köpfe um, und als wir uns überzeugt hatten, daß dieser Ruf uns galt, blieben wir stehen.

Färber! antwortete einer von uns laut.

Färber? Was heißt Färber!? Habt ihr Pässe? Kommt mal her!

Es war nichts zu machen, wir kehrten um. Als wir an das Haus kamen, das sich als das Amtsgebäude auswies, zogen wir unsere Pässe heraus und übergaben sie dem Herrn, der auf der Freitreppe stand und anscheinend kein anderer als der Amtsschreiber war. Er nahm die Pässe hin und machte sich gleich auf der Freitreppe an ihre Durchsicht.

Wer hat euch die Pässe geschrieben? fragte er endlich.

Auf dem Amtsbureau, antwortete einer von uns.

Das sehe ich, daß sie auf dem Amtsbureau geschrieben sind; aber ich frage, wer da bei euch die Pässe schreibt.

Doch wohl der Amtsschreiber.

So ein Dummkopf! . . . Wer von euch kann lesen? Er hielt mir einen der Pässe dicht unter die Nase und wies auf den Schluß des Textes. Dort stand folgendes: „Ausgestellt im Jahre eintausend achthundert vier". Die Worte „und siebzig" waren ausgelassen.

Wir können nicht lesen, bemerkte ich.

Na ja, ihr Dummköpfe, ihr versteht auch gar nichts! Und euer Amtsschreiber ist ein ebenso unwissender Dummkopf. Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: Na, macht, daß ihr wegkommt!

Dieser kleine Vorfall, der uns zuerst in Verlegenheit gebracht hatte, hob dann unsern Mut bedeutend. Das ist ja

herrlich, dachten wir, wenn nicht einmal ein Fehler in den Pässen, der sich durch unsere Eilfertigkeit eingeschlichen hatte, Verdacht gegen uns erweckt hat.

An den ersten Wandertagen stellten wir unter Wasjas Anleitung im Stillen Versuche mit der Färberei an; aber die Farben gerieten uns nicht sonderlich schön! Dennoch boten wir in den Dörfern, durch die wir kamen, durch Ausruf unsere Arbeit an; anfangs allerdings schüchtern, dann aber, als wir merkten, daß die Bauern nichts färben ließen, mit mehr Dreistigkeit. Wo es anging, suchten wir mit den Einwohnern ins Gespräch zu kommen. Bei diesen Unterhaltungen hinderte uns unser blinder Glaube an die Nähe der russischen Revolution, zu erkennen, daß unser Volk bei weitem nicht so revolutionär gestimmt war, wie das in unseren Wünschen lag. Sehr deutlich aber trat uns etwas anderes entgegen: der allgemeine Wunsch der Bauern nach einer Aufteilung des Landes im Verhältnis zur Kopfzahl. Die meisten erwarteten dabei, dies werde sich so vollziehen: der Zar wird befehlen, und dann werden die Feldmesser kommen und das Land unter alle verteilen. Mitunter erkundigten sich die Bauern bei uns, ob wir nicht bereits gehört hätten, daß anderwärts die Landverteilung im Gange sei. Ja, ein Bauer erklärte uns im Laufe der Unterhaltung, daß er im Hinblick auf die bevorstehende Aufteilung jetzt kein Land zukaufen möge. Von allen, mit denen wir über die Landaufteilung sprachen, hörten wir, daß diese Aufteilung sich auf Anordnung des Zaren vollziehen werde. Nach der Vorstellung der Bauern hätte der Zar sie schon längst verwirklicht, wenn ihm nicht die vornehmen Herren und die Beamten hinderlich wären, — die uralten Feinde der Bauern und damit zugleich auch des Zaren. Auf diese Weise zeigte sich die Treue gegen den Zaren aufs engste mit dem landwirtschaftlichen Ideal der

Bauern verbunden. Ihre Wünsche, ihre Begriffe von Gerechtigkeit übertrugen sie auf den Zaren, als wären es seine Wünsche und seine Begriffe. So willkommen uns im Grunde die Idee periodischer Landaufteilungen war, die sich noch in dem Gedankenkreise der ukrainischen Bauern augenscheinlich als ein Rest der mehr oder weniger geschwundenen Gütergemeinschaft erhalten hatte, so war doch mit dieser Idee schwer etwas zu machen; man mußte sogleich mit der Anhänglichkeit an den Zaren rechnen, die tief in der bäuerlichen Weltanschauung wurzelte. Der Bauer wünschte die Landaufteilung, besaß aber keine Kraft zur Durchsetzung dieses tiefinnigen Wunsches. Er war sich dessen bewußt und zog es darum vor, lieber zu warten und sich in der Illusion zu wiegen, es werde endlich die Zeit kommen, wo der Zar ebenso die Landaufteilung ausführen werde, wie zehn Jahre vorher die Befreiung von der Leibeigenschaft. Im allgemeinen ergab sich ein Bild von äußerst passivem Charakter, und das übte eine unvermeidliche Rückwirkung auf unsere weitere Tätigkeit unter dem Volke aus.

Wir legten bis zu zwanzig Werst täglich zurück und blieben zur Nacht in den Dörfern. Die Bauern ließen uns äußerst ungern für die Nacht in ihre Häuser, da unsere stark abgetragene, beinah zerlumpte Kleidung offenbar bei ihnen Argwohn erweckte. Ich muß bekennen, daß wir dies am wenigsten erwartet hatten, als wir uns in der Maske von Arbeitern auf unsere Reise machten. Wir wußten von dem Mißtrauen der Bauern gegen alle, welche Herrentracht, d. h. europäische Tracht, tragen, und setzten voraus, daß sie uns um so mehr Vertrauen entgegenbringen würden, je ärmlicher wir gekleidet wären. Darin hatten wir uns geirrt. Ueberall begegneten sie uns mißtrauisch und gaben uns, offenbar aus Furcht, wir würden etwas stehlen, so ungern ein Obdach, daß das Suchen

von Nachtquartieren sich für uns bald zu einer wahren Strafe gestaltete. Es kam vor, daß wir bei zehn Häusern herumgingen und überall abschlägige Antworten erhielten. Manche Nacht verbrachten wir daher unter freiem Himmel. Dabei war das Wetter regnerisch, und wiederholt sprang ich bei Nacht auf, am ganzen Leibe vor Kälte und Nässe zitternd. Einigemal mußten wir geradezu im Regen schlafen und wurden völlig durchweicht. Am allermeisten litten unsere Füße von dem schlechten Schuhzeug, das uns Schwielen drückte; bei S. bildeten sich an den Füßen ordentliche Wunden. Nach drei, vier Tagemärschen machten wir gewöhnlich einen Ruhetag. Mitunter blieben wir sogar mehrere Tage an einem Orte, wenn es uns nur gelungen war, in dem Dorfe ein leeres Bauernhaus mit zerschlagenen Fenstern und eingesunkenem Dache ausfindig zu machen, das uns die Leute überließen. Hier reckten wir auf einer Strohschütte unsere matten, steif gewordenen Glieder und gaben uns mit Genuß der Erholung hin. Solchen längeren Aufenthalt nahmen wir unter dem Vorwande, daß wir vorhätten an diesem Orte Arbeit zu suchen. In diesem Falle machte sich Wasja daran, Farben zu kochen, und ich oder Stephanowitsch ging im Dorfe umher, um die Leute aufzufordern, uns etwas zum Färben zu geben. Die Bauern jedoch gaben uns nie etwas, da sie, soweit ich es in Erfahrung bringen konnte, alles Nötige, namentlich Leibgurte, in den Nachbarstädtchen bei Färbern, die sie kannten, färben ließen. Zum Essen kochten wir uns gewöhnlich Buchweizen- oder Hirsegrütze; aber noch häufiger begnügten wir uns einfach mit Brot und Speck.

All dies zusammen — die körperliche Ermüdung, die schlechte Kost und namentlich unsere falsche Stellung den Bauern gegenüber, ihr Mißtrauen gegen uns, das auch uns zwang, unsererseits auf der Hut zu sein, — wirkte sehr niederdrückend,

besonders auf diejenigen unter uns, die, wie zum Beispiel S., sich vorher vielleicht zu ideale Vorstellungen vom Bauernstande gebildet hatten. S. reiste zu seinen Verwandten, die irgendwo jenseits des Dnjepr wohnten, und kehrte seitdem weder nach Kiew noch „unter das Volk" zurück. So verloren wir den zweiten Kameraden.

Inzwischen war der Mai herangekommen; wir befanden uns gerade im Flecken Korsun im Gouvernement Kiew, wo wir ein Bauernhaus gemietet hatten. An diesem Orte hatte zur Zeit des Kampfes bei Sewastopol ein Bauernaufstand stattgefunden, bei dem das Militär auf die Bauern geschossen und 18 bis 20 von ihnen getötet und eine größere Anzahl verwundet hatte. Die Erinnerung hieran fanden wir in der Bevölkerung noch lebendig, und so hielten wir es für zweckmäßig, hier in Korsun eine revolutionäre Niederlassung oder einen Zufluchtsort einzurichten. Ich mußte um diese Zeit in der oben erwähnten Bücherangelegenheit an die Grenze nach Wolotschisk reisen, darum entschloß ich mich, zunächst nach Kiew zu fahren. Stephanowitsch hatte Korsun schon vor mir aus Anlaß irgend welches besonderen Geschäftes verlassen, so daß in dem von uns gemieteten Bauernhause Wasja allein zurückblieb, bis ich nach Erledigung der Bücherangelegenheit und Beschaffung des zur Einrichtung eines Zufluchtsortes nötigen Geldes wieder nach Korsun zurückkommen würde. Mit solchen Plänen reiste ich aus Korsun ab.

Etwa zehn Werst von diesem Orte, auf dem Wege nach Kiew, nicht weit vom Dorfe Sütnikowzü, kehrte ich in einer Schenke ein. Als ich in die geräumige Stube eintrat, welche die gewöhnliche Einrichtung der Schenken aufwies, d. h. einen Ladentisch, an dem der Branntwein verkauft wurde, einen großen Tisch und an den Wänden umher lange Bänke, erblickte ich dort etwa zwanzig Männer und Frauen, die in verschie-

denen Stellungen auf dem Fußboden inmitten durcheinandergeworfener Säcke und aller möglichen Kleidungsstücke umherlagen. Es waren Wallfahrer, die nach Kiew zu den »heiligen Stätten« zogen und in der Schenke Rast gemacht hatten. Am Tische saßen einige Bauern, offenbar Ortsangehörige, da sie sich ungeniert benahmen, sehr laut unter sich redeten und einander abwechselnd aus einem einzigen Glase, das beständig aus einer auf dem Tische stehenden Flasche gefüllt wurde, mit Branntwein traktierten. Ich setzte mich an das andere Ende des Tisches und fing an zu frühstücken.

Als die Bauern sich heiser geschrien hatten, gingen sie weg. Nur einer von ihnen blieb zurück, mit dem ich nun bald in ein Gespräch kam. Nach den gewöhnlichen Erkundigungen, wer ich wäre, von wo ich käme, womit ich mich beschäftigte u. s. w., wurde der Bauer redselig. Ich benutzte seine schwatzlustige Stimmung und leitete das Gespräch auf den Gegenstand, der mich interessierte.

Erzählen Sie mir doch etwas, lieber Mann, begann ich, von dem Aufstande in Korsun. Ich habe viel davon gehört, weiß aber nicht, ob man mir die Wahrheit gesagt oder vielleicht etwas vorgeschwindelt hat.

Was hat man Ihnen denn erzählt? fragte mich der Bauer.

Ich berichtete ihm in Kürze, was ich gehört hatte.

Man hat Ihnen die Wahrheit erzählt, bemerkte er, jawohl, die Wahrheit . . . Es ist ein Aufstand gewesen . . . und die Soldaten haben geschossen . . . Und zwanzig Menschen sind getötet worden . . . Das ist alles wahr, alles. Nun, da wir darauf zu sprechen gekommen sind, muß ich Ihnen sagen, daß man Ihnen zwar die Wahrheit erzählt hat, aber nicht die ganze. Ich kenne diese Geschichte genau. Ich bin ein Hiesiger, aus Sütnikowzü, und hier hat der Aufstand begonnen. Ja, hier, gerade in dieser Schenke, wo wir beide

sitzen. Die Sache ging so zu. Im Frühjahr kamen die Wallfahrer, ebenso wie jetzt. Unter diesen Wallfahrern befand sich ein Vorsänger; er zog von irgendwoher aus der Chersonschen Gegend nach Kiew, zu dem Kloster mit den heiligen Höhlen. Die Wallfahrer kamen also und machten in dieser Schenke Rast, und in der Schenke saßen Leute aus unserem Dorfe. Da erzählte nun dieser Vorsänger laut: „Liebe Leute, es gibt ein kaiserliches Manifest über die Freiheit". Er erzählte, dieses Manifest oder diese kaiserliche Urkunde sei an alle Popen in allen Dörfern versandt worden, und er, der Vorsänger, habe diese Urkunde selbst bei seinem Popen irgendwo in der Gegend von Cherson gelesen. Das erzählte dieser Vorsänger, und als er sich dann in der Schenke ausgeruht hatte, zog er mit den anderen Wallfahrern weiter. Aber von der Zeit an rebellierten die Leute bei uns. Sie rebellierten und rebellierten, bis sie totgeschossen wurden.

Da ich bemerkte, daß mein Erzähler selbst daran glaubte, daß ein derartiges Manifest damals vom Zaren erlassen sei, so sagte ich: Ich verstehe nicht, wie die Soldaten auf die Leute schießen konnten. Ueber die Soldaten kommandiert der Zar. Wenn der Zar selbst das Manifest geschrieben hat, wie konnten dann die Soldaten wider seinen Willen handeln?

An allem sind die vornehmen Herren schuld. Das haben die damals getan, antwortete mein Gegenüber.

Wie konnten denn die Herren über die Soldaten verfügen? Der Zar ist doch der höchste Befehlshaber?

Gewiß, der Zar ist der höchste. Nun, Sie wissen selbst: „Bis zu Gott ist es hoch, und bis zum Zaren weit". Der Oberst macht alles. Und was ist denn so ein Oberst, etwa nicht ein vornehmer Herr? Nun, und dann will ich Ihnen noch etwas sagen, fügte der Bauer mit leiserer Stimme hinzu. Meinen Sie, die Soldaten haben geschossen? Allerdings, geschossen

haben sie; das ist wahr; aber ohne Kugeln. Aber gleichzeitig haben aus den Fenstern des fürstlichen Schlosses die Angestellten geschossen, die Verwalter, die Oekonomen, die Rechnungsführer u. s. w. Die sind es, die das Volk getötet haben, und nicht die Soldaten. Alle Leute haben gesehen, wie die Angestellten damals aus den Fenstern geschossen haben. —

Beinah bis zum Städtchen Rschischtschewo hatten sich mehr oder weniger frische Erinnerungen an den Aufstand in Korsun erhalten. Sehr interessante Nachrichten teilte mir ein Bauer aus dem Dorfe Makedona mit. Er erzählte, es hätten damals alle umliegenden Dörfer in der Gegend der Flecken Korsun, Tagantsch und Mescherjetschje rebelliert. Besonders gut war nach seinen Worten die Sache in Mescherjetschje eingerichtet gewesen. Dort habe damals, erzählte er, ein abgedankter Soldat gewohnt, der die Leute in der militärischen Ordnung unterwiesen und sie einexerziert habe. Die Leute hätten sogar einen Vorrat von Piken für den Fall eines „Krieges mit den Herren" gehabt. Aber, fuhr der Erzähler fort, als die Leute hörten, was in Korsun geschehen war, d. h., daß dort die Aufständischen schon geschlagen seien, gingen sie sachte auseinander. So erfuhren die Herren überhaupt nichts von ihnen; aber in den anderen Ortschaften nahmen sie sie alle fest.

Wie nahmen sie sie denn in den anderen Ortschaften fest? fragte ich.

Ja, sehen Sie, es kam eine Untersuchungskommission angereist und versendete so ein Papier, es sollten aus jedem Dorfe einige Leute zu ihr kommen. „Es mögen nur die Verständigsten kommen", schrieb die Kommission, „damit wir genau erfahren, was die Leute wollen". Da schickten sie denn aus den einzelnen Dörfern die Verständigsten aus ihrer Mitte hin. Aber die Kommission setzte dann all diese Leute ins Gefängnis. Da sind sie denn auch verschwunden, ganz spurlos. Und wo

sie jetzt sind, das weiß Gott der Herr allein. Aber aus Mescherjetschje schickten sie niemand an die Kommission; darum blieben sie auch nur dort, in Mescherjetschje, wohlbehalten.

Nach meiner Ankunft in Kiew bemühte ich mich um Geld zur Errichtung eines revolutionären Zufluchtsortes in Korsun; aber an Geld waren wir Kiewer immer arm. Geld war nirgendher zu erlangen. Um das Unglück voll zu machen, stellte sich bald darauf Wasja aus Korsun ein; es war ihm langweilig geworden, dort allein zu sitzen. Da er sah, daß es unmöglich war, Geld aufzutreiben, überwarf er sich mit uns allen und reiste schließlich irgendwohin nach dem Norden weg. So waren wir nun zuletzt auch des dritten Kameraden beraubt. Von unserer ursprünglichen Gesellschaft, die aus fünf Mann bestanden hatte, hatten sich nur zwei gehalten, Stephanowitsch und ich; wir hatten die Hoffnung noch nicht verloren, etwas unter dem Volke auszurichten, während die übrigen sich offenbar enttäuscht fühlten.

Als ich in Kiew eintraf, fand ich die Zusammensetzung der Kommune stark verändert; es waren einige neue Persönlichkeiten aus Petersburg gekommen: Stronski mit seiner Frau, Fräulein Rogatschewa, Drobüsch-Drobüschewski, Jwan Tschernüschew. Nach den Reden der Ankömmlinge war auf den Versammlungen in Petersburg durch Majoritätsbeschluß das Bakuninsche oder, wie sie es nannten, das Rebellionsprogramm angenommen worden. Aber in der Frage der Verwirklichung dieses Programms in der Praxis war man dort zu keinem Beschlusse gekommen und war, ebenso wie wir im Süden, bei dem Gedanken verblieben, man müsse sich zunächst unter das Volk begeben, um sich mit dessen Lebensverhältnissen näher vertraut zu machen und dann zusammen die praktische Seite der Frage zu prüfen.

Zu diesem Zwecke wurde beabsichtigt, in Petersburg eine

Zusammenkunft zu veranstalten, und als Zeitpunkt derselben wurde der Herbst des Jahres 1874 und zwar, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, der Oktober angesetzt. Stronski hatte vor, unter das Volk zu gehen, nämlich nach dem Gouvernement Poltawa, zusammen mit Tschernüschew. Stronskis Frau und Fräulein Rogatschewa begaben sich als Arbeiterinnen nicht weit von Kiew auf ein Gut, das dem Kiewer Höhlenkloster gehörte. Stephanowitsch gedachte wieder nach dem Süden des Gouvernements Kiew zu gehen, in dieselbe Gegend, wo wir gewesen waren, und zwar nicht allein, sondern mit Fräulein Katerina Breschkowskaja und Fräulein Koljenkina. Was mich anlangt, so beschloß ich, mich in der Umgegend von Kiew herumzutreiben. Von einem Tage zum andern erwartete ich Nachrichten, bei deren Eintreffen ich mich in der Bücherangelegenheit an die Grenze begeben mußte, und konnte mich darum nicht weit wegverlieren. Ich besuchte die Kiew gegenüber am linken Dnjeprufer gelegenen Dörfer als Arbeit suchender Zimmermann verkleidet. Die Dörfer sind hier in einer flachen, niedrigen Gegend angelegt, die nicht selten vom Flusse überschwemmt wird und zum Ackerbau wenig taugt; darum sind die Einwohner mehr vorstädtischen Bürgern als Bauern ähnlich und zeichnen sich durch ihr geldgieriges Wesen aus. Mit diesen Streifereien verbrachte ich mehrere Tage. Ein paarmal machte ich mich an eine Schar von Wallfahrern heran, die nach Kiew zogen, und begleitete sie bis zum Kloster. Nun führt von der Kettenbrücke, die über den Dnjepr gebaut ist, eine schöne, breite Chaussee, in großen Serpentinen ansteigend, zum Höhlenkloster hinauf. Aber diesen Weg schlugen meine Wallfahrer aus irgendwelchem Grunde nicht ein, sondern zogen es vor, nach Ueberschreitung der Brücke direkt auf einem Fußwege den Berg hinanzusteigen, auf dessen Gipfel die goldenen Kuppeln des Höhlenklosters glänzten. Wunderlich an=

zusehen war, wie die vom Gehen erschöpften Weiber, deren Gesichter von Sonne und Wind gerötet waren, nicht mehr imstande aufrecht zu gehen, auf allen Vieren diesen steilen Berg hinankrochen. Sie mußten wohl diese letzte Großtat als ein Gott wohlgefälliges Werk betrachten. Die Männer stiegen schweigend hinan; aber die Wallfahrerinnen stöhnten furchtbar, während sie eine hinter der andern auf allen Vieren mit großen Quersäcken auf dem Rücken dahinkrochen; sie erinnerten eher an einen Haufen Krebse als an eine Schar Menschen. Manche fiel und rutschte kreischend hinab; aber die andern fingen sie auf, und sie kroch wieder weiter.

Ich entsinne mich, daß ich endlich zu dem Dorfe Bortnitscha gelangte; jedoch weiß ich nicht, ob ich den Namen dieses am linken Dnjeprufer etwa fünfzehn Werst von Kiew gelegenen Dorfes genau angebe. Ich trat in ein Bauernhaus. Es war Abend. Die Bäuerin, mit ihrer Wirtschaft im Hause beschäftigt, empfing mich recht freundlich und forderte mich zum Sitzen auf. Ich setzte mich auf eine Bank, und es entspann sich bald zwischen uns ein Gespräch; wir redeten von diesem und jenem. Das Abendbrot war fertig; die Wirtin stellte das Essen auf den Tisch und lud mich ein zu essen; ich trat an den Tisch und ergriff einen Löffel.

Von wo sind Sie denn, lieber Mann? fragte mich die Wirtin.

Aus Werkiewka, antwortete ich. Da ich einen Paß aus dem Amtsbezirk Werkiewka, Kreis Njeschin, hatte, konnte ich natürlich gar nicht anders antworten.

Ich höre dich reden und kann mir das gar nicht denken, erscholl plötzlich eine Männerstimme vom Ofen herab. Von wo, sagst du, daß du gebürtig bist?

Ich sah nach oben und erblickte auf dem Ofen, der die rechte Ecke der Stube einnahm, einen dort liegenden Bauern

in mittleren Jahren. Vor allem berührte mich der Umstand unangenehm, daß dieser Bauer mich mit „du“ anredete. Die Einwohner der Ukraine halten diese Anrede für äußerst unhöflich und bedienen sich ihrer nur, wenn sie sich zanken oder überhaupt ihre Geringschätzung gegen jemand ausdrücken wollen. Indes ließ ich nicht merken, daß ich mich gekränkt fühlte, und antwortete ihm ganz ruhig dasselbe, was ich vorher der Wirtin gesagt hatte.

Aus Werkiewka?! Aber aus welchem? Aus dem bei Njeschin? fragte der Bauer.

Ja, aus ebendem, antwortete ich.

Du lügst! erklärte er mit größter Bestimmtheit.

Ich war so bestürzt und erregt, daß ich vom Tische aufsprang.

Warum glaubst du mir nicht? Ich werde dir meinen Paß zeigen! erwiderte ich, indem ich ihn gleichfalls mit „du“ anredete.

Der Bauer lag mit dem Bauche auf dem Ofen, so daß nur sein Kopf am Rande des Ofens zu sehen war.

Warum stehst du vom Abendessen auf?! Bleib sitzen und iß! bemerkte er in verändertem Tone; aber dann fuhr er fort: Du sagst, aus der Nähe von Njeschin?

Ja.

Du lügst! Weiß Gott, du lügst.

Sieh den Paß an.

Was soll ich mit deinem Passe?! Ich kann nicht lesen. Wer soll daraus klug werden, was in dem Passe geschrieben ist?

Rufe Leute, die lesen können; die mögen es dir vorlesen.

Mögen sie mir vorlesen, was sie wollen, ich sage dir: du lügst! Ich höre an deiner Sprache, daß du von dorther, aus Polen, bist und nicht von Njeschin, sagte der Bauer und

wies mit der Hand nach dem Dnjepr zu. Ich bin sehr oft in Njeschin selbst gewesen. Ich holte Getreide von dort und habe gehört, wie die Leute da reden.

Ich war offenbar hereingefallen. Die Aussprache auf dem rechten Dnjeprufer oder, wie die Bauern jene Gegend der Ukraine nennen, in Polen, unterscheidet sich stark von der auf dem linken Ufer. Ich war in dem Gouvernement Podolien aufgewachsen, hatte mir die dortige Sprache zu eigen gemacht, und es konnte somit für ein erfahrenes Ohr kein Zweifel an meiner „Lügerei" sein. Aus dieser Lage herauszukommen erwies sich als unmöglich, und je mehr ich auf meiner Behauptung bestand, um so energischer erklang jenes: Du lügst! Merkwürdig war, daß mich der Bauer dabei jedesmal dringend aufforderte, das Abendessen nicht stehen zu lassen.

Aber iß doch! Steh nicht vom Tische auf! sagte er gutmütig.

Endlich kam die Sache dahin, daß mir nichts übrig blieb, als alles zuzugeben; das tat ich denn durch Schweigen. Der Bauer verstand das wahrscheinlich und brach seinerseits den Angriff ab.

Nach dem Abendbrote — es war schon spät, — bemerkte er zu mir:

Na, leg dich schlafen. Nur nimm dich in acht und stiehl bei Nacht nichts.

Am andern Morgen ging ich nach Kiew und überdachte unterwegs diesen Vorfall. Er diente mir als eine gute Lehre für die Folgezeit. Ich verfuhr nun mit den Pässen vorsichtiger und befolgte diese Methode: ich gab mich überall als einen Einwohner des Gouvernements Podolien, und nur wenn mich die Umstände nach Podolien trieben, hatte ich für diesen Fall einen Paß aus einem andern Gouvernement.

In Kiew fand ich die erwartete Nachricht vor und reiste nun an die Grenze nach Podwolotschisk, um revolutionäre

Bücher herüberzuholen; indes mußte ich mit leeren Händen zurückkehren, da der Schmuggler, der mir helfen sollte, mir verdächtig geworden war. So ging ich denn wieder „unter das Volk" und zwar nach Schmerinka in Podolien.

Dort gelang es mir sogleich, Arbeit bei einem Eisenbahn-Bauunternehmer zu finden, der mit der Reparatur der Bahn in einem bestimmten Revier beschäftigt war. Diejenige Abteilung von sechzig Mann, zu der ich gekommen war, bestand ausschließlich aus Bauern der Umgegend und arbeitete zwischen den Stationen Schmerinka und Krüschopol. Mit Schaufeln ausgerüstet, fuhren wir auf der Bahn in einem Arbeitszuge, der aus dreißig offenen, flachen Wagen und einem geschlossenen Gepäckwagen bestand; in letzterem hatten die Reserveschaufeln ihren Platz; auch saß darin der Oberarbeiter, der unsere Abteilung anführte. Auf jedem flachen Wagen waren zwei Menschen. Die Arbeit bestand darin, daß wir an einer bestimmten Stelle unsere Wagen mit Sand beluden; dann wurden wir bald nach diesem, bald nach jenem Punkte gefahren, wo wir den Sand wieder abluden.

Das schöne Sommerwetter, das beständige Hin- und Herfahren, die leichte Arbeit und die zum Unterhalte mehr als ausreichende Bezahlung (ich verbrauchte den halben Rubel Tagelohn nicht), all dies zusammen versetzte mich in fröhliche Stimmung, und ich fühlte mich ganz zufrieden. Wir hatten auch unsere Vergnügungen. So waren auf einer Station unsere Leute heimlich in Waggons eingedrungen, die mit irdenen Töpfen beladen waren, und hatten daraus einige Töpfe entwendet. Der Eigentümer der Töpfe, ein Jude, bemerkte den Diebstahl und beschwerte sich bei dem Oberarbeiter. Der veranstaltete eine Untersuchung, konnte aber natürlich nichts finden, da die Töpfe beizeiten in dem hohen Getreide versteckt waren, das neben der Eisenbahn wuchs. Hierauf wurde auf

gleiche Weise aus einem anderen Waggon Weizen beschafft, und unser ganzer Trupp aß an diesem Abend Brei. Der Eigentümer beklagte sich selbstverständlich. Aber was hatte dieser geringe Verlust für ihn zu bedeuten, da ihm fünf ganze mit Getreide beladene Waggons gehörten! Und dem gegenüber, welches Vergnügen genoß ein jeder von uns in dieser dunklen Sommernacht! Wir lagen im dichten Grase um offene Feuer herum und blickten in die lodernden Flammen, um die auf allen Seiten die Töpfe herumgestellt waren. Hoch über uns glänzten die Sterne. Rings umher herrschte völlige Stille, und nur bei uns knisterte das Brennholz und erschollen Lachen und Gespräche, die sich fast bis Mitternacht hinzogen. Ich schweige von der Hauptsache, d. h. von dem Brei selbst, dessen Verspeisung uns gleichfalls ein Genuß war.

Aber fast die schönste Unterhaltung gewährten unserm Trupp die Zigeuner, die in Erdhütten am Walde wohnten, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, bei der Station Krüschopol.

Ho-ho-ho-ho-ho! erscholl es von allen Wagen des Zuges, der langsam an den Erdhütten der Zigeuner vorbeifuhr. Dieser Ruf machte — ich weiß nicht, warum, — die Zigeuner wütend, und sie sprangen wie auf ein Signal aus ihren Behausungen heraus. Nun erhob sich ein gewaltiger Lärm und Spektakel. Die Zigeuner schrien und schüttelten die geballten Fäuste in der Luft; gleichzeitig schrien auch wir alle sechzig und stießen mit den Zeigefingern in der Richtung nach ihnen hin, was sie ganz besonders ärgerte. Die Zigeunerinnen machten unziemliche Gebärden, und als Antwort darauf flog von unseren Wagen ein ganzer Sandhagel gegen sie. Der Zug fuhr vorbei, und die Zigeuner verstummten; auch die Arbeiter wurden still, jedoch mit der festen Absicht, bei erster Gelegenheit wieder einen Zank hervorzurufen. Es traf sich, daß wir oft vorbeifuhren, und immer wiederholte sich mit geringen Abweichungen dieselbe Szene.

So verging einige Zeit. Es kam die Zeit zum Mähen. In der Umgegend machten sich die Leute an die Heuernte. Die Tagelöhne stiegen überall; aber unser Unternehmer ließ uns bei dem bisherigen halben Rubel. Auf den Dörfern erhielten die Schnitter sogar 75 Kopeken für den Tag. Meine Arbeitsgenossen wußten das, und es wuchs unter ihnen allmählich die Unzufriedenheit. Einigemal wandten wir uns an den Oberarbeiter um Lohnerhöhung; aber er antwortete: Das geht mich nichts an; ich habe euch nicht angenommen. Redet mit dem Unternehmer. Die Auszahlung erfolgte immer Sonnabends, wobei der Unternehmer fast stets den Lohn für zwei Tage bis zur folgenden Auszahlung zurückbehielt und auf diese Weise sich beständig in der Schuld der Arbeiter befand; durch dieses Mittel hielt er sie in der Hand. Die Unzufriedenheit wurde so stark, daß wir am nächsten Sonnabende, als unser Trupp nach Schmerinka fuhr, beschlossen, uns dem Unternehmer nicht zu fügen und entweder Erhöhung des Lohnes oder vollständige Auszahlung zu verlangen. Der Schwarm begab sich nach der Wohnung des Unternehmers, die in der Nähe des Bahnhofs lag. Aber in der Wohnung war er nicht anwesend; er war nach dem Bahnhofe gegangen. Das erschwerte die Sache etwas, da unser Haufe auf den Bahnhof und noch dazu in den Wartesaal erster Klasse nicht gehen konnte. Wir gingen unser drei hin, um ihn von dort herauszurufen. Aber nachdem wir einige Zeit neben der Türe der ersten Klasse gestanden hatten, die beständig uns vor der Nase auf- und zugemacht wurde, und keine Möglichkeit gefunden hatten, von diesem Eingange her in den Saal einzudringen, da uns die Eisenbahnbeamten nicht hineinließen, so gingen wir um den Bahnhof herum und gedachten, von einem andern Eingange her, vom Bahnsteig aus, unser Glück zu versuchen. Aber hier fiel der Gendarm, der auf dem Bahnsteig hin-

und herging, mit solcher Wut über uns her, daß wir uns genötigt sahen, geradezu davonzulaufen. Nach dem Säbel greifend, stürzte er auf uns los wie ein Kettenhund, wobei er statt der Worte zischende Töne ausstieß. Wir eilten vom Bahnsteig hinunter eine Strecke weit weg und traten von ferne mit ihm in Unterhandlungen ein.

Wir möchten unsern Unternehmer sprechen, sagten wir. Er ist im Wartesaal erster Klasse.

Was für einen Unternehmer?! schrie das schnurrbärtige Ungeheuer. Am Halse hatte er eine runde, weiße Medaille von der Größe einer Untertasse hängen.

Unsern Unternehmer! Er sitzt im Saal.

Schert euch weg!

Auf diese Weise kehrte unsere Gesandtschaft völlig blamiert zurück. Es blieb das einzige in solchen Fällen in Rußland anwendbare Mittel übrig: zu warten. Wir lagerten uns neben der Wohnung des Unternehmers auf der Erde und griffen zu diesem Mittel. Lange saßen wir da. Endlich hatte unser Warten doch Erfolg. Der Unternehmer kam, ging zunächst in seine Zimmer, verweilte dort einige Zeit und trat dann zu uns heraus auf die Freitreppe.

Seid ihr nach Geld gekommen? fragte er in solchem Tone, als ob ihm das zum ersten Male begegnete.

Ja, nach Geld.

Ja, seht ihr, liebe Leute, bemerkte er, Geld habe ich heute keins. Am Montag werde ich bezahlen.

Was sollen wir denn ohne Geld anfangen?! erwiderten alle lärmend. Wir brauchen Geld zu Lebensmitteln; wir haben nichts zu essen.

Zu Lebensmitteln werde ich euch etwas geben. Einen Rubel für den Mann.

Dieser Vorschlag fand offenbar wenig Anklang. Der ganze

Schwarm fing zugleich an zu reden. Es entstand ein Lärmen und Schreien.

Es ist doch nicht das erstemal, daß ich die Zahlung verschiebe! Bisher, Gott sei Dank, haben die Leute Vertrauen zu mir gehabt! rief der Unternehmer.

Wir wollen, daß Sie uns den Lohn erhöhen! sagte ich laut, da ich sah, daß meine Einmischung nötig war.

Der Lärm verstummte.

Was ist das nun wieder?! Ist euch ein halber Rubel nicht genug?

Nein, das ist uns nicht genug. Ein Schnitter bekommt jetzt 75 Kopeken täglich.

Mäht ihr denn etwa bei mir?

Uns ist jede Arbeit gleich. Wenn's nötig ist, wollen wir auch mähen; wir weigern uns nicht.

Der Unternehmer schwieg ein Weilchen, da er augenscheinlich merkte, daß er auf diesem Gebiete uns im Streite nicht überlegen sei; dann machte er einen Angriff von einer andern Seite.

Aber seht doch nur, was für Arbeiter unter euch sind! sagte er und wies auf einen vierzehnjährigen Burschen hin, der im Haufen stand.

Sind denn viele solche dabei? schrien die Arbeiter. Zwei oder drei solche! Und wir sind doch sechzig Mann.

Der Unternehmer machte wieder eine Pause.

Also wollt ihr nicht einen Rubel jeder zu Lebensmitteln nehmen? fragte er.

Nein, das wollen wir nicht! schrie der Haufe.

Wenn ihr nicht wollt, dann braucht ihr es nicht zu tun, bemerkte er in ganz ruhigem Tone und ging in seine Wohnung hinein. Die Arbeiter warteten wieder weiter; aber worauf, das wußte diesmal niemand mehr.

Sie lagerten sich wieder in Gruppen auf der Erde und flüsterten unter einander, in der Erwartung, daß der Unternehmer wiederkommen werde; aber dieser schien sie ganz vergessen zu haben. Es verstrich eine halbe Stunde, eine Stunde. Die Sonne ging unter; es wurde dunkel.

Endlich trat aus der Wohnung des Unternehmers der Oberarbeiter auf die Freitreppe und verkündete laut:

Wer pro Mann einen Rubel haben will, der möge herkommen!

Die Arbeiter nahmen diese Ankündigung schweigend hin und blieben einige Augenblicke regungslos auf der Erde sitzen; aber dann stand aus einer Gruppe jemand auf und näherte sich der Freitreppe; nach ihm erhoben sich noch zwei Mann und begaben sich gleichfalls zum Hause. Und nach fünf oder zehn Minuten strömte schon der ganze Haufe dorthin.

Nicht drängen! Nicht drängen! Es ist genug da für alle! sagte der Oberarbeiter und hielt mit dem Arme die Bauern zurück, die die Freitreppe hinanstiegen.

Die Sache war fehlgeschlagen. Auch ich ging zu dem Unternehmer hinein.

Aber mir, bitte, geben Sie den vollen Lohn, da ich weg will; einen Rubel mag ich nicht nehmen, sagte ich, als ich zu dem Tische trat, an dem er saß.

Aha, ich erkenne dich, antwortete er, nach einem Blicke auf mich. Du warst es, der vorhin das Wort führte?! Ich werde ihn dir geben, ich werde ihn dir geben. Ich mag dich auch meinerseits nicht behalten. Aber erst nachher. Zunächst werde ich den andern bezahlen.

Zwei Stunden später saß ich in der Erdbaracke, wo wir gewöhnlich übernachteten, wenn wir in Schmerinka waren, und packte bereits meinen Reisesack, da ich vorhatte, am andern Tage nach Kiew zu fahren.

Haben Sie das ganze Geld vom Unternehmer bekommen? fragte mich ein junger Bursche, der in unserer Abteilung arbeitete.

Ja, das ganze, antwortete ich ihm.

Er hat also nicht eine Kopeke zurückbehalten?

Nein, wie hätte er denn das auch gekonnt?

Sie sind ein forscher Kerl! rief er neidisch. Und wir sind mit einem einzigen Rubel abgespeist.

Wer ist denn schuld daran? Ihr hättet euch nicht darauf einlassen sollen.

Nächsten Sonnabend mache ich es auch so wie Sie, erklärte er mit größter Bestimmtheit.

Ob er es getan hat oder nicht, weiß ich nicht, da ich nach Kiew fuhr und später nicht wieder nach Schmerinka zurückgekommen bin.

Drittes Kapitel.

Flucht, Rückkehr und propagandistische Tätigkeit.

Flucht von Kiew. — Nachtquartier im Walde. — Ich dupiere einen Gendarmen. — Mit Schmugglern über die österreichische Grenze. — Wir werden der Schweizer Polizei verdächtig. — Wieder in Rußland; revolutionäres Wirken. — Gespräch mit einem armen Dorfböttcher. — Ein politisches Meeting im Bauernhause. — Wie ich mir den Verlauf der künftigen Revolution dachte.

Aber in Kiew fand ich die Kommune zersprengt. Dort, wie in vielen anderen Städten, hatte während des Sommers 1874 die Polizei auf „Uebelgesinnte" gewaltig Jagd gemacht und viele Verhaftungen vorgenommen. Unter diesen Umständen ward denn auch mir der Boden Rußlands zu heiß, und in den ersten Tagen des September entschloß ich mich in Gemein-

schaft mit meinem schon oben erwähnten Kameraden Chodjko ins Ausland zu flüchten. Wir gingen dabei folgendermaßen zu Werke, um die Wachsamkeit der Spione zu täuschen, von denen es damals in Kiew wimmelte.

Spät abends um die Zeit, wo die Passagiere in Droschken zu dem aus Kiew abgehenden Nachtzuge eilten, verließen wir unser Logis mit kleinen Bündeln in den Händen und schlugen die Richtung nach dem Bahnhofe ein, schwenkten aber, ehe wir ihn erreichten, seitwärts ab, stiegen in einen Graben hinunter und kleideten uns dort um. In unseren Bündeln führten wir das dazu Erforderliche mit uns. Chodjko legte einen Bauernanzug an; ich zog in Ermangelung eines anderen Anzuges ein weites rotes Hemd über meinen Sommerüberzieher, den ich in die Hosen hineinstopfte; das Hemd dagegen ließ ich draußen und darüber, wie das die großrussischen Arbeiter tun. An den Beinen trugen wir hohe Stiefel, die uns in gleicher Weise sowohl für ein einfaches als auch für ein halbfeines Kostüm Dienste taten. Nachdem wir uns dergestalt umgewandelt hatten, nahmen wir unsere Bündel auf den Rücken und marschierten bei Nacht auf der von Kiew nach Schitomir führenden Chaussee mit großen Schritten los. Bald breitete sich auf beiden Seiten dunkles Gestrüpp aus, und nur die Landstraße schimmerte weiß vor uns wie ein schmales Band. Wir gingen die ganze Nacht hindurch und machten erst in der Morgendämmerung eine Ruhepause, nachdem wir eine tüchtige Strecke Weges von Kiew zurückgelegt hatten.

Wer in den siebziger Jahren auf der Kiew-Schitomirer Chaussee gereist ist, wird sich wohl erinnern, daß es damals dort noch sehr viele Wälder gab. Während unserer Wanderung fürchteten wir uns, in den Schenken am Wege und in den Poststationen Halt zu machen, wo immer für uns die Möglichkeit vorlag, auf Unannehmlichkeiten zu stoßen, und

zogen es vor, uns im Walde auszuruhen. Wir hatten einen Vorrat an Speck bei uns und brauchten uns unterwegs nur Brot zu kaufen. Wir schwenkten gewöhnlich von der Chaussee seitwärts ab in die Tiefe des Waldes, suchten uns einen bequemen Platz, aßen etwas und legten uns zur Ruhe.

Was meinen Sie? Ob wohl die Spione unsern Weg verfolgen können? fragte ich Chodjko einmal bei einem solchen Nachtlager.

Na, das sollte ihnen wohl Kopfzerbrechen verursachen! antwortete er.

Wir mußten unwillkürlich beide laut lachen. Ein Gefühl der Befriedigung und sogar des Triumphes erfüllte mein Herz. Gewiß, ich konnte später einmal ergriffen werden; aber jetzt, wo ich neben den Wurzeln der Waldbäume lag, befand ich mich außer aller Gefahr. Die Spione rannten gerade in diesem Augenblicke in ganz Kiew herum und spitzten sich darauf, uns zu fassen; wir aber waren weit, weit weg von ihnen. Wie sollten wir bei diesem Gedanken nicht triumphieren? Hier konnte uns niemand sehen. Rings um uns standen hohe Fichten und dunkelgrüne Tannen, die uns vor jedem fremden Auge vollständig verbargen. Nur die Eichhörnchen sahen uns. Sie sprangen die ganzen Nächte hindurch neben unseren Köpfen herum und ruschelten in den trockenen Nadeln, die den Waldboden bedeckten. In der ersten Nacht störte uns das, und wir wachten oft von dem Geräusche auf; aber dann gewöhnten wir uns daran und schliefen zwei Nächte recht gut.

Ehe wir zur Stadt Korostüschew gelangten, die etwa dreißig Werst von Schitomir entfernt liegt, verbargen wir uns im Walde und kleideten uns dort wieder um; den Bauernkittel und das rote Hemd steckten wir in unsere Bündel und nahmen wieder ein halbeuropäisches Aussehen an. In solchem Kostüm zogen wir in Korostüschew ein. Hier mieteten wir uns einen

Balagula (d. i. einen jüdischen Kutscher) und fuhren nach der Stadt Berditschew, indem wir Schitomir seitwärts liegen ließen. In Berditschew setzten wir uns in den Zug und fuhren zur Grenze.

Auf der Station Sdolbunowo, wo wir umsteigen und in Erwartung des nach Radsiwilow gehenden Zuges uns einige Stunden auf dem Bahnhofe aufhalten mußten, wäre uns beinahe eine böse Geschichte passiert. Wir saßen auf einer Bank und unterhielten uns ziemlich lebhaft. Darauf zog ich den Bädekerschen Reiseführer aus dem Bündel heraus, um mir den weiteren Reiseweg anzusehen; in diese Beschäftigung vertieft, beachtete ich nicht, was um uns her vorging.

Der Gendarm sieht nach uns her, flüsterte Chodjko leise.

Sehen Sie ihn nicht an, antwortete ich ihm gleichfalls leise.

Der erste Gedanke, der mir durch den Kopf fuhr, war, wir dürften es den Gendarm nicht merken lassen, daß wir uns von ihm beobachtet fühlten. Ich fuhr noch eine Weile fort in dem Buche zu blättern; dann klappte ich es zu, schob es in das Bündel, erhob mich von der Bank und trat auf den Gendarm zu. Als ich mich ihm näherte, schien es mir, daß er mich neugierig betrachtete.

Wann geht der Zug nach Radsiwilow? fragte ich ihn.

In so und so viel Stunden und Minuten.

Woher kommt das, daß man so lange in Sdolbunowo warten muß?

Nach dem Fahrplan, antwortete der Gendarm lakonisch.

Jeden Augenblick erwartete ich, daß er seinerseits zu mir sagen werde: „Gestatten Sie die Frage, wer Sie sind, und wohin Sie fahren, und aus welchem Anlaß.“ Die Pässe, die wir mit uns führten, waren diesmal ganz abscheulich ausgefallen, weil die Behörden die Stempel und Blanketts bei den Arretierungen in Kiew erwischt hatten; und eine einiger-

maßen befriedigende Erklärung für unsere Reise nach Radsiwilow konnten wir schlechterdings nicht geben. Daher war die geringste Nachforschung oder einfach zwei bis drei Fragen von seiten des Gendarmen ausreichend, um uns ins Verderben zu stürzen. Ich fühlte das sofort und beschloß darum, dem Feinde entgegen zu gehen. Ohne ihm Zeit zur Besinnung zu lassen, begann ich ein außerordentlich langes Geschwätz, warum bei den Eisenbahnen so ungeschickte Fahrpläne aufgestellt würden, und ob sie sich nicht ändern ließen, und warum sie nicht geändert würden, und in dieser Art weiter. Der Gendarm hörte mich lange an. Höchst wahrscheinlich kam er in diesem Augenblicke zu der Ansicht, ich sei Bedienter bei einem Gutsbesitzer aus der Umgegend und noch dazu ein zudringlicher Bedienter. Von seinem Gesichte verschwand allmählich der Ausdruck der Neugier und machte dem der Geringschätzung und sogar des Hochmutes Platz. Ich fuhr fort, ihn nach irgendwelchem törichten Zeuge zu fragen, und er antwortete nur noch widerwillig. Dann wandte er mir schließlich den Rücken zu und ging, taktmäßig mit den Sporen klirrend, mit der Würde eines großen Truthahns von mir weg. Damit war die Sache beendet. Der Gendarm sah uns kein einziges Mal mehr an.

Als wir auf dem Bahnhofe von Radsiwilow angekommen waren, verließen wir den Zug und begaben uns in den Flecken. In Radsiwilow, das an der russisch-österreichischen Grenze liegt, war weder ich noch Chodjko früher gewesen. Aber mit dem allgemeinen Charakter des Grenzlebens war ich gut bekannt und wußte, daß die Ueberschreitung der Grenze meist gar keine besondere Schwierigkeit bietet. Aller Wahrscheinlichkeit nach wären wir nach Oesterreich ohne die Beihilfe von Schmugglern hinübergekommen, wenn die Grenzlinie nahe bei dem Flecken gewesen wäre; aber hier ging sie bei Radsiwilow

in einer Entfernung von mehreren Werst vorbei, hinter einem Walde, so daß sie von dem Flecken aus nicht einmal sichtbar war. Daher scheuten wir uns, es zu riskieren und uns allein auf den Weg zu machen, und beschlossen, uns um Beihilfe an die Schmuggler zu wenden. Da ich wußte, daß mehr oder weniger jeder Balagula, der in einem Grenzstädtchen wohnt, in der einen oder andern Weise mit dem Schmuggelwesen in Beziehung steht, so begann ich damit, einen Balagula zu suchen. Die Leute wiesen mich zu einem, und ich begab mich zu ihm.

Vermietest du Wagen und Pferde? fragte ich.

Ja. Wohin wollen Sie denn?

Nach Potschajew.

Das können wir machen. Wieviel wollen Sie bezahlen?

Nun, und wie ist's nach Brodü? fragte ich wie beiläufig.

Ich kann Sie auch nach Brodü schaffen.

Der schlaue Balagula hatte sofort durchschaut, um was es sich handelte; das sah ich an seinen Augen. Potschajew ist ein russischer Grenzflecken, nicht weit von Radsiwilow; Brodü ist eine österreichische Stadt und liegt schon etwa zwölf Werst jenseits der Grenze.

Wieviel nimmst du denn nach Brodü? fragte ich schon etwas kühner weiter.

Nach Brodü? . . . Mit Pferd und Wagen? . . . Das dürfte schwer gehen . . . Aber zu Fuß, wenn Sie wollen.

Nun also zu Fuß, wenn es zu Wagen nicht geht. Wieviel nimmst du dafür?

Der Balagula schwieg ein Weilchen und erwiderte dann in etwas unsicherem Tone:

Geben Sie fünf Rubel.

Ich begann mit ihm zu handeln, und wir einigten uns auf drei Rubel.

Wir sind unser zwei, bemerkte ich ihm nun. Für uns beide bekommst du sechs Rubel.

Schön, schön, antwortete der Balagula eilig; er wünschte offenbar, sich ein so vorteilhaftes Geschäft nicht entgehen zu lassen.

Er zeigte mir eine Wassermühle, die am Rande des Fleckens stand; dort sollten wir warten. Dann verlangte er von uns vier Rubel im voraus und machte sich sogleich selbst auf die Suche.

Nach einiger Zeit stellten sich bei uns zwei Bauern ein. Sie erwiesen sich als die von dem Balagula geschickten Schmuggler. Sie führten uns zu sich nach Hause nach einem benachbarten Dorfe, das zwei oder drei Werst von Radsiwilow entfernt war; dort hielten wir uns eine Zeitlang auf und machten uns endlich zwei Stunden vor Dunkelwerden auf den Weg nach der Grenze. Zwei Schmuggler gingen vor uns her, ein dritter hinter uns. Wir gingen im Gänsemarsch auf einem Raine, zwischen weiten, gepflügten Feldern. Vor uns erblickten wir Wald. Um unsere Bündel nicht in den Händen zu tragen, hatten wir alles, was in ihnen enthalten gewesen war, uns auf den Leib gezogen. Wir fühlten uns infolgedessen sehr belastet, und es wurde uns schwer, mit unseren schnell ausschreitenden Führern gleichen Schritt zu halten. Es war nur noch eine kleine Strecke bis zum Walde übrig, als plötzlich von links her ein ferner Ruf ertönte.

Schneller! kommandierte da einer der Vorausgehenden und fing an zu laufen.

Ich schaute nach links und erblickte eine Gestalt, die eilig über das Feld kam und uns den Weg abschneiden wollte. Die Gestalt kam näher; aber auch der Wald war schon ganz nah. Noch einige Sprünge, und wir waren im Walde. Zwei Schmuggler trennten sich von uns und liefen nach links, an=

scheinend der Gestalt entgegen. Wir setzten unsern Weg mit einem Führer fort. Bald hörten wir von links her laute Stimmen, die weithin im Walde widerhallten. Wir liefen. Auf dem Wege kamen wir an eine kleine Lichtung, wo ein Bauer an einer gefällten Fichte arbeitete.

Hierhin! Hierhin! rief er und wies mit der Hand nach einer bestimmten Richtung. Dort ist die Grenzwache!

Laufen Sie nur immer so geradeaus! Auf jener Seite, im Kruge treffen wir uns, sagte unser dritter Führer und eilte nun auch noch nach links, von wo der Lärm immer stärker zu uns herüberscholl.

Wir blieben allein. Chodjko war außer Atem. Auch ich war müde.

Wohin jetzt? fragte Chodjko.

Aber zum Ueberlegen war keine Zeit, und wir liefen geradeaus durch den Wald. Die Baumstämme huschten rechts und links an uns vorüber. Aber da schimmerte es vor uns hell hindurch. Der Wald war zu Ende. Als wir bis zu den letzten Fichten am Rande gelaufen waren, machten wir Halt. Von ihnen gedeckt, spähte ich vorsichtig aus. Am Walde entlang zog sich ein Patrouillenweg hin. Auf dem Wege war niemand zu sehen. Rechts erblickte ich einen Grenzpfahl. Wir sprangen über den Weg und befanden uns im Kaiserreich Oesterreich. Ein Bauer, der in der Nähe sein Feld pflügte, wandte sich an uns mit der Bitte, ihm Tabak zu geben. Der Tabak bildet in Oesterreich bekanntlich ein kaiserliches Monopol und wird daher in großer Menge aus Rußland eingeschmuggelt. Wir gaben dem Bauern ein wenig Tabak, erkundigten uns nach dem Wege und gingen in den Krug, wo wir uns mit unsern Schmugglern treffen sollten. Wirklich trafen sie auch bald dort ein. Sie waren nach links gelaufen, um den Grenzwächter aufzuhalten, wie man einen

bösen Hund von einem Angriffe dadurch abhält, daß man ihm ein Tuch hinwirft. Als Einwohner aus der Gegend hatten unsere Führer dabei nichts zu befürchten. Wir bezahlten ihnen die ihnen noch zukommenden zwei Rubel und bewirteten sie mit Branntwein; dann mieteten wir uns einen Wagen und fuhren nach Brodü. Unterdessen brach die Nacht an, und es fing an zu regnen. Als wir uns in Brodü in dem Gasthause, wohin der uns kutschierende Bauer uns brachte, besahen, waren wir vom Kopf bis zu den Füßen beschmutzt und bis aufs Hemd durchnäßt, da es während des ganzen Weges von oben gegossen hatte und von unten uns die Räder und Pferdehufe bespritzt hatten. Wir nahmen ein Zimmer, und ich bestellte bei dem Kellner, einem Polen, Kaffee. In unserer ganzen Erscheinung waren wir gewöhnlichen Besuchern so unähnlich, daß der Kellner sofort etwas Besonderes in uns vermutete. Ich verständigte mich mit ihm auf Polnisch, und dies veranlaßte ihn wohl, als Chodjko für einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte, sich mit folgender Frage an mich zu wenden:

Verzeihen Sie eine unbescheidene Frage: Reisen Sie im Auftrage der Regierung?

Welcher Regierung? fragte ich meinerseits erstaunt, obwohl ich natürlich sofort erriet, daß von der sogenannten Volksregierung die Rede war, die in Polen während des Aufstandes in Tätigkeit gewesen war.

Der Kellner wurde verlegen und erwiderte: Vielleicht müssen Sie Ihre Pässe visieren lassen; ich kann Ihnen das besorgen.

Ich danke; wir bedürfen dessen nicht.

Der Kellner entfernte sich. Bis zum Augenblicke unserer Abreise benahm er sich äußerst zuvorkommend gegen uns und war offenbar bei seiner ursprünglichen Annahme geblieben, daß wir Agenten oder Emissäre in polnischen Angelegenheiten

seien. So wenig war damals noch ein russischer Nihilist bekannt.

Am andern Tage fuhren wir auf der Eisenbahn nach Lemberg. Wie zweckmäßig mein Verschwinden gewesen war, zeigte der weitere Verlauf der Dinge. Die Polizei, deren Aufmerksamkeit irgendwie auf mich gelenkt sein mußte, suchte mit der größten Anstrengung meiner habhaft zu werden. Meine Eltern in Luka wurden in der nächsten Zeit von Gendarmen umlagert und Verhören unterworfen, und man suchte mich in der ganzen Gegend, natürlich erfolglos, da ich schon weit weg war. Inzwischen reiste ich mit Chodjko zusammen nach Krakau, Wien, München und über den Bodensee. Aber hier hatten wir in einem Schweizer Grenzstädtchen ein unangenehmes Rencontre.

Haben Sie einen Paß? fragte mich ein Grenzgendarm.

Kein Paß ich habe, antwortete ich.

Warum nicht?

Und er begann mir auseinanderzusetzen, daß beim Ueberschreiten der Grenze jeder einen Paß haben müsse.

Ich weiße nicht deutsch sprechen, bemerkte ich ihm.

Der Gendarm wurde sehr ärgerlich, als er das hörte; er nahm wohl an, daß ich Unkenntnis der Sprache nur heuchelte.

Indessen, ich wiederholte mehrmals einen und denselben Satz: Kein Paß ich habe. Chodjko schwieg.

Bald trat ein zweiter Gendarm zu uns. Nachdem sie sich unter einander beraten hatten, zog einer von ihnen ein Notizbuch hervor und befragte uns, woher und wohin wir reisten. Da wir eine baldige Rückkehr nach Rußland in Aussicht genommen hatten, so hatten wir keine Lust, uns als Russen zu erkennen zu geben; wir fürchteten, man würde uns nachspüren. Darum erklärte ich dem Gendarmen, so gut es ging, in gebrochenem Deutsch, wir wären Polen und kämen aus Galizien. Durch diese Angaben wurde die Neugier der Gendarmen

noch mehr rege gemacht; sie fragten uns noch spezieller nach unseren Vor- und Zunamen u. s. w. Auf all diese detaillierten Fragen antwortete ich natürlich mit detaillierten Lügen, und der eine Gendarm schrieb alles in sein Büchelchen. Aber nun war endlich der Zug bereit; wir stiegen ein; die Gendarmen fuhren gleichfalls mit; sie setzten sich in den Nachbarwagen und der Zug fuhr ab. Während der Fahrt überdachten und besprachen wir den Vorfall und wußten daraus nicht klug zu werden. Erst später wurde uns alles klar. Es stellte sich heraus, daß zu jener Zeit die Schweizer Behörden falsche Banknoten aufgefangen hatten (wohl französische), und daß die Polizei auf einige Polen fahndete, die sich bei dieser Sache verdächtig gemacht hatten. Als wir uns in Romanshorn Polen nannten, hielten uns die Gendarmen offenbar für die Gesuchten; nachdem sie aber dann wohl die Sache näher geprüft und sich von unserer Schuldlosigkeit überzeugt hatten, ließen sie uns in Ruhe.

Am interessantesten bei meinem damaligen Aufenthalte in der Schweiz war mir, daß ich in Genf, wo ich mich etwa einen Monat aufhielt, die Bekanntschaft des namhaften Revolutionärs Müschkin machte. Aber ich blieb nicht lange im Ausland, sondern reiste, wie ich von vornherein in Aussicht genommen hatte, wieder nach Rußland zurück, zunächst nach Kiew. Indes fühlte ich mich hier gar zu unsicher, und so siedelte ich mit Stephanowitsch nach Odessa über, wo wir einen revolutionären Klub gründeten. Unser Programm war dabei folgendes: wir wollten die Landaufteilung, das Ideal des russischen Bauern, auf unsere Fahne schreiben und uns dabei des Namens des Zaren und untergeschobener kaiserlicher Manifeste bedienen. So, meinten wir, würde sich eine Reihe von einzelnen Aufständen hervorrufen lassen, und diese würden zu einer Revolution führen, die sich dann auch gegen die kaiserliche Autorität wenden werde. Im Sommer 1875 richteten

wir den ersten revolutionären Sammelpunkt in dem uns besonders geeignet scheinenden südöstlichen Teile des Gouvernements Kiew und zwar in Korsun ein; Stephanowitsch ließ sich hier als Händler mit Blechwaren nieder. Zu weiteren Etablissements an anderen Orten reichten unsere Mittel augenblicklich nicht aus, zumal auch das Korsunsche Geschäft mit Verlust arbeitete. Ich selbst reiste im Frühjahr 1876 nach einem von Kiew stromabwärts gelegenen Dorfe bei der Stadt Tscherkassü, wo ein nicht zu unserm Klub gehöriger Revolutionär als Schnittwarenhändler lebte, und benutzte meinen dortigen Aufenthalt, um mit den Arbeitern einer benachbarten Zuckerfabrik Fühlung zu gewinnen. Allmählich siedelten sich in der Gegend auch andere Klubmitglieder an, etwa zehn bis fünfzehn Werst von einander entfernt, die meisten in der Maske kleiner Händler; wir besuchten einander häufig. Da die zerlumpte Kleidung sich früher im Verkehr mit den Bauern als unzweckmäßig erwiesen hatte, kleideten wir uns jetzt besser; aber große Sorge machte uns wegen unserer beschränkten Mittel die Beschaffung von Waffen, die zur Ausführung unseres Programms erforderlich waren. Zwar besaß jeder von uns bereits einen Revolver und einen Dolch und trug diese stets bei sich; aber wir träumten von Gewehren für zehntausend Mann, ohne zu wissen, wie wir das Geld dazu auftreiben sollten.

Eine Zeitlang wohnte ich dann in einem Dorfe beim Eisenbahnknotenpunkte Snamenka als Pferdehändler; dieser angenommene Beruf gab mir die beste Gelegenheit, auf Reisen in der Nachbarschaft mit den Bauern in Beziehungen zu treten, wobei ich dann nicht unterließ, die Rede auf die Notwendigkeit einer Landaufteilung und eines vorhergehenden Aufstandes zu bringen. Eine solche Begegnung mag hier erzählt werden.

Auf der Heimfahrt nach meinem Wohnorte hielt ich einmal in dem Flecken Alexandrowka an, wo gerade Markttag war.

Da es für mich als Pferdehändler nützlich war den Markt anzusehen, so kehrte ich in einer Herberge ein, spannte mein Pferd aus, versorgte es und ging dann auf den Marktplatz. Aber es stellte sich heraus, daß der Markt unbedeutend war, und ich bekam nichts weiter zu sehen als ein paar abgemergelte Pferde mit gewaltigen Druckwunden von dem Riemenzeug und den Kummeten, sowie halbnackte Zigeuner, die mit Peitschen auf dem Marktplatze umherliefen. So ging ich denn bald wieder zurück.

Als ich in die Herberge kam, in der ich abgestiegen war, ließ ich mir einen Samowar geben und schickte mich an, in der gemeinsamen Schankstube meinen Tee zu trinken.

In diesem Augenblicke kam von der Straße ein Bauer herein, mit hölzernen Faßreifen auf der Schulter, und trat zu dem Schanktische, hinter dem der Wirt, ein Jude, stand. Der Bauer war von mittlerem Lebensalter und hatte weit offene, braune Augen, die mir sofort durch ihren märtyrerhaften Ausdruck auffielen; aber als er mir das Gesicht zuwandte und ich seine eingefallenen Backen sah, erriet ich beinah im selben Augenblick, was da vorlag. Später, als ich auf dem sibirischen Trakt (Heerstraße) in Etappenmärschen hinzog, beobachtete ich oft einen ähnlichen Ausdruck der Augen bei hungrigen Gefangenen und irrte mich nie mehr darin. Aber damals erriet ich nur, daß es sich hier um ein körperliches Leiden handelte, und von einem Gefühle des Mitleids geleitet bot ich ihm an, mit mir zusammen Tee zu trinken. Der Bauer zeigte sich anfangs meinem Vorschlage gegenüber unschlüssig, wie wenn er ihm nicht recht traute; aber als ich ihn zum zweiten Male einlud, setzte er sich auf die Bank, nahm die Faßreifen von der Schulter und legte sie auf den Fußboden.

Wir sind an Tee nicht gewöhnt, bemerkte er.

Wenn man in den Tee Zucker hineintut und Brot dazu

ißt, so kann man sich an ihm sättigen gerade wie an Borschtsch (Suppe aus gesäuerten roten Rüben und Schweinefett), erwiderte ich und schob ihm ein Glas Tee und ein Stück Brot hin.

Er begann mit großem Appetit zu essen.

Sind Sie Böttcher? fragte ich.

Wie Sie sehen.

Aus welchem Dorfe denn?

Aus Bürki, antwortete er.

Das Dorf Bürki liegt am Tjasmin, einem Nebenflusse des Dnjepr, nicht weit vom Flecken Alexandrowka. Ich war oft hindurchgefahren und mußte es auch jetzt tun, da es auf meinem Wege lag.

Haben Sie denn bei sich zu Hause in Bürki keine Arbeit, daß Sie hierher nach Alexandrowka kommen?

Was soll da bei uns für Arbeit sein! Wir kommen hierher nach Arbeit.

Haben Sie denn kein Feld?

Feld? . . . O ja! . . . Aber sind Sie schon einmal in Bürki gewesen? fragte er mich seinerseits.

Ja, ich war schon da.

Haben Sie gesehen, was da für Sand ist?

Ich erinnerte mich wirklich an den Sand, beinahe eine Art Triebsand, durch den ich wiederholt beim Flusse Tjasmin hatte fahren müssen.

Nun, der Sand, den Sie da gesehen haben, das sind unsere Felder. Da ist auch mein Feld. Der reine Sand, fuhr mein Gast fort, während er Brot aß und Tee dazu trank, Sand, auf dem auch nicht ein Gräschen wächst. Wenn ich nicht das hier hätte (er zeigte mit der Hand auf die am Boden liegenden Reifen), so wäre ich schon längst Hungers gestorben.

Aber durch die Böttcherei verdienen Sie ordentlich etwas? fragte ich.

Ach wo . . . Der Bauer aß schweigend eine Zeitlang; dann sagte er: Wie es sich trifft; manchmal verdient man ganz schön, und ein andermal läuft man nur vergebens umher. So auch heute; seit dem frühen Morgen gehe ich auf dem Markte herum, und wollte Gott, ich hätte auch nur einen Reifen angeschlagen!

Das ist bös! erwiderte ich, schob ihm das Brot hin und goß ihm ein zweites Glas Tee ein.

Freilich ist es bös, wenn nichts zu essen da ist! antwortete der Bauer, dessen Zunge immer mehr und mehr in Bewegung kam. Bei mir geht es so zu: wenn ich heute nichts verdiene, so habe ich heute auch nichts in den Mund zu stecken. So hatte ich auch gerade jetzt vom frühesten Morgen an — wollen Sie es wohl glauben? — nicht den kleinsten Bissen Brot gegessen! Ich trinke dann eben den ganzen Tag nur Wasser; es wird mir sonst zu trocken im Munde. Wenn Sie nicht gewesen wären — und ich danke Ihnen bestens —, so wäre ich hungrig wie ein Hund nach Hause gekommen.

Warum haben Sie sich nicht von Hause Brot mitgenommen?

Von Hause?! Ach, davon reden Sie nur lieber nicht! rief er. Bei mir zu Hause ist weiter nichts als Unglück. Meine Frau kann nun schon drei Jahre lang nicht Hand und Fuß rühren; sie liegt regungslos auf dem Ofen. Man muß sie manchmal auf die andere Seite drehen; denn allein kann sie auch das nicht. Und dann habe ich im Hause drei Kinder. Der älteste Junge ist unlängst sieben Jahre alt geworden; erst in diesem Frühjahr habe ich ihn angelernt, die Ochsen zu treiben, wenn gepflügt wird; aber die beiden andern sind noch ganz klein, der eine ist fünf Jahre, der andere vier. Bei mir zu Hause steht es so: wenn ich nicht selbst den Teig einrühre, so ist kein Brot da; aber, die Wahrheit zu sagen, es ist auch nichts

da zum Einrühren. Ich lebe nur hiervon, fügte er hinzu und wies wieder auf die Reifen. Wenn ich hierher komme und etwas erarbeite, so kaufe ich fertiges, gebackenes Brot und bringe es nach Hause; dann haben meine Frau und meine Kinder etwas zu essen. So leben wir. Nach einer kurzen Pause fuhr der Mann fort: Und wovon sie krank geworden ist, das weiß der heilige Gott! Ich habe schon die alten Frauen herbeigerufen und bin mit ihr zum Doktor gefahren; und zu wem bin ich nicht alles gegangen, wen habe ich nicht alles gefragt! Nun sind es schon drei Jahre voll solcher Qualen! Manchmal lade ich sogar eine Sünde auf meine Seele: ich sehe sie an, beiße die Zähne zusammen und denke: Mein Gott, wenn du sie doch nur zu dir nehmen wolltest! Dann wäre sie erlöst und würde auch mich nicht zu Tode quälen!

Der Mann verstummte, und ich schwieg gleichfalls. Endlich hatte er das Brot aufgegessen, wischte sich den Schnurrbart mit der Hand ab, bekreuzte sich und stand von der Bank auf.

Nun, dann will ich gehen; vielleicht verdiene ich mir noch ein paar Kopeken, sagte er, indem er die Reifen auf die Schulter warf. Ich danke Ihnen für das Brot.

Beabsichtigen Sie heute nach Hause zurückzukehren, oder wollen Sie hier übernachten? fragte ich.

Wo soll ich denn hier übernachten? Ich gehe nach Hause.

Dann machen Sie es doch so, lieber Mann: gehen Sie im Flecken herum, soviel Sie mögen, und verdienen Sie sich noch etwas, und wenn Sie mit der Arbeit fertig sind, so kehren Sie hierher zurück und fahren Sie von hier mit mir zusammen. Mir liegt Bürki so wie so auf dem Wege; ich werde Sie mit hinfahren.

Bleiben Sie noch lange hier?

Ich fahre kurz vor Abend ab.

Ich hatte in Alexandrowka nichts weiter zu schaffen und

hätte schon längst abfahren können. Aber ich hatte Lust bekommen, mit diesem Böttcher näher bekannt zu werden, und beschloß, auf ihn zu warten.

Zwei Stunden darauf kehrte er in die Herberge zurück. Ich machte mich sogleich fertig, und wir fuhren aus dem Flecken weg.

Unterwegs befragte ich ihn über ihren Gutsbesitzer, über die Landanteile, die sie bei der Aufhebung der Leibeigenschaft bekommen hatten, u. s. w. Soweit ich mich jetzt erinnern kann, erzählte er, es seien ihnen ursprünglich gute Landstücke als Anteile gegeben worden; aber dann sei es dem Gutsbesitzer irgendwie gelungen, die Sache umzuändern und ihnen für einen großen Teil dieses Landes Sandflächen in Tausch zu geben, auf denen, wie er sich ausdrückte, kein Gräschen wüchse, geschweige denn Korn. Bei diesem schurkischen Geschäfte sei (wahrscheinlich um es für die Zukunft sicher zu stellen) in der Weise verfahren worden, daß die Sandflächen nicht unter alle verteilt, sondern nur einem Teile der Bauern zugefallen seien; die anderen Bauern seien im Besitze guter Anteile verblieben. Dadurch sei erreicht worden, daß unter den Bauern eine Trennung und Uneinigkeit entstanden sei, aus der sich schließlich eine vollständige Feindschaft entwickelt habe. Mein neuer Bekannter besaß eine so klare und bestimmte Anschauung von seinen ländlichen Angelegenheiten, wie man es gar nicht besser verlangen konnte; seine Dorfgenossen, die es mit dem Herrn hielten, nannte er Räuber, weil sie die Interessen der Gemeinde preisgegeben hätten.

Vor sieben Jahren, erzählte der Bauer, war ich Polizeikommissar in unserem Dorfe. Ich hatte schon vorher manchmal unter unsern Leuten davon gesprochen, wir sollten eine Beschwerde über den Herrn einreichen und bitten, man möchte uns diese Sandflächen abnehmen und uns die alten Anteile

wiedergeben; und nachdem sie mich zum Polizeikommissar gewählt hatten, redete ich noch mehr davon. Was taten sie da, die Hunde? Sie riefen mich in das Amtshaus, und der Gemeindevorsteher befahl, mich durchzupeitschen. Ich wurde durchgepeitscht und dann noch ins Arrestlokal gesetzt und zwei Wochen lang dort festgehalten. Zum Polizeikommissar wurde ein anderer gewählt. Seitdem haben sie bei uns ein uneingeschränktes Regiment, schloß der Bauer.

Es ergab sich also, daß im Dorfe Bürki die Gemeinde in zwei feindliche Parteien gespalten war, die sich der Verschiedenheit ihrer Interessen klar bewußt waren und um dieser Interessen willen miteinander erbittert rangen. Diese Lage der Dinge in Bürki stimmte genau zu dem, was ich bereits über andere Dörfer gehört hatte. Auch an Opfern für die Gemeindeinteressen hatte es in Bürki nicht gefehlt: Arrestlokal und Prügel spielten dort offenbar dieselbe Rolle wie in den Händen unserer Regierung Gefängnis und Sibirien.

Beschwerden helfen euch nichts, erwiderte ich ihm. Bei wem wollt ihr Beschwerden einreichen? Bei den Beamten? Die Beamten halten es mit den Herren. Die Beamten sind ebensolche Räuber und vielleicht noch schlimmere als euer Herr oder der Gemeindevorsteher.

Ja, das ist wahr, stimmte der Bauer mir bei.

Ihr müßt einfach eurem Herrn das ganze Land wegnehmen und es dann gleichmäßig unter alle Dorfleute verteilen.

Ja, das ist das richtige! rief er.

Mein Passagier, der neben mir saß, schob sich plötzlich mit einer lebhaften Bewegung herum und wendete mir seine Brust zu.

Wissen Sie, fing er an, wir kommen auch oft zusammen und reden darüber, daß wir schon längst unserm Herrn das Land hätten wegnehmen sollen. Es gehen Gerüchte — fuhr

er in minder sicherem Tone fort; dann sah er mich an und fügte halb fragend hinzu: Es heißt, das Land wird aufgeteilt werden?

Die Leute erwarten es überall, antwortete ich.

Ich weiß nicht, wer und woher Sie sind; ich sehe nur, daß Sie ein guter Mensch sind; Sie haben gewiß vieles gesehen und vieles gehört und wissen mehr als wir geringen Leute; erzählen Sie doch: was haben Sie gehört?

Ich bin Händler; ich fahre auf den Jahrmärkten umher und bin mit viel Volk von mancherlei Art zusammengekommen. Aber wo ich auch nur gewesen bin, und mit wem ich auch nur gesprochen habe: von allen habe ich gehört, es würde den Herren das Land bald weggenommen und unter die Dorfleute verteilt werden.

Das gebe Gott der Herr! Es heißt, der Zar wünscht es?

Vielleicht wünscht es auch der Zar, antwortete ich zurückhaltend. Aber ich weiß nur eines: sicherlich wird etwas geschehen, da alle einhellig davon reden.

Gebe Gott, daß es recht bald geschehe! Er seufzte; dann fragte er: Sagen Sie: wo wohnen Sie?

Ich nannte ihm das Dorf.

Ich weiß; bei dem »Eichenwalde« (so heißt eine Waldgegend bei Snamenka); ich bin öfters dagewesen. Mein Bekannter saß eine Weile schweigend da; dann begann er wieder: Die alten Leute erzählen, es werde eine Zeit kommen, wo an einem Platze von allen Enden viel, viel Volk zusammenströmen werde, und dort werde dann ein großer, großer Kampf stattfinden. Und nach diesem Kampfe würden alle Menschen ein glückliches Leben führen. Dieser Platz — so erzählen sie — wird in einem Eichenwalde liegen, da wo drei große Landstraßen sich nach drei verschiedenen Richtungen scheiden. Das klingt, wie wenn es bei Snamenka sein wird: es gehen drei

große Straßen von dort aus — es sind ja mehrere Eisenbahnen da —, und auch Eichenwald ist vorhanden. Ist Snamenka nahe bei Ihrem Wohnorte?

Ja, es ist nahe. Aber woher haben Sie das gehört? fragte ich, da mich die Sage interessierte.

Unter dem Volke geht ein solches Gerede um; ich selbst habe es von anderen gehört und erzähle es jetzt Ihnen wieder.

Unterdessen näherten wir uns dem Gehöfte meines Gefährten. Rechts vom Wege zog sich eine tiefgelegene, stellenweise ganz feuchte Wiese hin. Reihen von Weidenbäumen auf den Grenzrainen trennten die bäuerlichen Besitzungen von einander; in weiterer Entfernung waren die Bauernhäuser sichtbar.

Da bin ich ja nun bei meinem Hause angelangt! sagte der Bauer.

Das Land hier bei den Wohnhäusern ist recht unbrauchbar; selbst Kartoffeln können nirgendwo gepflanzt werden, bemerkte ich.

Dies Land hier ist noch gar nichts; es wächst doch wenigstens Gras darauf. Aber sehen Sie dahin! Der Mann zeigte mit der Hand nach der gegenüberliegenden Seite, wo gelbe Sandhügel lagen. Dort, dort ist unser Unglück! rief er.

Ich hielt das Pferd an. Der Bauer stieg vom Wagen ab und zog seine Reifen und seinen Sack herunter, in welchem sich jetzt ein großer Laib gebackenen Brotes befand. Er hatte ihn für seine unglückliche Familie angeschafft.

Wann werden wir uns denn wiedersehen? fragte ich.

Vielleicht wieder in Alexandrowka, antwortete er; aber dann belebte sich sein Gesicht auf einmal, und er sagte: Oder besuchen Sie mich doch; es liegt Ihnen ja so wie so auf dem Wege; sehen Sie, dort ist mein Haus. Ich bitte Sie dringend: sprechen Sie einmal bei uns vor. Ich würde es

so sehr wünschen, daß Sie mich besuchten! Wir würden dann unser mehrere zusammenkommen, bei einander sitzen und plaudern. Vielleicht bekämen wir von Ihnen etwas Gutes zu hören. Aber so hocken wir hier in unsern Stuben und wissen von nichts, was in Gottes Welt vorgeht.

Besuchen kann ich Sie schon; nur fürchte ich, daß Ihr Gemeindevorstand auch mich ins Arrestlokal steckt, sagte ich in halb scherzhaftem Tone und fuhr dann ganz ernst fort: Wissen Sie, lieber Mann, von solchen Dingen, wie ich sie mit Ihnen besprochen habe, kann man nicht laut reden.

O, wie sollte ich das nicht wissen! Wir würden unser vier, fünf Menschen zusammenkommen, lauter nahe Nachbarn und Freunde von mir; sonst niemand.

Ich sah ihn an und begegnete dem Blicke seiner weit offenen, braunen Augen; in diesen glänzte eine solche Wahrhaftigkeit, daß ich mich des Mißtrauens schämte, das sich schon einen Augenblick lang in mir hatte regen wollen.

Gut, ich werde Sie besuchen, sagte ich und drückte ihm die Hand.

Leben Sie wohl! Wenn Sie mich nicht hätten mitfahren lassen, schleppte ich mich noch irgendwo auf der Landstraße hin; aber so bin ich, dank Ihrer Freundlichkeit, schon zu Hause.

Wir trennten uns, und ich fuhr weiter.

Der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm, dachte ich, während ich zu mir nach Hause fuhr. So auch dieser unglückliche Böttcher aus Bürki; sowie er nur ein klein wenig Teilnahme bei einem Menschen findet, den er vorher nie gesehen hat, setzt er auch schon seine unklaren Hoffnungen auf ihn. Und wieviele Menschen ähnlicher Art gibt es bei uns! Man begegnet ihnen auf Schritt und Tritt. Ein wenig Aufmerksamkeit unsererseits, ein Fünkchen Teilnahme, und man gewinnt sogleich die Zuneigung eines solchen Menschen, und nach

zwei, drei Begegnungen kann man mit ihm im freundschaftlichsten Verkehr stehen. Welch ein weites Feld für den, welcher unter dem Volke arbeiten will! Wer ein Propagandist ist, der möge seine Ideen verbreiten; wer ein Anhänger der Rebellionstheorie ist, der möge für einen Aufstand agitieren und Organisationen schaffen! Hier ist der Boden für alle solche Tätigkeit. Der gemeine Mann, dieser „geheimnisvolle Unbekannte", diese Sphinx, wie manche ihn genannt haben, erschien mir ganz und gar nicht als Sphinx, und völlig klar stand in diesem Augenblicke meine künftige Tätigkeit vor meinem geistigen Blicke.

Ich berichte noch kurz über eine Bauernversammlung, die ich und mein Genosse Drobjasgin in einem Dorfe abhielten, wo wir mit mehreren Bauern in ein recht vertrautes Verhältnis gekommen waren. Es waren in dem Hause eines unserer Freunde etwa zwanzig Personen erschienen; unter diesen waren sechs aus den benachbarten Dörfern. Letzterer Umstand verlieh der Versammlung eine besonders ernste Bedeutung, da die an ihr teilnehmenden Personen schon als Vertreter mehrerer Dörfer zu betrachten waren. Es war an einem Sonntage; denn an Wochentagen konnten sich die Leute wegen der Arbeit nicht versammeln. Als Redner trat in der Versammlung zuerst Drobjasgin auf. In allgemeinen Umrissen entwickelte er den Gedanken, daß überall die Bauern infolge des geringen Landbesitzes in Armut lebten und überall eine allgemeine Aufteilung des Landes wünschten; daß aber natürlich eine Aufteilung nicht auf friedlichem und gesetzmäßigem Wege vor sich gehen könne, und daß als das einzige Mittel, sie zu erreichen, nur der allgemeine Volksaufstand übrig bleibe. Darauf sprach sich jeder einzelne der Anwesenden über diese von uns angeregte Frage aus, und alle stimmten unserer Meinung bei, daß ein Aufstand erforderlich sei; aber dabei fügten

viele von ihnen hinzu, sie glaubten nicht an das Gelingen des Unternehmens. Die Soldaten werden kommen und uns totschießen, erklärte einer von ihnen mit größter Bestimmtheit. Wir erwiderten darauf natürlich, mit leeren Händen würden wir keinen Aufstand beginnen, sondern uns zuvörderst bemühen, möglichst viel Waffen zu beschaffen, und außerdem würden wir versuchen, den Aufstand an mehreren Orten zugleich zu erregen. Schließlich gestanden wir selbst ein, daß wir in diesem Augenblicke zur Rebellion noch nicht fertig seien, und bezeichneten als die nächstliegende Aufgabe die Vorbereitung der Gemüter im Volke für die bevorstehende Empörung. So schlugen wir denn den Anwesenden vor, einen regelrechten Verein zu bilden, der es sich zum Ziele setzen sollte, vorsichtig Gerüchte folgenden Inhalts unter dem Volke zu verbreiten: es würde bald eine Aufteilung des Landes stattfinden; aber alle Bauern müßten sich schleunigst zum Kampfe bereit machen, da die Gutsbesitzer nicht geneigt sein würden, ohne Kampf das Land fahren zu lassen.

Meine stillen Gedanken und Hoffnungen über den Verlauf der Dinge waren dabei folgende. An der Spitze der bewaffneten Abteilung, die den Aufstand beginnt, muß ein Bauer stehen; wir intelligenten Revolutionäre können nur eine Art Generalstab bilden. Sobald diese Abteilung in ein Dorf einrückt, wird den Gutsbesitzern das Land weggenommen und unverzüglich unter die Bauern verteilt. Anfangs werden wir unerwartet bald in diesem, bald in jenem Dorfe erscheinen und das Volk aufrufen und erregen; aber in dem Maße, wie der Aufstand an Kraft gewinnt, werden auch unsere strategischen Bewegungen regelmäßiger werden. In der ersten Zeit werden wir natürlich Kämpfe mit dem Militär vermeiden; wir werden die Eisenbahnen und die Telegraphen zerstören, um die Aktion der Regierung zu erschweren und den Aufstand zu

kräftigen. In den Städten, deren wir uns bemächtigen, werden wir wegnehmen, was sich an Waffen vorfindet, und die Regierungsgebäude, nämlich die Bureaus, die Gerichte und sämtliche Archive, verbrennen. Schließlich werden sich die aufrührerischen Volkshaufen in gewaltigen Strömen über das ganze Land ergießen.

Viertes Kapitel.

Die Bewegung stockt.

Lauheit in der Propaganda. — Attentat auf einen Polizeispion. — Arretiert. — Zerfall des Klubs. — Trübe Zeit. — Während des türkischen Krieges. — Verhaftung von Revolutionären. — Gärung unter den Studenten.

Aber in den Anschauungen der meisten Klubmitglieder war allmählich eine Wandelung eingetreten; die Tätigkeit unter dem Volke schien gar zu langsam zu wirken, und es war ja auch nicht zu leugnen, daß an vielen Stellen die Resultate sehr gering waren. Eine gewisse nervöse Hast hatte unsern Klub ergriffen; man fürchtete, wenn wir uns jetzt nicht beeilten, sondern den Aufstand aufschöben, so würde später aus unseren Plänen überhaupt nichts werden. Viele der Unsrigen äußerten sich schon damals ironisch über den gemeinen Mann und über uns selbst und über alle unsere Unternehmungen. Sie waren sich klar darüber, daß das Volk ihnen ebenso fremd geblieben war, wie vor der Zeit ihres Aufenthaltes in den Dörfern, und fühlten auch sich dem Volke fremd, und daraus entwickelte sich notwendigerweise bei ihnen ein Mißtrauen gegen unsere Kräfte und gegen unsere Tätigkeit.

Aber diese theoretischen Erwägungen unterbrach ein plötzliches Ereignis. Wir hatten damals unsern Sammelpunkt in Jelissawetgrad, einer Stadt des Gouvernements Cherson. Hier tauchte unerwartet im Sommer 1876 ein gewisser Gorinowitsch

auf, der, wie wir wußten, schon zur Zeit der Kiewer Kommune der Polizei Material geliefert hatte. Wir waren überzeugt, daß er auch jetzt im Dienste der Polizei stehe und uns verraten wolle. Als einziges Mittel, dem vorzubeugen, erschien seine Ermordung. Er wurde nach Odessa gelockt und dort auf einem freien Platze in der Nähe des Güterbahnhofs überfallen. Als er, von mehreren Stichen getroffen, hingestürzt war, hielten die Attentäter ihn für tot und begossen sein Gesicht mit Schwefelsäure, damit die Polizei seine Persönlichkeit nicht feststellen könne. Damit jedoch andererseits die Ursache des Mordes allgemein bekannt würde, ließen sie neben Gorinowitsch einen Zettel zurück, auf dem geschrieben stand: „Dies ist das Schicksal jedes Spions". Aber Gorinowitsch blieb am Leben; mit seinem von der Schwefelsäure entstellten Gesichte figurierte er später in dem sogenannten »großen Prozesse« als lebendiges Beispiel für die Grausamkeit der Revolutionäre.

Dieser Vorfall hatte einen entscheidenden Einfluß auf das Schicksal unsers Klubs. Durch zwei Personen in Jelissawetgrad, die von dem Verkehr der Attentäter mit Gorinowitsch wußten, kam die Polizei uns auf die Fährte, und jeder mußte flüchten, so gut er konnte.

Ich und drei Kameraden machten uns gleichfalls daran, unsere Ansiedelung aufzulösen. Dies Geschäft war nicht besonders kompliziert, und zwei oder drei Tage später fuhren wir schon auf der Landstraße nach dem Flecken Schpola im Gouvernement Kiew, auf zwei Bauernwagen, die mit allen möglichen Dingen hoch bepackt waren: neben Kleidungsstücken und Wirtschaftsgerät waren da drei oder vier Sättel, auf denen wir beim Aufstande zu reiten gedacht hatten, einige Bücher, namentlich über die französische Revolution und über russische Aufstände, Generalstabskarten der für den Aufstand in Aussicht genommenen Gegend, einige Dolche und Revolver

mit einem ganzen Haufen Patronen, eine Menge Schachteln mit Schießpulver, falsche Pässe, nachgemachte Metallstempel und ähnliche Aufstandsrequisiten.

In dem Flecken Schpola kamen wir gegen Abend an und blieben die Nacht in einer Herberge. Am andern Tage verzögerte sich — ich weiß nicht mehr, warum, — unser Aufbruch, und als endlich unsere Wagen angespannt dastanden, erschien plötzlich der Polizeimeister mit zwei Polizisten und forderte unsere Pässe.

Nachdem er diese angesehen und natürlich in Ordnung gefunden hatte (unsere Pässe waren vorzüglich nachgemacht, und was speziell mich betraf, so hatte ich den echten Paß eines verstorbenen Verwandten), betrachtete der Polizeimeister forschend unsere Wagen und wünschte zu wissen, was das für Sachen wären.

Wir bezeichneten uns als Pferdehändler und erklärten, wir seien auf dem Umzuge von Tscherkassü nach Uman im Gouvernement Kiew begriffen, und dies seien unsere Wirtschaftssachen.

Da steckte der Polizeimeister aufs Geratewohl die Hand in den einen Wagen hinein und zog zu unserm Schrecken ein Revolverfutteral heraus.

Aber was ist das? rief er.

Ein Revolverfutteral, antwortete ich. Und auch Revolver sind da. Sie wissen selbst: wir fahren auf den Jahrmärkten umher, da müssen wir eine Waffe führen. Man reist manchmal bei Nacht mit Geld . . .

Den Revolver erwähnte ich deshalb, weil ja doch das Futteral gefunden war; zu leugnen schien unzweckmäßig. Ich hielt es für praktischer, der Gefahr entgegenzugehen, und darum zog ich, ohne mich zu besinnen, einen Revolver heraus und reichte ihn dem Polizeimeister.

Aber ob nun meine Darlegung unglaubwürdig erschien, oder wir ohnehin schon ernstlichen Verdacht erweckt hatten: er fühlte sich durch meine Offenherzigkeit nicht befriedigt. Er nahm den Revolver hin, betrachtete ihn von allen Seiten und erklärte in bestimmtem Tone:

Machen Sie sich fertig, wir wollen zum Landkommissar gehen.

Wir deuteten nur durch Achselzucken an, daß wir uns der sinnlosen Anordnung fügen müßten.

Ein Haufe Gaffer hatte sich am Torwege der Herberge angesammelt und betrachtete neugierig unsere beladenen Wagen und uns selbst, die wir uns in diesem Augenblicke sehr mutlos fühlten.

Auch die Wagen, nehmen Sie auch die Wagen mit! sagte der Polizeimeister, als er bemerkte, daß wir uns anschickten, allein zu gehen, ohne unsere Wagen.

Es war nichts zu machen; wir faßten die Pferde am Zügel und zogen langsam aus dem großen Torwege der Herberge durch den nach beiden Seiten auseinandertretenden Volkshaufen hinter dem voranschreitenden Polizeimeister her; die beiden Polizisten gingen hinter uns.

Auf dem Wege zur Wohnung des Landkommissars, die sich am Rande des Fleckens befand, ging uns — wenigstens mir — vieles durch den Kopf. Wir gingen schweigend, ohne mit einander zu reden, jeder in seine unerfreulichen Gedanken vertieft; denn in Gegenwart des Polizeimeisters und der Polizisten ein ordentliches Gespräch zu führen war ja doch unmöglich, und durch Flüstern hätten wir nur den Verdacht gegen uns vermehrt. Namentlich ängstigte mich die Besorgnis, man werde unsere Wagen durchsuchen; dann war unser Spiel verloren.

Wir kamen zur Wohnung des Landkommissars; aber zum

Glück war er nicht anwesend, sondern irgendwohin gefahren. Unsere Wagen mit den Pferden wurden auf den Hof geführt und wir in das Bureau gerufen. Dort befanden sich zwei Schreiber und ein etwas höherer Beamter, der in Akten blätterte. Als wir eintraten, betrachtete er uns vom Kopfe bis zu den Füßen, empfing von dem Polizeimeister meinen Revolver und legte ihn in einen Schrank; dann befahl er, uns bis zur Ankunft des Landkommissars auf dem Hofe zurückzuhalten, und vertiefte sich wieder in seine Akten. Wir gingen auf den Hof; der Polizeimeister ließ einen Polizisten bei uns und entfernte sich.

Ich schaute mich um. Das Tor nach der Straße zu war verschlossen. Der Hof war von einem niedrigen Zaun umgeben, hinter dem auf der einen Seite ein Gemüsegarten lag; dort war noch ein anderer ebensolcher Zaun zu sehen und weiterhin unbestelltes Feld. Einen Fluchtversuch zu machen war leicht, noch leichter aber wieder ergriffen zu werden, da sich nirgends ein Versteck bot; das Feld war glatt und eben.

Wir konnten nun mit einander reden, waren aber darin einig, vorläufig nicht zu entfliehen; dies sollte erst das letzte Mittel sein. Nach einer Stunde — es war inzwischen schon dunkel geworden — kam endlich der Landkommissar. Nachdem er von unserer Angelegenheit gehört hatte, nahm er unsere Pässe und befahl, uns wieder nach der Herberge zu bringen; er werde die Sache morgen früh untersuchen.

Eine Zentnerlast fiel uns mit einemmal vom Herzen; in der Nacht hofften wir irgend einen Ausweg zu finden.

Von dem Polizeimeister und den Polizisten begleitet, begaben wir uns mit unsern Wagen wieder nach der Herberge. Dort ließ der Polizeimeister die Polizisten zurück, um uns zu bewachen, den einen draußen, den andern innen, und ging weg.

Es war Nacht geworden. Die jüdischen Wirtsleute hatten

sich schlafen gelegt, und ringsum herrschte Stille. Aber wir schliefen nicht; wir saßen in einem kleinen Zimmer bei einem Talglichte und flüsterten leise. Unser Wächter schlief gleichfalls nicht; von dem großen, dunklen Schuppen her, wo unsere Wagen und Pferde standen, hörten wir von Zeit zu Zeit sein Husten und seine Schritte. Unter allen Umständen mußten wir diese Nacht benutzen, da uns am andern Morgen Durchsuchung und Verhör erwarteten. Bei Prüfung unserer Lage fanden wir zwei Auswege: entweder die Wagen mit den Sachen und Pferden im Stich zu lassen und selbst zu fliehen, oder es zu riskieren und eine ordnungsmäßige Erledigung unserer Angelegenheit abzuwarten, in diesem Falle aber uns beizeiten auf die Durchsuchung vorzubereiten. Das erstere schien schwer ausführbar, schon weil der Landkommissar unsere Päſſe zurückbehalten hatte und wir ohne Päſſe im ersten Dorfe arretiert werden konnten; ganz zu schweigen von der Schwierigkeit der Flucht in Anbetracht der Wachen. Praktikabler sah der zweite, legale Weg aus; aber dazu mußten wir all unsere Sachen umkramen und alles entfernen, was uns kompromittieren konnte; das ließ sich aber nur im Einverständnis mit unserm inneren Wachposten ausführen. Nach längerer Debatte entschieden wir uns für den zweiten Weg und schritten zur Tat. Ich ging aus unserm Zimmer nach dem Schuppen, und es gelang mir dort, mit dem Polizisten allmählich in ein Gespräch zu kommen. Es stellte sich heraus, daß er ein Bauer aus einem mir bekannten Dorfe war; ich redete mit ihm über ihren Gutsbesitzer, über die Lebensweise der Bauern, und es war noch keine Stunde vergangen, da schimpften wir schon zusammen über den Gutsbesitzer, über den Landkommissar und über den Polizeimeister, der ihn hier bei uns auf Posten gestellt hatte.

Ich möchte mir gern ein paar Sachen vom Wagen nehmen, sagte ich unter anderm zu ihm.

Gehen Sie hin und nehmen Sie sich, was Sie brauchen, antwortete der Polizist.

Ich trat zu dem einen Wagen, suchte tastend ein kleines Kästchen, in dem sich unter andern Dingen die Paßblankketts befanden, und zog es heraus. Hiermit fing ich deswegen an, weil ohne Pässe eine Flucht undenkbar war, und die Flucht mußte vor allen Dingen gesichert werden. Einer der Kameraden machte sich sogleich daran, Pässe herzustellen; es brauchten nur die Blankketts ausgefüllt zu werden.

Unterdessen kehrte ich, nachdem ich das Kästchen mit den Paßblankketts auf unser Zimmer gebracht hatte, wieder in den Schuppen zurück und begann unter den Sachen herumzuwühlen, fühlte die Revolver, Dolche, Patronen und die andern kompromittierenden Gegenstände heraus und zog sie hervor. Der Polizist zeigte sich als ein guter Kerl.

Ihr Landkommissar da ist ein richtiger Räuber, sagte ich. Sagen Sie selbst: was will er eigentlich von uns? Und doch hat er uns festgehalten und läßt uns nicht weg! Er läßt uns hier in der Stadt zappeln. Für alles soll man bezahlen und Geld geben! Keiner gibt etwas umsonst . . .

Wer wird etwas umsonst geben?! erwiderte der Polizist zustimmend.

Wenn man in fremder Gegend reist, geht's einem doch gar zu schlimm. Wir müssen möglichst schnell reisen, die Zeit vergeht, und er hält uns fest! Und wer weiß, wann er uns morgen losläßt!

Das ist sicher: er ist die reine Bestie! rief der Polizist. Vor zwei Monaten wurde bei mir zu Hause ein Kindchen krank. Meine Frau ließ mir durch Leute aus unserm Dorfe, die hier den Markt besuchen, sagen, ich möchte nach Hause kommen. Ich ging zu ihm, bat ihn und beschwor ihn: „Geben Sie mir Urlaub! Nur einen Tag! Vielleicht stirbt das Kindchen

— Gott sei davor! — da möchte ich es wenigstens vor dem Tode noch sehen!" Aber was meinen Sie? Er gab mir keinen Urlaub!

Sehen Sie, hier in den Schachteln habe ich Schießpulver, sagte ich weiter. Was ist da Schlimmes daran, daß ich Schießpulver habe? All jene niederträchtigen Kerle können sich Schießpulver und Gewehre halten. Aber wenn sie morgen das Pulver bei mir finden, dann weiß ich schon im voraus, daß ich ins Unglück komme.

Geben Sie her, ich werde es verwahren, rief der Polizist.

Eine halbe Stunde später versteckte unser Posten mit uns zusammen alle möglichen Dinge; manches verbargen wir in den Strohhaufen, die in den Ecken des Schuppens lagen, anderes verscharrten wir in dem Unrat unter den Krippen. Ein paarmal, wohl der Abwechselung wegen, stieg er sogar an den Balkenwänden des Schuppens hinauf und versteckte einzelnes unter dem Dache.

Als die Musterung unserer Sachen beendet war und wir uns mehr oder weniger für die erwartete Durchsuchung vorbereitet hatten, fühlten wir uns erleichtert; jetzt konnten wir uns sogar schlafen legen.

Nun, ich danke Ihnen, lieber Mann, daß Sie uns behilflich gewesen sind, sagte ich und reichte dem Polizisten einen Rubelschein.

Wofür geben Sie mir Geld? fragte er verlegen.

Lange sträubte er sich, das Geld zu nehmen. Es entstand eine dumme, unbehagliche Szene.

Am folgenden Morgen zogen wir, von den Polizisten eskortiert, mit unsern Wagen wieder zum Landkommissar. Es war Jahrmarkt, und auf dem Platze vor unserer Herberge drängte sich eine Menge von Bauern, die aus den Nachbardörfern gekommen waren. Aber als wir zum Landkommissar kamen, fanden wir das Bureau leer; die Beamten waren, wohl

aus Anlaß des Markttages, abwesend, und nur ein Schreiber, der wahrscheinlich den Tagesdienst hatte, war zurückgeblieben. Dieser teilte uns mit, der Landkommissar sei früh morgens in einer eiligen Sache nach der Kreisstadt gefahren und wir müßten seine Rückkehr abwarten. Was konnte das für eine eilige Sache sein, die der Landkommissar gestern nicht gewußt hätte? fragte ich mich. Gestern hatte er uns ja gesagt, er werde unsere Angelegenheit heute früh untersuchen!

Gebeugten Hauptes kehrten wir in unsere Herberge zurück. Meine Angst war: der Landkommissar möchte nach der Kreisstadt gefahren sein, um seiner vorgesetzten Behörde über unsern Fall zu berichten. Die Kreisstadt war dreißig Werst entfernt; ich rechnete mir aus, wann er zurück sein und uns der entscheidende Schlag treffen könnte. Aus Swenigorodka (so hieß die Kreisstadt), wird er nicht allein zurückkommen, sagte ich zu meinen Kameraden. Wahrscheinlich kommt auch ein Gendarmerieoffizier mit.

Je mehr wir darüber nachdachten, um so mehr wuchs unser Argwohn. Wir steckten uns gegenseitig mit unseren Befürchtungen an, bis zur völligen Ueberreizung der Nerven. Unsere Lage erschien uns allen als eine verzweifelte. Fliehen um jeden Preis! Das ist das einzige, was uns übrig bleibt! war unser einstimmiges Urteil, und mit fieberhafter Hast machten wir uns an die Vorbereitungen zur Flucht.

Nach unseren Berechnungen blieben bis zur Rückkehr des Landkommissars aus Swenigorodka noch etwa vier Stunden, und diese Zeit mußten wir ausnutzen. Die Ausführung der Flucht erschien, obwohl es heller Tag war, verhältnismäßig leicht wegen des Gedränges auf dem Platze und in unserer Herberge, wo beständig allerlei Leute kamen und gingen. Unsere Polizisten gingen gleichfalls oft auf den Marktplatz, um sich das Getreibe anzusehen. Wir unsererseits probierten

aus dem Tore der Herberge hinauszugehen und bemerkten, daß unsere Wächter dies nicht beachteten. Wir erklärten uns das einfach aus der russischen Schlafmützigkeit; der Jahrmarkt nahm die Aufmerksamkeit aller, darunter offenbar auch unserer Wächter, völlig in Anspruch. Wir bereiteten uns zur Flucht vor. Wir zogen andere Kostüme unter, darüber aber die bisherigen, die wir abzuwerfen gedachten, sobald wir den Flecken glücklich hinter uns haben würden; wir trafen Verabredungen über die Marschroute und über einen Sammelpunkt, da wir beschlossen hatten, nach diesem Punkte nicht alle zusammen, sondern getrennt zu gehen; wir teilten das Geld unter uns, damit ein jeder etwas bei sich hätte für den Fall, daß unvorhergesehene Umstände jemand nötigten, sich von der übrigen Genossenschaft zu trennen; wir steckten die abends zuvor zurechtgemachten Päße ein. Es wurde uns sogar lustig zumute. Wir hatten vor, der Schpolaschen Polizei einen Zettel folgenden Inhalts zurückzulassen: „Wir beantragen, an unserer Statt den Ueberbringer zu arretieren und als einen Vagabunden ohne Paß ins Gefängnis zu schicken". Diesen Zettel wollten wir einem unserer Pferde an die Stirn binden. Natürlich hatten wir beschlossen, all unsere Sachen nebst den Wagen und den beiden Pferden im Stich zu lassen und zu Fuß zu fliehen.

Alles war schon bereit, als plötzlich ein Gerichtsbote gelaufen kam und uns sofort nach dem Bureau des Landkommissars berief. Ist er wirklich schon zurückgekommen? Unmöglich! rief ich innerlich, während ich mit den andern hinging.

Warum sind Sie denn heute nicht aufs Bureau gekommen? fragte uns der Oberbeamte, sobald wir in der Tür erschienen.

Wir erklärten, wir seien am Morgen dagewesen, und beberiefen uns auf den Schreiber, der uns gesehen hatte.

Der Landkommissar hat befohlen, Sie zu entlassen, erwiderte er. Wir müssen nur ein Protokoll aufnehmen.

Es begann wieder ein Verhör: wer und was wir wären, von wo und wohin wir reisten u. s. w. Unsere falschen Angaben wurden in das Protokoll gesetzt, und ich als Schreibkundiger unterschrieb es; die andern gaben an, sie könnten nicht schreiben. Wir erhielten unsere Pässe und sogar den Revolver zurück und gingen fröhlich wieder nach der Herberge.

So schnell es nur möglich war, suchten wir unsere Sachen zusammen und verpackten sie (es war schwer, sie in dem Stroh und Unrat ausfindig zu machen, besonders da es unbemerkt geschehen mußte); dann spannten wir die Pferde an und fuhren ab, obwohl es schon stark auf den Abend ging. Doch gerade die Dunkelheit ermöglichte es uns, aus der westlichen Richtung, die wir der Täuschung halber bei der Abfahrt eingeschlagen hatten, in die nördliche überzugehen.

Später stellte sich heraus, daß in dem Flecken Schpola um diese Zeit ein bedeutender Diebstahl verübt worden war und wir gerade eingetroffen waren, während die Untersuchungen stattfanden. Wir hatten irgendwie die Aufmerksamkeit des Polizeimeisters erregt, und daher war dann der ganze Lärm entstanden.

Die ganze Nacht trieben wir, ohne anzuhalten, unsere Pferde an. Wie klar steht mir diese Nacht vor der Seele! Der Himmel war rein, die Luft frisch; ein durchsichtiger, leichter Nebel breitete sich über den Feldern aus, über die von oben der Mond sein blasses Licht ausgoß. Die Straße war eben; unsere Wagen rasselten auf dem glatt gefahrenen Wege dahin. Zwei Kameraden sangen aus voller Kehle Lieder; sie fühlten sich offenbar glücklich.

Wir gelangten nach Smjela, wo wir von früher her eine Unterkunft wußten. Demnächst aber versammelte sich unser aus seinen Niederlassungen aufgestörter Klub fast vollzählig in Charkow. Jedoch die Zusammenkunft ließ den Streit über

die Art unserer ferneren Tätigkeit noch heftiger entbrennen. Nur wenige wollten die Arbeit unter dem Volke weiter fortgesetzt wissen; der eifrigste Verfechter dieser Ansicht war Drobjasgin, der drei Jahre darauf (wie auch viele andere Revolutionäre!) hingerichtet wurde. Aber er drang nicht durch, und ebensowenig andere mit mancherlei Vorschlägen, z. B. Manifeste über die Landaufteilung zu drucken und ohne weitere Tätigkeit unter den Bauern zu verbreiten. Unsere Organisation war eben schon erstorben und alle Versuche, ihr neues Leben einzuhauchen, vergeblich; die Charkower Versammlung endete mit dem tatsächlichen Auseinanderfallen unseres Klubs. Dies war allen klar, obwohl es nicht laut ausgesprochen wurde.

Die Genossen gingen nach allen Seiten auseinander, und manchen ereilte später ein trauriges Schicksal. Auch für mich und einige Gefährten begann eine trübe Zeit. Das schmähliche Fiasko, das wir bei unserer Tätigkeit erlitten hatten, hatte uns stark deprimiert; dazu kam ein völliger finanzieller Ruin. Wir sahen uns genötigt, uns zeitweilig einer wandernden Schauspielertruppe anzuschließen, dann wieder als Sänger in Restaurants aufzutreten und dergl. mehr. Auch physisch war ich, früher von Kraft strotzend, so herabgekommen, daß ich kaum die Füße schleppen konnte.

Als im Jahre 1877 der türkische Krieg ausbrach, befand ich mich mit mehreren Gesinnungsgenossen in Kiew. Wir wünschten, daß unsere Armee geschlagen werden möchte. Wir waren so gewohnt, das Volk von der Regierung mit ihrem Beamtentum und ihrer militärischen Organisation zu scheiden und ihr gegenüberzustellen, daß wir eine Niederlage der Regierung nicht für eine Niederlage des Volkes hielten, ja sogar fanden, das letztere könne dabei nur gewinnen. Wir richteten Verwirrung an, indem wir gefälschte Telegramme mit ungünstigen Nachrichten vom Kriegsschauplatze auf den Straßen

anklebten und, als die Regierung ihre echten Telegramme mit dem amtlichen Stempel versah, auch unsere Telegramme mit einem nachgemachten Stempel ausstatteten. Doch stellten wir dies bald als zwecklos und zu gefährlich wieder ein.

In diesem Sommer gelang der Polizei ein großer Schlag. Ein paar Bauern aus der Gegend von Tschigirin, wo Stephanowitsch mit seinen Genossen Bochanowski und Deutsch unter Benutzung angeblich vom Zaren herrührender Urkunden einen bäuerlichen Geheimbund organisiert hatte, waren arretiert worden, und deren Angaben führten zur Durchsuchung einer Wohnung in Kiew, wo sie einmal mit Stephanowitsch zusammengekommen waren. Es war die von mir und Tschubarow gemietete Wohnung, in der sich zeitweilig auch mein alter Freund und Schulkamerad Wladimir Malawski aufhielt; und während wir beiden andern zufällig abwesend waren, wurde dieser verhaftet; bald darauf ebendort auch Bochanowski. Auch Stephanowitsch und Deutsch fielen in einem Dorfe des Gouvernements Poltawa der Polizei in die Hände. Ein Glück noch, daß Stephanowitschs Wohnung in Kiew der Polizei unbekannt geblieben war; denn hier befand sich außer stark kompromittierenden Papieren namentlich unsere geheime Druckerpresse. Um diese Dinge den Nachforschungen der Polizei zu entziehen, mußten sie schleunigst anderswohin transportiert werden, was uns nur mit großer Mühe und Gefahr gelang. Als die Polizei endlich die Wohnung fand, war das Nest leer. Zwar wurden an vielen Stellen der Stadt Haussuchungen veranstaltet und die Polizisten und Spione liefen unermüdlich herum, aber ohne Erfolg.

Auch in der Studentenschaft herrschte Gärung. Die Unzufriedenheit mit dem bestehenden politischen Regime, die zur Zeit des türkischen Krieges sich in der ganzen russischen Gesellschaft fühlbar machte, fand auch bei der studierenden Jugend

ihren Widerhall und nahm hier sogleich einen schärferen Charakter an. Die Studentenschaft beteiligte sich lebhaft an einem neugebildeten »Verfassungsklub«; einige Arretierungen von Studenten erhöhten die Erregung. Aber das Ende dieser Bewegung war, daß viele von der Universität ausgeschlossen und demnächst auf administrativem Wege nach den nördlichen Gouvernements verschickt wurden.

Fünftes Kapitel.

Der Terrorismus.

Entstehung der terroristischen Richtung. — Valerian Ossinski. — Einleitende Schritte zur Befreiung der Gefangenen in Kiew. — Attentat auf den Staatsanwalt Kotljarewski. — Das »Vollstreckungs-Komitee.« — Drangsalierung der bäuerlichen Geheimbündler. — Weitere Vorbereitung zur Gefangenenbefreiung. — Ermordung des Gendarmerieoffiziers Heiking. — Die Gefangenen entweichen. — Tätigkeit der Polizei. — Ich entgehe in Odessa der Festnahme. — Meine Stellung zu der neuen Richtung.

Von der Tätigkeit unter dem Volke hatten sich die meisten Revolutionäre allmählich immer mehr zurückgezogen; als das zu erstrebende Ziel wurde jetzt von vielen, darunter auch von meinem Bruder Iwan, die Erlangung politischer Rechte, einer Verfassung, proklamiert. Das sozialistische Programm galt ihnen als abgetan; an seine Stelle trat das politische. Damit aber stand in engem Zusammenhange die terroristische Strömung, die gegen Ende des Jahres 1877 namentlich in Südrußland sich herausbildete. In den beiden großen Städten des Südens, Odessa und Kiew, sammelten sich in diesem und dem folgenden Jahre die revolutionären Elemente; die alte klubmäßige Abgeschlossenheit war geschwunden, aber unter den Gesinnungsgenossen herrschte ein reger Verkehr und Meinungsaustausch. Die Seele dieser terroristischen Richtung war unzweifelhaft

Valerian Ossinski, der aus Petersburg, wo er sich von der Tätigkeit seiner Kameraden unbefriedigt fühlte, nach Kiew übergesiedelt war und nun der terroristischen Sache all seine Kraft widmete. Ich kann nicht umhin, einige Worte zur Charakterisierung dieser merkwürdigen Persönlichkeit hinzuzufügen. Er war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, großgewachsen und dünn, mit hübschem Gesichte und blondem Haar. Dabei pflegte er sich recht elegant zu kleiden; ein Pince-nez schaukelte an einem schwarzen seidenen Schnürchen. Sein Wesen hatte etwas Nervöses, fast Weibisches; eine quecksilberhafte Beweglichkeit war ihm eigen. Bald war er lebhaft, gesprächig und heiter, bald wieder zeigte er sich finster und schweigsam und klagte dann über Kopfschmerz. Er besaß ein ungewöhnliches Gedächtnis, aber verhältnismäßig unbedeutende Fähigkeiten. Fremdem Einflusse gab er nicht leicht nach, sondern verfügte vielmehr selbst über eine gewaltige Kraft der Initiative. —

Wichtig war, daß dieser terroristischen Sache auch der reiche Lisogub sich anschloß, da nunmehr die neue Richtung über bedeutende materielle Mittel verfügte. Und die Grausamkeit der Regierung gegen inhaftierte Revolutionäre fachte die Gefühle der Entrüstung und Empörung immer stärker an.

Ich wohnte zu jener Zeit mit zwei Kameraden in einer damals erst halbplanierten Querstraße der Funduklejewskajastraße. Unsere Wohnung, im Erdgeschoß gelegen, hatte einen besonderen Eingang, so daß man, ohne von dem Hauswirte und den andern Mietern bemerkt zu werden, kommen und gehen konnte; dies war der Grund, weshalb sich oft größere Gesellschaft bei uns versammelte. Nicht weit von uns hatten der Student Isbitzki und Valerian Ossinski ihre Wohnungen. Der letztere hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Stephanowitsch und dessen Genossen aus dem Kiewer Gefängnisse zu befreien, und zu diesem Zwecke durch Vermittelung eines bestochenen

Gefängnisaufsehers eine Korrespondenz mit den Gefangenen eingerichtet.

Nun, Valerian, wie benimmt sich die Taube? fragten wir manchmal Ossinski, wenn er bei uns mit Briefen aus dem Gefängnisse erschien.

Sie trinkt und frißt gewaltig! Ein erstaunlicher Vielfraß! erwiderte lachend Ossinski, der gern einen Scherz machte, wenn die Rede auf den Gefängnisaufseher kam, der den Verkehr mit den Gefangenen vermittelte und darum den Spitznamen »die Taube« erhalten hatte.

Diese Taube war ein dummer, aber gutmütiger, dicker Kerl, der seine Aufgabe für eine verhältnismäßig geringe Belohnung gut erfüllte. Wenn er mit Briefen zu Ossinski kam, machte er sich gewöhnlich sogleich über den kalten Imbiß her, der hier für ihn bereit stand; er aß und trank alles, was ihm vorgesetzt war, legte sich dann auf Ossinskis Bett und schlief, bis dieser seine Antwort fertig hatte, die immer sehr ausführlich und lang und mit kleiner Schrift auf „Verschwörerpapier" geschrieben war. Es wurde nämlich zu diesem Zwecke besonders dünnes Papier benutzt, weil sich dieses leichter ins Gefängnis hineinbringen ließ, wo beim Eingange jeder visitiert wurde, sogar die im Dienst stehenden Aufseher. Mit dieser Tätigkeit brachte Ossinski den ganzen Abend zu; wenn er fertig war, weckte er den Aufseher, gab ihm die Briefe und dazu einen Rubel, und dieser ging wieder weg.

Die Flucht der Gefangenen aus dem Kiewer Gefängnis zu bewerkstelligen war keineswegs leicht und erschien uns zunächst beinah unmöglich. An Anlegung eines unterirdischen Ganges oder an ein Durchbrechen der Mauer war hier überhaupt nicht zu denken; das ganze Gebäude war zu massiv. Aber bei näherer Bekanntschaft mit der Gefängnisordnung bildete sich allmählich ein Plan von ganz besonderer Art heraus. Die

innere Bewachung lag in den Händen von nicht fest angestelltem Personal, nämlich eines Schließers und mehrerer Aufseher, welche letzteren sich zu bestimmter Zeit ablösten. Die Ablösung der Aufseher überwachte der Schließer; diesen Umstand gedachten wir zur Ermöglichung der Flucht zu benutzen: der Schließer konnte die als Aufseher verkleideten Gefangenen bei der nächtlichen Ablösung aus dem Gefängnisse hinausführen. Natürlich mußte man sich dazu der Hilfe des Schließers versichern. Anfänglich tauchte der Gedanke an Bestechung auf, und es wurden sogar nach dieser Richtung einige Schritte unternommen; aber dann wurde dieser Gedanke als aussichtslos bald aufgegeben, und wir blieben bei der Idee stehen, es sollte einer der Unsrigen als Schließer in das Gefängnis eintreten. Mit der Ausführung dieses Planes beschäftigte sich Michail Frolenko. Da er gehört hatte, daß der Gefängnisinspektor einen Unterbeamten suchte, meldete er sich bei ihm mit einem Passe als Kleinbürger und wurde wirklich in Dienst genommen.

So wurde das Unternehmen eingeleitet, das seinerzeit nicht wenig Aufsehen erregt hat. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, so nahm Frolenko im Gefängnisse etwa zwei Monate lang verschiedene dienstliche Stellungen ein (er war anfangs einfacher Wächter auf dem Hofe des Inspektors, dann Aufseher und zuletzt Schließer), und bewies während dieser Zeit soviel Geschick in Durchführung seiner Rolle und soviel Mannhaftigkeit, daß er unter den Revolutionären allgemeine Bewunderung erregte.

Von dem weiteren Verlaufe werde ich unten zu berichten haben; inzwischen beschäftigten sich Ossinski und die ihm Nächststehenden noch mit anderen Unternehmungen. Die Arretierungen in der Tschigirinschen Angelegenheit waren von dem Gendarmerieoffizier Heiking vorgenommen worden; die gerichtliche

Untersuchung leitete der Staatsanwalt Kotljarewski. Da reifte bei Ossinski und seinen Freunden der Entschluß, diese beiden Repräsentanten der Regierungsgewalt zu ermorden. Zum ersten Opfer war Kotljarewski ausersehen, über den zu allem übrigen aus dem Gefängnis berichtet war, er habe sich erfrecht, bei einer Visitierung eine politische Gefangene nackt ausziehen zu lassen. Es folgten ihm nun immer abwechselnd einige Revolutionäre, um eine günstige Gelegenheit zum Ueberfall abzupassen. Es muß bemerkt werden, daß gerade zu jener Zeit aus Petersburg die Nachricht von Wjera Sassulitschs Attentat auf den Stadthauptmann General Trepow und aus Odessa die Nachricht von bewaffnetem Widerstande gegen die Polizei kam; das goß noch Oel ins Feuer.

Am 23. Februar 1878 wurde ich nachts durch ein leises Klopfen an dem nach der Straße zu gelegenen Fenster geweckt; nachdem ich leise gefragt hatte, erkannte ich an der Stimme Valerian und beeilte mich, das Pförtchen zu öffnen. Es war eine feuchte, kalte Nacht, und darum kehrte ich schnell ins Zimmer zurück, legte mich wieder ins Bett und zündete die auf dem Tische stehende Lampe an, während Ossinski mir folgte. An dem Geräusche der Schritte merkte ich, daß er nicht allein war. Und wirklich erschienen mit ihm Iwan Iwitschewitsch und noch ein anderer Genosse.

Lebhaft steht mir noch jetzt der Augenblick vor der Seele, wo Ossinski an mein Bett trat, sich niederbeugte und leise sagte: Kotljarewski ist ermordet!

Wann? fragte ich; ich hatte bei dieser Nachricht ein Gefühl, als ob ich mit siedendem Wasser übergossen würde.

Soeben . . . Wir kommen direkt davon her.

Ich zog den Fenstervorhang dichter zu, damit von der Straße das Licht nicht zu sehen wäre, und erkundigte mich, wie es dabei hergegangen wäre. Ossinski teilte mir mit, sie

hätten Kotljarewski, als er von irgendwo heimgekehrt wäre, fast unmittelbar vor seinem Hause eingeholt und überfallen. Nach dem ersten Schusse sei er zu Boden gefallen und habe ein furchtbares Geschrei erhoben. Dann hätten sie noch einen oder zwei Schüsse auf ihn abgegeben und seien darauf weggelaufen. Da Kotljarewski einen Pelz getragen habe und die Wunden von den Revolverkugeln möglicherweise nicht tödlich gewesen seien, habe Jwitschewitsch herantreten und ihm noch einen Dolchstoß geben wollen; aber die andern hätten ihn davon zurückgehalten, da es gefährlich gewesen sei, länger an einem Platze zu bleiben, wo sich jeden Augenblick Menschen ansammeln konnten. Jedenfalls ist die Sache erledigt, schloß Ossinski seinen Bericht.

Eine Zeitlang saß ich schweigend auf dem Bette und suchte mich mit dem Ereignis abzufinden; aber ich muß bekennen: ich vermochte es nicht. Ein Zittern lief mir über den Rücken, und ein unangenehmes Gefühl, als ob eine Art von Druck, ein furchtbarer Druck auf mir laste, bemächtigte sich meiner nach und nach.

Wollen Sie hier übernachten? fragte ich.

Versteht sich. Wohin sollten wir denn gehen? Jetzt findet wahrscheinlich eine furchtbare Verfolgung auf allen Straßen statt.

Dann legen Sie sich also hin; wir müssen die Lampe auslöschen.

Auf dem Fußboden wurden Kleidungsstücke ausgebreitet, und sie legten sich alle drei hin. Ich löschte die Lampe aus; im Zimmer wurde es dunkel.

Nun, dann wollen wir schlafen! sagte ich.

Aber ich konnte nicht schlafen. Meine Nerven waren in großer Erregung; Arme und Beine wollten mir gar nicht warm werden. Ich begann, angestrengt in die nächtliche Stille hinein-

zuhorchen. Aber auf unserer Straße war alles ruhig; keine Droschke, kein Fußgänger störte die herrschende Stille. Es verging noch einige Zeit. Plötzlich ertönte irgendwo in der Ferne ein gleichmäßiges, langgezogenes Rasseln, wie Trommelschlagen. Es wird Alarm geschlagen, fuhr es mir durch den Kopf. Ich spürte einen neuen Anfall jenes unangenehmen, früher nie gekannten Gefühls und richtete mich unwillkürlich im Bette auf, um besser zu horchen. Es ist indessen schwer, jenes Gefühl genauer zu charakterisieren: es war eine Furcht, eine Furcht nicht nur vor Verantwortung und Strafe, sondern sozusagen vor dem Ereignis selbst, und eine Unzufriedenheit mit diesem Ereignisse.

Valerian, hören Sie es? fragte ich flüsternd.

Ja, ich höre es.

Wie wenn getrommelt wird.

Ja.

Wir schwiegen wieder, und ich begann von neuem zu horchen. Aber das Rasseln wiederholte sich nicht mehr. Vielleicht war es nur das Rollen von Wagen auf dem Pflaster gewesen, irgendwo in der Wladimirskajastraße. Die beiden andern schliefen fest, nicht so Ossinski. In dem Halbschlummer, in den ich versunken war, hörte ich fortwährend, wie er sich auf dem Fußboden herumdrehte und leise hustete.

Aber am andern Tage stellte es sich heraus, daß Kotljarewski nicht nur nicht ermordet, sondern nicht einmal verwundet war. Er war nach dem Schusse einfach vor Furcht auf die Erde gefallen. Ossinski, der es zuerst erfuhr und uns mitteilte, redete nun von dem Attentat mit Lachen, und auf seinem nervös-beweglichen Gesichte war nicht die geringste Erregung wahrzunehmen.

Was beabsichtigen Sie nun weiter zu tun? fragte ihn jemand.

Hol ihn der Teufel, diese Memme! rief Ossinski. Für

ihn genügt das; ich denke, er wird nach diesem Vorfall nicht mehr ein so übereifriger Beamter sein.

Nach diesem Ereignis nahm die Gruppe von Personen, die sich mit terroristischen Unternehmungen beschäftigte, den Namen »Vollstreckungs-Komitee« an. Es wurde ein ovaler Stempel hergestellt, auf dem oben die halbrunde Inschrift „Vollstreckungs-Komitee" und unten „der russischen sozial-revolutionären Partei" eingraviert war; in der Mitte befanden sich ein Revolver und ein Dolch, über Kreuz gelegt, und, wenn ich mich nicht irre, auch noch ein Beil. Jedesmal nach der Ausführung einer terroristischen Handlung sollte eine Proklamation auf den Straßen angeklebt werden. Jedoch verzögerte sich nach diesem ersten Attentate die Proklamation um einige Wochen, weil die aus Stephanowitschs Wohnung gerettete Druckerpresse zunächst nicht zu finden war. Erst Mitte März erschien die Proklamation mit dem beigedruckten Stempel. Das Ankleben erfolgte natürlich bei Nacht, ging aber doch nicht ohne ein Opfer ab. Isbitzki wurde dabei ergriffen und dafür zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Was meine Stellung zu diesem Vollstreckungs-Komitee anlangt, so war sie recht seltsam. Auf der einen Seite konnte ich die terroristischen Taten nicht als zweckmäßig anerkennen und fühlte mich zu ihnen nicht fähig; auf der andern Seite erwies ich mich den Terroristen hilfreich und beteiligte mich mit einer Art von kindlicher Unbedachtsamkeit an solchen Dingen wie der Erfindung des Stempels des Vollstreckungs-Komitees, dem Ankleben der Proklamationen u. s. w. Es schien mir immer noch etwas sehr Amüsantes, die Polizei zum Narren zu halten, und ich stellte das Ankleben der Proklamationen mit dem Stempel des Vollstreckungs-Komitees etwa auf gleiche Stufe mit dem Ankleben der erdichteten Telegramme vom Kriegsschauplatze. Aha, dachte ich, jetzt geht eine Unruhe durch

die Stadt! Nun werden sie anfangen, auf das Vollstreckungs-Komitee Jagd zu machen. Die Polizei wird völlig den Kopf verlieren. Ich freute mich, wenn ich mir die verwunderten Gesichter unserer Verwaltungsbeamten vorstellte, die sich untereinander über das Vollstreckungs-Komitee besprachen und sich in Mutmaßungen darüber ergingen, wo dieses Komitee wohl möchte hergekommen sein. Aber je mehr neue Ereignisse terroristischen Charakters stattfanden, um so mehr gelangte ich allmählich zu einer geradezu ablehnenden Stellungnahme gegenüber dem Terrorismus.

Unterdessen war der Verkehr mit dem Gefängnisse nicht abgebrochen worden, und »die Taube« brachte wie bisher einmal wöchentlich, mitunter auch öfter, an Ossinski Briefe aus dem Gefängnisse. Aus den Aeußerungen der Tschigiriner, die dort saßen, ging hervor, daß einige Familien aufständischer Bauern durch die Bestrafungen völlig ruiniert waren, und wir beschlossen, ihnen eine materielle Unterstützung zukommen zu lassen. Nachdem ich aus dem Gefängnisse die erforderlichen Adressen, Nachrichten, sowie das Losungswort erhalten hatte, ohne welches es schwer gewesen wäre, bei den aufständischen Bauern Eingang zu finden, reiste ich aus Kiew ab. Mein Hauptziel war das Dorf Schabeljniki. Als ich unter Benutzung zuerst der Bahn, dann eines Bauernwagens, die letzte Werst zu Fuß, dorthin gelangt war, suchte ich mir das Haus des Bauern Sopron S., an den ich empfohlen war. Aber ich fand ihn nicht zu Haus, und da mein Erscheinen in dem stillen Dorfe großes Aufsehen erregt hatte, hielt ich es für das Geratenste, mir diesmal nur die Oertlichkeit anzusehen und baldigst wieder nach Kiew zurückzufahren, mit der Absicht, ein andermal auf einem ganz andern Wege wieder nach Schabeljniki zu kommen.

Etwa zehn Tage später, nachdem unterdes der Dnjepr

völlig eisfrei geworden war, machte ich mit meinem Genossen N. die zweite Fahrt nach Schabeljniki, und zwar auf einem Kahne stromabwärts. Wir hatten uns mit Proviant versehen; von einem starken Südwind aufgehalten, brauchten wir zu der Fahrt mehrere Tage. Diesmal trafen wir Sopron in seinem sehr nahe am Ufer gelegenen Häuschen an. Ich teilte ihm den Zweck unserer Ankunft mit und bat ihn, mir zu einer Zusammenkunft mit dem Bauern Kusjma Prudki zu verhelfen, der in dem von Stephanowitsch gestifteten Geheimbunde, der »Geheimen Landwehr«, eine höhere Stellung, die eines »Starosten«, bekleidete und als einer der treusten Anhänger galt. Aber Kusjma war geflüchtet, und es mußte nach seinem etwa fünfundzwanzig Werst entfernten Aufenthaltsorte erst ein junger Bursche geschickt werden, um ihn herbeizurufen.

Unter den »Landwehrleuten« hatte sich das Gerücht von unserer Ankunft sofort verbreitet. Als der Abend anbrach, kam bald der eine bald der andere in Soprons Haus. Aus den Gesprächen mit ihnen konnte ich entnehmen, daß in ihrer Organisation während der letzten Zeit eine starke Demoralisation eingerissen war, die auf die Zeitumstände zurückgeführt werden mußte. Nicht nur die Polizei (namentlich in der Person des Landkommissars aus Medwjedowka), verfolgte die »Landwehrleute«, sondern auch derjenige Teil der Bauernschaft, in dessen Interesse es lag, die Landanteile, die sie besaßen, zu behalten. Von Zeit zu Zeit veranstalteten die letzteren im Dorfe Haussuchungen nach verdächtigen versteckten Personen und verbrecherischen Papieren und nahmen dabei den Gegnern alles nur irgend Wertvolle, was sie fanden: Leinwand, Speck u. s. w. weg. Die Polizei sah bei dieser Unordnung durch die Finger. Bald waren die Klügsten und Tatkräftigsten der »Landwehrleute« arretiert und in die Gefängnisse geschickt, so daß nur die Schwächsten auf freiem Fuße und im Orte

geblieben waren. So war denn die Entmutigung groß.

Nach dem Abendessen machte uns der Hauswirt eine Strohschütte auf dem Fußboden, und wir legten uns schlafen. Aber auch da kam noch ein Besuch, eine Bauersfrau, deren Mann, namens Korni, mit Kusjma geflüchtet war. Sie begann ihr Leid zu erzählen.

Gestern kamen sie zu mir ins Haus und suchten nach Papieren. Nun, was habe ich für Papiere? Sie stöberten in allen Winkeln herum, in der Stube und in der Vorratskammer, — es waren keine Papiere da. Wo eine Puppe guter Flachs war, nahmen sie sie. Gott verzeihe es ihnen! Aber dann fragte mich ihr Anführer: „Wo ist dein Mann? Du hältst ihn versteckt, du Hündin! Warte nur, der Landkommissar wird selbst kommen; von dem wirst du's kriegen!" Sie nahmen alles mit und gingen weg. Ein Weilchen darauf sehe ich durchs Fenster; der Hund bellte auf dem Hofe; ich sehe durchs Fenster, — da kommt der Landkommissar und mit ihm zwei Polizisten . . .

Ist denn der Landkommissar hier? unterbrach ich ihre Erzählung.

Ja, er ist hier. Gestern hat er beim Amtshause eine Exekution vollstrecken lassen; es wurden einige Leute durchgepeitscht, erläuterte mir Sopron.

Da kommt nun also der Landkommissar ins Haus, fuhr die Frau fort, die Polizisten stellten sich an die Tür, und er geht gerade auf mich los. Ich sehe, daß er ein ganz wütendes Gesicht macht. O weh, o weh! Ich nahm schnell mein kleines Mädchen aus der Wiege und drückte es an die Brust. Da schreit der Landkommissar: „Wo ist dein Mann?" Ich zitterte am ganzen Leibe. „Wer kann wissen, Ew. Wohlgeboren, wo er ist?" sage ich. „Mein Mann sagt mir nie, wohin er geht." „Du lügst, du Aas! Ich werde dich in Stücke reißen wie eine Kröte!" Und baff! schlägt er mich ins Maul! Ich fiel

hin, und das Kindchen fiel mit mir. Die Stimme der Erzählerin zitterte; man hörte das verhaltene Schluchzen; sie schnob sich die Nase. Das Kindchen weinte, und ich weinte mit ihm, fuhr sie fort, als sie sich wieder gefaßt hatte. Mag er doch mir allein etwas tun! Aber was hat denn das kleine Kind für Schuld?

Ich lag da und hörte zu. Nach dem, was ich auch schon vorher gehört hatte, zeigte sich der Landkommissar von Medwjedowka als ein sehr „tüchtiger und gewandter Verwaltungsbeamter". Jede Woche erschien er im Amtshause und ließ ein paar Dutzend Leute durchpeitschen. Diese Ordnung hatte er nach Aufdeckung der Tschigirinschen Verschwörung eingeführt. Die einflußreichsten und verständigsten und folglich auch schädlichsten Bauern hatte er arretiert und in das Kiewer Gefängnis geschickt, und mit den übrigen verfuhr er auf rein administrativem Wege, nämlich einerseits erlaubte er, daß sie ausgeplündert wurden, und andererseits ließ er sie der Reihe nach durchpeitschen.

Endlich ging die Frau. Am Abend des folgenden Tages kehrte der von uns abgesandte Bursche zurück, und mit ihm kamen Kusjma und Korni. Ueber Kusjma Prudki war uns so viel aus dem Gefängnis geschrieben worden und alle hatten sich über ihn so lobend geäußert, daß ich nicht umhin konnte, ihn jetzt genauer zu mustern. Indes sein Aeußeres wies nichts Besonderes auf; er war ein hagerer Mensch von kleiner Statur, mit hellblondem Haar und gerader Nase. Unter den hellen Brauen blickten kleine, blaugraue Augen hervor. Er war anscheinend nicht älter als 35 Jahre; seine Gesichtszüge hatten nichts scharf Ausgeprägtes. Auf seinem blassen, etwas ausgemergelten Gesichte lag der deutliche Ausdruck des Mißtrauens gegen uns, und erst nach längerem Gespräche wurde Kusjma offenherziger.

Die Lage dieser beiden »Starosten« (diesen Rang nahmen sie in Stephanowitschs Geheimbund ein) war eine äußerst traurige. Sie mußten sich vor der Polizei und vor der bäuerlichen Gegenpartei verbergen und gleichzeitig für ihren Unterhalt sorgen. Ohne Geld, ohne Pässe, wie Tiere des Waldes in steter Furcht vor Nachstellungen, umkreisten sie ihren Heimatort, ohne daß sie infolge des Mangels an Mitteln gewagt hätten weiter weg zu fliehen, jeden Augenblick gewärtig, in die Hände ihrer Verfolger zu fallen.

Ich machte ihnen den Vorschlag, vorläufig mit uns nach Kiew zu kommen, und sie waren damit einverstanden. Wir beschlossen, unverzüglich am andern Tage uns auf die Reise zu machen. Den ganzen Abend vor der Abreise verbrachten wir damit, ein Verzeichnis derjenigen Familien aufzustellen, die der Hilfe besonders bedurften und bei der Verteilung des von uns zu diesem Zwecke mitgebrachten Geldes vorzugsweise zu berücksichtigen waren. Selbstverständlich beteiligten sich Kusjma und Korni lebhaft an dieser Beurteilung. Das Geld ließen wir Sopron zu ordnungsmäßiger Verteilung zurück.

Am folgenden Morgen war es noch dunkel, als wir alle aus Soprons Häuschen traten und uns zum Ufer begaben. Sopron gab uns bis zum Kahne das Geleit. Wir fanden alle vier bequem Platz, da unser Kahn nötigenfalls sogar zehn Personen fassen konnte. Der Wind war günstig, von Süden; wir stießen vom Ufer ab, zogen das Segel auf und fuhren stromauf.

Während der Reise unterhielten wir uns natürlich viel über verschiedene Fragen, und besonders häufig kamen wir auf die Tschigirinschen Angelegenheiten zu sprechen. Korni konnte mit seinem schlichten Verstande nicht begreifen, warum die Mitglieder der »Geheimen Landwehr« sich mit einer Waffe versehen sollten (der Landwehrmann mußte dem Statute gemäß

eine Pike haben). Werden wir etwa in die Lage kommen, mit den Soldaten zu kämpfen? fragte er. Wenn der Zar das Land aufteilen will, so wird er das ohne jeden Kampf ausführen. Werden denn die Soldaten gegen den Willen des Zaren kommen? Diese Erwägungen waren einfach und logisch. Aber Kusjma hatte eine Entgegnung für seinen Kameraden. Er äußerte die Meinung, daß der Zar allein nicht stark genug sei, irgend etwas zu tun, da es viele Feinde gebe, die ihn hinderten, und daß deshalb die Bauern für sich selbst sorgen müßten. Kusjma besaß einen gesunden Verstand; aber der Glaube an den Zaren bildete die Grundlage seiner Weltanschauung; sein Verhältnis zum Zaren war dasselbe wie zu Gott, zu dem er jeden Morgen betete. Infolgedessen konnte ich nicht zu einem wahrhaften, aufrichtigen Verkehr mit ihm gelangen, und das mußte er natürlich sogleich herausfühlen. Ich mochte mich vor ihm nicht frei aussprechen und sah mich genötigt, jedesmal zu verstummen, wenn die Rede auf den Zaren kam. Das hinderte natürlich unsere Annäherung sehr.

Als wir in Kiew angekommen waren, hatten Kusjma und Korni vor, den Heiligen Stätten ihre Ehrfurcht zu erweisen, und besuchten darum verschiedene Klöster in Kiew. In den Klöstern traf ich mit ihnen wieder zusammen, da zu mir in die Wohnung zu kommen ihnen nicht recht paßte. Jedoch den Anbruch des Osterfestes begingen wir zusammen in meiner Wohnung. Ich besinne mich, daß für diesen Anlaß Valerian sogar ein Heiligenbild gekauft und vor demselben ein Lämpchen aufgehängt hatte. Hierauf traf ich mit ihnen Verabredungen über die nächste Begegnung, versah sie mit allem Nötigen, und sie reisten aus Kiew ab.

Aber es glückte mir nicht, sie wiederzusehen. Bald darauf bekam ich die Nachricht, daß sie beide arretiert und in das Kiewer Gefängnis gebracht wären. Wo und unter

welchen Umständen sie arretiert waren, kann ich nicht sagen.

Mit Frühlingsanfang wurde der Verkehr mit dem Gefängnisse noch lebhafter. Unsere »Taube« trug beständig Briefschaften hin und her und empfing dafür von Ossinski ihre Rubelstücke. Michailo Frolenko war Aufseher in der „politischen Abteilung" geworden und genoß bei dem Gefängnisinspektor den Ruf eines ganz musterhaften Beamten. Aber darauf beschränkte sich die Sache vorläufig und kam nicht weiter vom Fleck. Ein Aufseher konnte für die Flucht nicht von wesentlichem Nutzen sein, weil die Ablösungen, die wir auszunutzen vorhatten, von dem Schließer überwacht wurden; Schließer aber war der Trunkenbold Ponomarenko, welchen auf unsere Seite zu bringen unmöglich war.

Die erste Anwartschaft auf den Schließerposten, wenn er einmal frei werden sollte, hatte unser Michailo, der das Vertrauen des Inspektors besaß; daher beschlossen wir zu versuchen, ob wir nicht Ponomarenko aus dem Gefängnisse entfernen könnten, und ich machte mich daran, dies auszuführen. Ich kleidete mich als wohlhabender Herr, der Genosse N. kleidete sich als Diener, und so nahmen wir zwei Zimmer in einem der besten Gasthöfe. N. bestellte Ponomarenko zu mir. Dieser, ebenso wie die Aufseher, wohnte als nicht fest angestellt in einer Privatwohnung, und wir wußten seine Adresse und mancherlei Einzelheiten aus seinem Vorleben, namentlich daß er früher bei einem Kiewer Fabrikanten, namens Schapira, in Dienst gestanden hatte. Am Abend erschien er im Gasthofe; er war ein verabschiedeter Soldat, etwa vierzig Jahre alt. Ich sagte ihm, ich besäße im Gouvernement Podolien bei der Stadt Winniza eine eigene Branntweinbrennerei und brauche einen guten Verwalter; der Fabrikant Schapira habe ihn mir empfohlen, und darum wünsche ich, daß er bei mir in Dienst trete. Ich bot ihm fünfundzwanzig Rubel monatlich

statt der fünfzehn, die er im Gefängnis erhielt; dazu lockte den Säufer die Branntweinbrennerei: er nahm an und war damit einverstanden, unverzüglich aus dem Gefängnisdienste auszuscheiden. Unter dem Vorwande, ich müsse schnell abreisen, forderte ich ihn auf, sich vom Inspektor seinen Paß, den dieser in Verwahrung hatte, geben zu lassen und morgen mit dem Passe zu mir zu kommen, damit ich einen schriftlichen Vertrag aufsetzen könne. Am folgenden Tage erhielt Ponomarenko auf sein Verlangen seine Entlassung aus dem Gefängnisdienste und brachte mir seinen Entlassungsschein vom Militär. Diesen nahm ich an mich, gab ihm zehn Rubel Handgeld, verfaßte eine kleine Abmachung und teilte ihm mit, ich müsse in Geschäften für kurze Zeit nach Njeschin fahren; nach der Rückkehr von dort würde ich ihn mit mir nach der Brennerei nehmen. In der Zwischenzeit möge er einige Zimmerleute beschaffen, die ich in der Brennerei nötig habe. Darauf fuhr ich mit N. zum Schein nach dem Bahnhofe, als ob wir von Kiew abreisten.

Unsere Rechnung erwies sich als richtig: sobald der Schließerposten frei geworden war, ernannte der Inspektor für diesen Posten Frolenko. Nun entwickelten wir eine unglaubliche Geschäftigkeit, um alle Vorbereitungen zu treffen. Als der gefahrloseste Weg erschien es uns, daß die Flüchtlinge in einem Kahne auf dem Dnjepr bis zur Stadt Krementschug führen; von dort konnten sie dann die Eisenbahn nach allen Seiten benutzen. So wurden denn Kleidungsstücke und Proviant beschafft, desgleichen ein Pferd und ein Wagen, um die Flüchtlinge vom Gefängnisse bis zum Dnjeprufer zu bringen.

Unterdessen spielte sich auf den Straßen Kiews eine furchtbare Tragödie ab. Ich habe schon gesagt, daß die Terroristen, Ossinski und seine nächsten Freunde, beschlossen hatten, zwei obrigkeitliche Personen zu töten: den Staatsanwalt Kotlja-

rewski und den Gendarmerieoffizier Heiking. Nach dem Attentat auf das Leben des ersteren, kam nun Heiking an die Reihe. Er wurde ununterbrochen von einigen Terroristen verfolgt und endlich am 25. Mai getötet. Der Vollstrecker des Beschlusses war diesmal Popko.

Mit zwei Revolvern und einem Dolche bewaffnet holte Popko ihn um elf oder zwölf Uhr nachts an der Ecke zweier Hauptstraßen ein, als er aus einem Café chantant in Begleitung eines Zeitungsredakteurs nach Hause zurückkehrte. Popko stieß Heiking mit dem Dolche ins Kreuz und lief weg. Heiking fiel und schrie um Hilfe; der Redakteur war gleichfalls weggelaufen. Unterdessen versperrte jemand Popko den Weg, so daß dieser genötigt war, auf ihn zu schießen. Auf den Schuß hin, der übrigens keinen Schaden angerichtet hatte, liefen Leute zusammen. Von hinten kam ein Polizist, welcher Alarm pfiff, von vorn ein zweiter, aus einem der Nachbarhäuser sprang ein Hausknecht heraus. Popkos Lage war eine verzweifelte. Der Hausknecht war ihm so nahe, daß er schon die Arme ausbreitete, um ihn zu greifen. Da blieb Popko stehen; es erscholl ein zweiter Schuß, und der Hausknecht fiel, tödlich in die Brust getroffen, zur Erde; hierauf schoß Popko zum drittenmal auf den einen Polizisten und verwundete ihn am Beine, so daß er hinstürzte. Popko warf sich in eine schwach beleuchtete Seitenstraße, stieg, nachdem er eine Strecke weit gelaufen war, über einen Zaun und legte sich dort hin. Bald darauf kamen die Verfolger: Polizisten und andere Leute mit Laternen liefen auf der Straße an ihm vorbei. Als Popko sich etwas erholt hatte, entfernte er sich unbemerkt.

Der Hausknecht starb nach einigen Stunden, Heiking nach zwei Tagen; der Polizist kam mit seiner Wunde davon.

Auch diesmal, wie nach dem Attentat auf Kotljarewski, hatte ich ein drückendes, würgendes Gefühl und wurde mir ganz

deutlich meiner Unfähigkeit zu terroristischen Taten bewußt. Seltsam: eine unblutige Revolution hatte ich mir natürlich niemals vorgestellt; im Gegenteil mußten nach meiner Ansicht Ströme Blutes fließen. Aber auch ganze Ströme von Blut, in einem Volksaufstande vergossen, erschienen meiner Phantasie nicht so schrecklich wie die unbedeutenden Blutspuren, die ich mir Tags darauf auf der Straße ansah.

Zwei Tage nach Heikings Ermordung wurde spät in der Nacht von der Straße her an mein Fenster geklopft. Ich öffnete das Pförtchen; es war Frolenko.

Nun, was gibt's, wie steht's? überschüttete ich ihn mit Fragen.

Sie sind entkommen, antwortete er und trat ins Zimmer.

Wie?

Wie wir es geplant hatten, so ist es gegangen. Die Aufseher wurden betrunken gemacht und schliefen ein. Ich schloß die Zellen auf und führte sie heraus. Am Gefängnistorweg rief uns die Schildwache an; ich sagte, es sei das abgelöste Wachpersonal, und sie ließ uns durch.

Ich mochte es kaum glauben, so einfach und glücklich war alles verlaufen. Frolenkos Gesicht zeigte nicht die geringste Aufregung; nur seine Augen brannten ein wenig. Ich fragte ihn, ob er die Flüchtlinge weit begleitet habe.

Bis zum Dnjepr. Aber was für ein Pferd hast du gekauft, Bruder! bemerkte er. Den ganzen Weg über habe ich es geschlagen; es wollte nicht laufen. Noch jetzt tut mir der Arm weh vom Schlagen. Aber gib eine Schere her, ich muß mir den Bart abschneiden.

Und er beschäftigte sich mit der Veränderung seines Aussehens.

Selbstredend geriet durch diese beiden Ereignisse, den Mord und die Flucht, die Polizei in fieberhafte Tätigkeit und

veranstaltete in der ganzen Stadt Nachforschungen. Diese Bewegung der Polizei, welche viele verdächtige Wohnungen revidierte, spürten wir sofort. Ich sah durchs Fenster, wie der Reviervorsteher auf unsern Hof kam, und gleich darauf erschollen in der Wohnung über der unsrigen (es wohnten zwei Mädchen dort, wohl Studentinnen), seine schweren Schritte. Auch ein Student im Seitengebäude erhielt einen Besuch von ihm. Aber auch dort wurde weder der Mörder Heikings gefunden, noch Stephanowitsch, Deutsch und Bochanowski, noch auch der famose Schließer. Stephanowitsch und seine Genossen fuhren damals schon weit von Kiew in einem Kahne auf dem Dnjepr; der Schließer aber und Popko saßen ruhig bei uns in der Wohnung. Diese mußte wohl der Polizei unverdächtig vorkommen, da ich mich beim Mieten derselben auf Grund eines gefälschten Dokumentes als verabschiedeter Kanzleidiener ausgewiesen hatte.

Auch unsere kleine Druckerei hatten wir dort. Mittels derselben wurde bald darauf eine ganz kurze Proklamation hergestellt, des Inhalts, daß sowohl die Ermordung Heikings als auch die Flucht aus dem Gefängnisse auf Anordnung des »Vollstreckungs-Komitees« erfolgt seien; darunter war der Stempel angebracht. Diese Proklamation wurde in mehreren Städten Südrußlands angeschlagen.

Dem armen Ponomarenko wurde aus einer andern Stadt sein militärischer Entlassungsschein wieder zugesandt, mit der brieflichen Nachricht, daß nicht mehr auf ihn reflektiert werde, da der Verwalterposten in der Brennerei anderweitig besetzt sei; zum Troste waren noch fünfzehn Rubel beigelegt.

Nachdem so die Hauptanstifter des Tschigirinschen Geheimbundes entronnen waren, blieb den Behörden nichts weiter übrig als ihre Beschuldigungen gegen Persönlichkeiten zweiten Ranges zu richten. Zu diesen gehörte, abgesehen von den

Bauern, auch Wladimir Malawski, dessen Verhaftung oben erwähnt wurde. Er saß in einer Zelle mit Bochanowski, und so hätte er ohne besondere Schwierigkeit mit den andern entfliehen können; aber alle Kameraden und er selbst waren überzeugt, daß er in der Tschigirinschen Angelegenheit freigesprochen werden würde, und daher schien es überflüssig, zu dem äußersten Mittel, der Flucht aus dem Gefängnisse, zu greifen. In Wahrheit lag gegen Malawski nichts anderes vor, als daß er in einer Wohnung verhaftet war, welche seinem alten Schulkameraden gehörte, der sich vor der Polizei verbarg, und in welcher Stephanowitsch mit Tschigirinern eine Zusammenkunft gehabt hatte. Dennoch wurde er im Jahre 1879, als die Regierung durch alle möglichen Maßregeln die revolutionäre Bewegung zu unterdrücken suchte, vom Kriminalgerichte in Kiew zu sechs Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Und damit nicht genug; der Senat kassierte das Urteil und erhöhte die Strafe auf zwanzig Jahre! Beim Transport nach Sibirien unternahm er einen Fluchtversuch, der aber mißlang. Nach einer Revolte im Amurgebiete wurde er mit den andern Rädelsführern nach der Festung Schlüsselburg geschickt, wo er einige Zeit darauf an der Schwindsucht starb.

So endete die Kiewer Periode der Tätigkeit des »Vollstreckungs-Komitees«. Iwitschewitsch, Frolenko, Ossinski und Popko reisten ab, der erstgenannte wohl nach Charkow, die beiden letzten nach Odessa, wo damals das kriegsgerichtliche Verfahren gegen den Revolutionär Kowaljski und andere bevorstand, die bei der Festnahme bewaffneten Widerstand geleistet hatten, und wo für die Zeit des Gerichtes eine Straßendemonstration geplant wurde.

Wegen Erkrankung meines Vaters und meines Bruders Iwan kam ich erst später, im August, nach Odessa, als Kowaljskis Hinrichtung bereits stattgefunden hatte; er war

am 2. August erschossen worden. Die blassen Gesichter der Kameraden zeugten von dem furchtbaren Eindruck, den diese Tage auf sie gemacht hatten. Während des Gerichtes hatten auf den Straßen Unruhen stattgefunden, die damit geendet hatten, daß zwei Personen aus dem Publikum getötet und mehrere verwundet wurden; darauf begannen natürlich die Arretierungen. Um diese Zeit wurde unter andern Sergei Tschubarow, ein Mitglied unseres Klubs, arretiert; er versuchte bei der Festnahme zu schießen, aber es gelang den Gendarmen, ihn zu entwaffnen. Ein anderer, Dawidenko, wurde am hellen Tage auf der Straße ergriffen. Jetzt mußten wir seine Wohnung säubern, wo, wie uns bekannt war, eine Kiste mit Dynamit aufbewahrt wurde; diese wurde nach Kiew geschafft und dort im nächsten Jahre von den Gendarmen bei einer Haussuchung beschlagnahmt.

Nach den Straßenaufläufen in Odessa nahmen die Haussuchungen und Arretierungen einen epidemischen Charakter an. Das Hauptgefängnis war gefüllt, und es mußten zur Unterbringung der politischen Häftlinge die Polizeiwachen und sogar, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, ein Teil des Gendarmeriegebäudes benutzt werden. Spione und verkleidete Gendarmen streiften auf den Straßen umher. Das »Vollstreckungs-Komitee« war damals schon so bekannt, daß einige Gauner es vorteilhaft fanden, untergeschobene Briefe mit dem Namen des »Vollstreckungs-Komitees« an geeignete Personen zu richten, um Geld zu erpressen. Als Ossinski davon erfuhr, schlug er einen Protest gegen diese untergeschobenen Briefe vor, und es wurde, soweit ich mich erinnere, eine Erklärung des »Vollstreckungs-Komitees« gedruckt und auf den Straßen angeschlagen.

Die Revolutionäre dürsteten nach Rache für die Hinrichtung Kowaljskis, und verschiedene Ermordungen wurden geplant; aber ehe es dazu kam, gelang den Behörden wieder ein Fang.

Es saßen unser mehrere in einem Bierlokale nicht weit vom Domplatze in einem besonderen Zimmer um einen Tisch herum. Auf einmal öffnete sich die Tür, und es blickte jemand herein. Einer der Kameraden erklärte, er habe in dem Hereinblickenden einen Geheimpolizisten erkannt, und drei von uns, Fräulein Kowalewskaja, Ossinski und ich, verließen ungesäumt das Lokal. Wir wanderten eine Weile in der Stadt umher, um etwaige Spione von unserer Spur abzubringen, und bei Einbruch der Dämmerung begab ich mich mit Fräulein Kowalewskaja nach dem Hause, in dem Nowitzki wohnte, in dem Wunsche zu erfahren, wie das Erscheinen des Geheimpolizisten in dem Bierlokale abgelaufen wäre. Vorsichtshalber stieg ich allein die Treppen hinauf. Oben aber stieß ich auf mehrere Gendarmen. Mit unglaublicher Schnelligkeit sprang ich die Treppe wieder hinab, jene mir nach. Mein Vorsprung vergrößerte sich; das anfangs scharfe Geräusch der Sporen wurde allmählich schwächer. Als ich aus dem Hause stürzte, faßte ich Fräulein Kowalewskaja unter, und wir liefen über die Straße nach der gegenüberliegenden Seite; dort gingen wir dann langsam auf dem Trottoir einher. Einige Augenblicke darauf kam ein Gendarm auf die Straße herausgesprungen, schaute sich um und eilte dann um die Hausecke, wohin nach seiner Annahme der Flüchtling seinen Weg genommen hatte.

So war es uns diesmal noch gelungen, der Festnahme zu entgehen. Wir hörten demnächst, daß bald nach unserem Weggange aus dem Bierlokale die Polizei dort erschienen war und alle arretiert hatte. Der ganze Trupp, darunter Lisogub und Popko, war nach der Revierwache geführt worden; darauf hatten selbstverständlich die Haussuchungen in den Wohnungen der Arretierten begonnen, und wir waren gerade zu einer solchen Wohnung hingeraten.

Länger in Odessa zu bleiben war unmöglich; die Spione kannten uns von Gesicht; es war gefährlich, sich auf der Straße zu zeigen. Nach langem Ueberlegen entschlossen wir uns, wieder nach Kiew überzusiedeln. Aber vergebens flüchteten wir von Kiew nach Odessa, von Odessa nach Kiew; unsere Tage waren gezählt; der Kampf, den eine kleine Handvoll Leute so kühn unternommen hatte, mußte mit einer Niederlage enden. Zu Anfang des Jahres 1879 war es mit dem südrussischen Terrorismus vorbei. Am 11. Februar 1879 wurde auch ich verhaftet; hiervon unten.

Ich habe so ziemlich alles erzählt, was für die Geschichte unserer Bewegung von irgendwelchem Interesse sein konnte, und wobei ich selbst Zeuge war, oder woran ich tätigen Anteil nahm. Vor meinen Augen hatte sich der Umschwung der Bewegung vollzogen; ich hatte die ersten Versuche der Terroristen und die Entstehung des »Vollstreckungs-Komitees« mit angesehen, das in kurzer Zeit einen so furchtbaren Ruf erlangte. Ich muß nur noch hinzufügen, daß der terroristischen Taten in dieser kurzen Periode sehr viel mehr waren, als ich hier zu erzählen Anlaß hatte. Aber je mehr unsere Bewegung in den Terrorismus überging, um so weiter rückte ich persönlich von diesem ab; ich sympathisierte nicht mit ihm und betrachtete sogar bald die terroristische Tätigkeit wie einen Verrat an der Volkssache. Auch mißbilligte ich das Streben nach politischer Freiheit, die meiner Ansicht nach schädlich war, da sie lediglich der Bourgeoisie Kraft und Bedeutung verlieh, dem Volke aber nichts half. Allmählich entwickelten sich unter uns prinzipielle Meinungsverschiedenheiten, die mitunter einen sehr scharfen Charakter annahmen. Nach meiner Ansicht war das Richtige: möglichst viel Waffen zu beschaffen und einen Volksaufstand zu erregen.

Sechstes Kapitel.

Gefangen.

Spione und Denunzianten in Kiew. — Ich werde mit vielen anderen arretiert. — Die Szene auf der Polizeiwache. — Das erste Verhör. — Die Gefängniszelle. — Einrichtung des Gefängnisses. — Wiedersehen mit den gefangenen Bauern. — Die Polizei sucht uns durch Konfrontierungen zu überführen. — Der wechselseitige Verkehr im Gefängnis. — Die Revolte und ihre Bestrafung.

Der übermächtigen Verfolgung gegenüber gelang es uns nicht mehr, unsere Spuren zu verbergen; überall waren die Spione hinter uns her. So führte Ossinski, als er von Odessa nach Kiew zurückkehrte, unter anderem eine kleine Druckerei mit sich im Koffer; aber als er auf dem Bahnhof in die Gepäckausgabe kam, um den Koffer in Empfang zu nehmen, stellte sich heraus, daß dieser von den Gendarmen mit Beschlag belegt war, und ihm selbst gelang es nur mit Mühe, sich durch die Flucht der Festnahme auf dem Bahnhofe zu entziehen. Iwan Iwitschewitsch, der von Charkow nach Kiew zurückkam, wurde auf der Eisenbahn von Spionen aufgespürt und sah sich, um der Arretierung zu entgehen, genötigt, in der Nähe des Kiewer Güterbahnhofs während der Fahrt vom Zuge abzuspringen. Aber das war noch nicht alles. Unter den Arrestanten, die im Kiewer Gefängnisse saßen, begann ein gewisser Welednitzki Denunziationen zu machen. Da setzte ihn die Polizei in Freiheit unter der Bedingung, daß er ihr unsern Aufenthaltsort nachweisen sollte. Ich erinnere mich, daß wir einmal in einem Restaurant, wo wir, nämlich Ossinski, Woloschenko und ich, zu Mittag aßen, auf diesen Welednitzki stießen und dann am Ausgang einen verkleideten Revieraufseher bemerkten. Einige Zeit zuvor waren wir mit einem gewissen Fräulein Babitschewa bekannt geworden, zuerst Rachalski und dann ich und Swiridenko. Dies war eine Hörerin bei den Kiewer Frauenkursen, die, wie sich später herausstellte, im Solde der Polizei stand.

Ueber ihre moralische Qualifikation kann man schon daraus urteilen, daß beim Strafgericht in Poltawa ein Prozeß wegen des Diebstahls silberner Löffel gegen sie eingeleitet worden war. Aber all das erfuhren wir natürlich erst nachher. Zwei solche Verräter wie Welednitzki und Fräulein Babitschewa reichten aus, um uns alle zu verderben; ein Netz von Spionen umgab uns so kunstvoll, daß wir es kaum merkten. Ich sage „kaum", da es an einzelnen Vorfällen, die bei uns Argwohn erweckten, nicht fehlte. So bemerkte ich in der Nähe des Hauses, wo ich wohnte (in der Bolschaja Wassiljkowskajastraße), das Auftauchen verdächtiger Persönlichkeiten, das mich nötigte, die Wohnung aufzugeben und nach der Schiljanskajastraße in das Haus von Fräulein Kossarowskaja zu verziehen. Iwan Iwitschewitsch, der in dem letztgenannten Hause ein dem meinigen benachbartes Zimmer gemietet hatte, stieß einst, als er in einen nahegelegenen Laden ging, um etwas einzukaufen, dort, wie es ihm schien, auf einen Geheimpolizisten, der den Ladenbesitzer über etwas befragte. Und so gab es noch eine ganze Menge kleiner Anzeichen, die uns bei unserer Gewöhnung an Heimlichkeit und bei unserer Achtsamkeit auf unsere Umgebung erkennen ließen, daß unsere Lage eine äußerst unsichere war. Selbst der benachbarte Krämer — so schien es uns — empfing uns nicht wie früher, und der Stadtwächter, der auf dem nächsten Posten stand, betrachtete uns, wenn wir vorbeikamen, argwöhnischer als ehemals.

Nach Heikings Ermordung war zum Gendarmerieadjutanten in Kiew Sudeikin ernannt worden. Dieser Herr, der sich in der Folge großen Ruf erworben hat, organisierte auch die ganze Treibjagd gegen uns. Damals war Sudeikins Name noch niemandem bekannt; wir waren die ersten, an denen er sein Talent bewies, und man muß zugestehen, daß er seine Aufgabe sehr geschickt und klug durchführte.

Der erste Schlag wurde uns am 24. Januar 1879 versetzt; es wurden Ossinski und Woloschenko auf der Straße festgenommen, und dann, an demselben Tage, Sophia Leschern in ihrer Wohnung.

Endlich kam der elfte Februar heran. Soweit ich mich erinnere, war es in der Fastnachtswoche, und es hatte sich bei Iwitschewitsch, der in Fräulein Kossarowskajas Hause wohnte, eine ziemlich große Gesellschaft versammelt, um dort den Abend zu verleben. Da waren Brantner, Posen, Steblin-Kamenski, Natalia Armfeld, Iwan Iwitschewitschs Bruder Ignat und andere anwesend. Orlow, Fräulein Kowalewskaja, Swiridenko, Ditscheskulo und ich hatten uns von Fräulein Kossarowskajas Hause zu dem oben von mir erwähnten Fräulein Babitschewa begeben, welche gleichfalls in der Schiljanskajastraße wohnte.

Auf diese Weise hatte sich unsere Gesellschaft geteilt, und während wir uns bei Fräulein Babitschewa befanden, begab sich in Fräulein Kossarowskajas Hause Folgendes.

Die Gesellschaft saß in Iwan Iwitschewitschs Zimmer und unterhielt sich munter, als im Vorzimmer ein Geräusch erscholl, die Tür sich öffnete und Gendarmen erschienen.

Wohnt hier Herr Debogory-Mokriewitsch? fragte Sudeikin.

Hier ist kein Debogory-Mokriewitsch, antwortete Iwitschewitsch.

Nunmehr verlangte Sudeikin zu erfahren, wer sie alle wären. Aber statt der Antwort ergriff Iwan Iwitschewitsch den Revolver, den er immer geladen unter dem Kopfkissen liegen hatte, und ging zur Tür hin. Hinter Iwan näherten sich der Tür sein Bruder Ignat und Brantner, beide gleichfalls mit Revolvern bewaffnet. Wer den ersten Schuß abgab, ist unbekannt; vor Gericht blieb diese Frage unaufgeklärt, da sich niemand darauf besinnen konnte. Die Gendarmen trugen, wie

später bei der gerichtlichen Untersuchung Sudeikin selbst erklärte, Panzer. Es erscholl von der einen und von der andern Seite eine Salve. Der Unteroffizier Kasankin, der ganz vorn stand, fiel dicht bei der Tür zu Boden; eine Kugel hatte ihn in die Stirn getroffen, ein wenig oberhalb der Nase; er war sofort tot. Sudeikin wurde von einer Kugel vor die Brust getroffen; aber der Panzer rettete ihn. Im Zimmer, unmittelbar neben der Tür, fiel Iwan Iwitschewitsch verwundet nieder und hinter ihm auch sein Bruder Ignat. Brantner fuhr fort zu schießen, obwohl er gleichfalls eine Wunde empfangen hatte. Wer noch von den Revolutionären geschossen hat, wurde bei der Untersuchung nicht klargelegt. Fest steht nur, daß, während die einen schossen, die andern die kompromittierenden Papiere vernichteten und verbrannten. Mit den Messern auf sie, Brüder! rief der am Boden liegende Iwan Iwitschewitsch. Beide Brüder Iwitschewitsch waren tödlich verwundet und konnten sich nicht mehr vom Boden erheben.

Die Gendarmen hatten es mit der Angst bekommen und sich zurückgezogen. Da hoben Posen, Fräulein Armfeld und die andern, die von den Kugeln verschont geblieben waren, die Brüder Iwitschewitsch vom Boden auf, legten sie auf ein Bett und beschäftigten sich mit ihren Wunden. Unterdessen war Roman, der am Kopfe verwundet war, aus dem Zimmer hinaus auf die Freitreppe gegangen. Hier wurde ihm übel; er fiel zur Erde und kroch in halb bewußtlosem Zustande noch zu dem Pförtchen, das in den Garten führte, wo er vollständig das Bewußtsein verlor, und von wo er später aufgehoben wurde. Auch Brantner eilte aus dem Hause hinaus. Es muß bemerkt werden, daß sich all dies in einem Seitengebäude zutrug, das ganz hinten auf dem Hofe stand. Brantner lief über den ganzen Hof zu dem Zaune, der die

Einfriedigung nach der Straße hin bildete, und begann auf ihn hinaufzuklettern. Aber hier fühlte er, daß er den einen Arm nicht gebrauchen konnte, und stürzte in ohnmächtigem Zustande vom Zaune zu Boden. Außer am Arme war er noch am Kreuz verwundet. Bewußtlos wurde er dann von den Gendarmen gefunden und festgenommen.

Sudeikin war also mit den Gendarmen aus Fräulein Kossarowskajas Hause hinausgelaufen. Dies wurde in der Gerichtsverhandlung völlig klargestellt. Er ließ aus der Militärkaserne Verstärkung holen, und als die Soldaten erschienen, begab er sich mit ihnen nach Fräulein Babitschewas Wohnung, wo, wie ihm aus den Berichten seiner Spione bekannt war, sich die andere Hälfte unserer Gesellschaft befand; die Erledigung der Sache in Fräulein Kossarowskajas Hause überließ er einem andern Gendarmerieoffizier. Als die Gendarmen, durch Soldaten verstärkt, zum zweiten Male in Iwitschewitschs Wohnung erschienen, dachte hier niemand mehr daran, sich zu widersetzen. Nichtsdestoweniger beeilten sie sich, nachdem sie das Vorzimmer besetzt hatten, die zu Iwitschewitschs Zimmer führende Tür zuzumachen, so daß, als dort für die Verwundeten Wasser erforderlich wurde, man aus dem Zimmer nicht hinauskonnte. Nur nachdem die im Zimmer Befindlichen das Versprechen gegeben hatten, nicht zu schießen, faßten sich die Gendarmen endlich ein Herz, die Tür zu öffnen und ins Zimmer hereinzukommen.

Hierauf wurden alle Sachen, die sich in Iwitschewitschs Zimmer und in dem meinigen befanden, zusammengesucht und nach der Polizeiwache geschickt. Auf dem Hofe wurden Roman und Brantner, die besinnungslos dalagen, aufgehoben und zusammen mit den tödlich verwundeten Brüdern Iwitschewitsch nach dem städtischen Krankenhause geschafft. Die übrigen, die sich im Zimmer befanden, wurden mit Stricken gebunden, ob-

wohl keiner von ihnen Widerstand leistete, und gebunden nach der Polizeiwache am Lübedskajaplatze transportiert.

Natürlich wußten wir von alledem nichts und saßen friedlich bei Fräulein Babitschewa um den Tisch herum, auf dem der Samowar summte. Unsere Wirtin war an diesem Abend überaus gastfreundlich. Swiridenko und Ditscheskulo gingen, nachdem sie sich eine Weile hier aufgehalten hatten, weg, da sie an diesem Abend eine Versammlung zu besuchen beabsichtigten.

Gleich nach ihrem Weggange klang von der Straße ein Ton, ähnlich einem Revolverschusse, zu uns herein. Ich besinne mich, daß einer von uns auf den Flur hinausging, um zu horchen; aber er kam dann zurück und erklärte, es sei in der benachbarten Schenke eine Tür zugeschlagen worden. Wir beruhigten uns und begannen wieder Tee zu trinken, als plötzlich ein ungewöhnlicher Lärm auf dem Flure erscholl; wir hörten das Geräusch von Waffen. Die Tür des Zimmers, in dem wir saßen, wurde heftig sperrangelweit geöffnet, und es bot sich meinen Augen eine geschlossene Reihe von Soldaten dar, die die Gewehre im Anschlag nach unserem Zimmer hin gerichtet hielten.

Meine Herren, ich fordere Sie auf, sich zu ergeben! Ich bin Gendarmerieoffizier, erscholl von dort eine kräftige Stimme.

Ich blickte hin und sah an der rechten Seite der Soldatenreihe, ganz in der Ecke des Korridors, der nur schwach von dem Lichte beleuchtet war, das aus unserem Zimmer fiel, eine hohe Gestalt mit Militärmütze und weitem Militärmantel. Dies war Hauptmann Sudeikin.

Wir sind keine Festung, bemerkte ich scherzhaft als Antwort auf Sudeikins Forderung, uns zu ergeben.

Allerdings, Ihre Kameraden . . .

Vor dem Lärm verstand ich den Schluß des Satzes nicht.

Den größten Lärm von allen machte in diesem Augenblicke unsere Wirtin: sie fing an zu heulen und wie eine Wahnsinnige im Zimmer und auf dem Korridor herumzurennen.

Nachdem die Soldaten, da Sudeikin immer noch annahm, wir hätten Waffen bei uns, eine oberflächliche Leibesvisitation vorgenommen und nichts gefunden hatten, umschlossen sie uns mit zwei engen Reihen und führten uns zur Polizeiwache.

Als wir uns dem Polizeigebäude auf dem Lübedskajaplatze näherten, bemerkte ich schon von weitem dort eine ungewöhnliche Bewegung. Alle Fenster waren erleuchtet. Auf der Freitreppe und neben dem Gebäude auf dem Trottoir drängten sich Polizisten. Wir stiegen die Stufen der Freitreppe hinan und traten in das Vorzimmer ein. Das Zimmer war mit Soldaten angefüllt; sie machten für uns eine Gasse; wir gingen durch diese hindurch vorwärts, und hier erblickte ich Posen und Steblin-Kamenski, welche beide gebunden dastanden. Posens Schultern und Arme waren durch die Stricke so stark zurückgezwängt, daß die Ellbogen einander berührten. Auf der linken Seite saßen auf Stühlen Natalia Armfeld, Fräulein Sarandowitsch und Fräulein Potülizüna; sie waren alle drei gleichfalls an den Armen gefesselt. Mich an einen von ihnen mit einer direkten Frage zu wenden hielt ich für untunlich, da ich nicht zu zeigen wünschte, daß wir uns kannten; aber aus einzelnen Sätzen, die bald der eine, bald der andere von ihnen hinwarf, gelang es mir zu erraten, daß in Fräulein Kossarowskajas Hause bei der Festnahme bewaffneter Widerstand geleistet worden war.

Unterdessen drang aus dem anstoßenden Zimmer, zu dem die Tür weit geöffnet war, ein lärmendes Gespräch zu uns. Die Worte konnte ich nicht verstehen; aber die Stimme kam mir bekannt vor. Die Aufklärung ließ nicht lange auf sich warten. Es erschollen Schritte, das Geschrei wurde stärker,

und Wladimir Swiridenko stürzte von dort in unser Zimmer herein. Er schleppte zwei Polizisten buchstäblich hinter sich her, die ihn von hinten gepackt hatten und sich bemühten, ihn zurückzuhalten. Seine Haare waren zerzaust, die schwarzen Augen glühten wie Kohlen; er war wie trunken.

Was soll das heißen? Ihr seid gebunden?! schrie er, als er Posen und Kamenski mit hinten zusammengeschnürten Armen erblickte, und stürzte sogleich zu einem von ihnen hin und machte sich daran, ihm die Stricke abzureißen.

Beruhigen Sie sich, bitte, beruhigen Sie sich! sagte ängstlich der Polizeikommissar Matkowski, der aus dem benachbarten Zimmer hinter Swiridenko hergelaufen kam. Er wagte nicht, ihn selbst anzurühren, und befahl nur halblaut den Polizisten, „ihn zu packen".

Beruhigen Sie sich! Wir werden sie sogleich losbinden, fuhr Matkowski fort. Und wirklich ordnete er unverzüglich an, bei Posen und Kamenski die Stricke zu lösen.

Ich will trinken! schrie Swiridenko auf einmal.

Er will trinken . . . Hörst du nicht? Hole Wasser! befahl der Kommissar einem Polizisten.

Bier will ich!

Bier! Bring Bier! rief Matkowski ihm nach. Beruhigen Sie sich nur. Bitte ins zweite Zimmer; kommen Sie! redete er ihm zu.

Swiridenko beruhigte sich offenbar ein wenig und ging in Begleitung des Kommissars und der Polizisten wieder in das Nachbarzimmer, von wo er vorher so ungestüm zu uns hereingestürzt war.

Diese Szene machte auf mich einen erschütternden Eindruck. Seit jener Zeit sind viele Jahre verflossen; aber auch jetzt brauche ich meine Erinnerung nur ein wenig auf diesen Augenblick zu richten, und Swiridenko steht mir wie lebend vor Augen

mit seinem blassen, hübschen Gesichte, das von dichtem, lockigem, schwarzem Haare umrahmt war.

Nachdem Ditscheskulo und Swiridenko von Fräulein Babitschewa weggegangen waren, hatten wir einen Schuß gehört; jetzt, wo ich Swiridenko in einer derartigen Lage erblickte, begriff ich, wie die Sache zusammenhing. In der Tat waren Swiridenko und Ditscheskulo auf der Straße von den Gendarmen angehalten worden, die Fräulein Babitschewas Wohnung, wo wir zu Besuch waren, bewachten; sie hatten sich mit der Schußwaffe verteidigt und waren dann weggelaufen. Um leichter ihre Spuren zu verbergen, hatten sie sich dafür entschieden, sich zu trennen. Dem einen, Ditscheskulo, war es geglückt, zu verschwinden. Aber Swiridenko war bei einer Straßenkreuzung von den Polizisten, die an diesem Abend in Anbetracht der gegen uns geplanten Treibjagd in allen umliegenden Straßen aufgestellt waren, angehalten und zur Polizeiwache gebracht worden. Alle Einzelheiten seiner Festnahme erfuhr ich natürlich erst in der Folgezeit, als wir bereits im Gefängnis saßen; in jenem Augenblick konnte ich nur Mutmaßungen hegen auf Grund dessen, was sich vor meinen Augen auf der Polizeiwache zutrug.

Auf einmal kam Bewegung in den Soldatenhaufen, der das Vorzimmer der Polizeiwache anfüllte, wo auch wir uns befanden; ein Geflüster verbreitete sich: Der Oberst kommt! Platz machen! Und ins Zimmer traten zwischen den auseinandertretenden Soldaten schnellen Schrittes der Gendarmerieoberst und der Polizeimeister.

Die Arrestanten von einander trennen! rief der Oberst Nowitzki, und sofort umringte einen jeden von uns eine Anzahl Soldaten.

Im Falle der Widersetzlichkeit von ihrer Seite ist von der

Hiebwaffe Gebrauch zu machen! befahl Nowitzki weiter mit stark erhobener Stimme.

Nach Erteilung dieser Weisung gingen der Oberst und der Polizeimeister hinaus in das andere Zimmer, und in dem Empfangszimmer blieben nur wir, von den Soldaten umringt, zurück. Nach Verlauf einiger Zeit wurden die Arrestanten einer nach dem andern in das daranstoßende Zimmer geführt, zum Zwecke einer erneuten Visitation und eines vorläufigen Verhörs. Auch an mich kam die Reihe; ich war als der letzte zurückgeblieben.

Gestatten Sie mir, nach Ihrem Familiennamen zu fragen? so wandte sich der Oberst Nowitzki mit gesuchter Höflichkeit an mich.

Auf diese Frage möchte ich nicht antworten, erwiderte ich, indem ich mich mit nicht geringerer, gesuchter Höflichkeit verbeugte.

In diesem Falle werde ich selbst Ihren Namen nennen.

Es wird mir angenehm sein, ihn zu hören.

Eine nervös scherzhafte Stimmung verließ mich diesen ganzen Abend nicht.

Sie heißen Wladimir Karpowitsch Debogory-Mokriewitsch, sagte Nowitzki.

Ja, das ist er, bekräftigte Sudeikin, mir ins Gesicht sehend.

Freut mich, die Bekanntschaft zu machen! bemerkte ich.

Zu leugnen war nutzlos. In Kiew wohnten zu jener Zeit meine Angehörigen: meine Mutter, mein Bruder, meine Schwester. Ich wünschte nicht, daß sie in den Polizeiwachen und Gefängnissen herumgeschleppt würden, um mit mir konfrontiert zu werden.

Mein Name war von Welednitzki, der mich kannte, angegeben worden, und desgleichen auch von Fräulein Babitschewa, wie sich später herausstellte.

Ist er mit einer Waffe in der Hand ergriffen worden? fragte der Oberst, zu Sudeikin gewendet.

Nein. Er wurde in der Wohnung von Fräulein Babitschewa festgenommen, antwortete dieser.

Gott sei Dank! rief der Oberst.

Inwieweit dieser Ausruf seinerseits aufrichtig gemeint war, darüber erlaube ich mir kein Urteil.

Nach Beendigung der Visitation wurde ich in ein dunkles Kämmerchen abgeführt, wo ich die Nacht zubrachte; am Morgen des folgenden Tages transportierte man mich mit Eskorte nach dem Gefängnisse. Im Gefängnisbureau verabfolgte mir ein Aufseher einen Arrestantenanzug; ich kleidete mich um, und der Schließer führte mich nach der für mich bestimmten Zelle. Wir begaben uns über den Hof zum rechten Flügel des Gefängnisses; hier traten wir in eine Tür, stiegen einige Stufen hinab und passierten einen niedrigen Korridor, der mir sehr dunkel erschien. Wir gingen an drei Türen vorüber, die mit eisernen Riegeln und großen Vorhängeschlössern verwahrt waren, und machten bei der vierten Türe Halt. Der Schließer öffnete das Schloß; der eiserne Riegel klirrte, und ich wurde durch die geöffnete Tür in ein kleines Zimmer hineingelassen, mit einem vergitterten Fenster, das ziemlich hoch über dem Fußboden angebracht war. Hierauf wurde die Tür zugeschlagen; ich hörte wieder den Klang des Riegels und blieb allein in meiner Zelle zurück. Ich schaute mich um. Ich hatte eine hölzerne Bettstelle mit einer Strohmatratze und einem ebensolchen Kissen, ein kleines hölzernes Tischchen am Fenster und einen Stuhl. Rechts von der Tür stand ein Ofen, der beinah bis an die Decke reichte. So war die Einrichtung meiner neuen Wohnung beschaffen. Ziemlich in der Mitte der Tür erblickte ich in Mannshöhe ein kleines, rundes Loch, das nach dem Korridor hinausging.

Am Anfang hatte ich eine sonderbare Empfindung. Ich erinnere mich, daß mir im ersten Augenblicke die mich umgebende Stille unangenehm auffiel. Unwillkürlich fing ich an, auf alles zu horchen und alle Töne aufzufangen, die von außen zu mir drangen. Diese Töne kamen mir damals sehr entfernt vor, vielleicht deshalb, weil ich um mich herum eine ungestörte Stille empfand. Nachdem ich in der Folgezeit in verschiedenen Gefängnissen gewesen war, überzeugte ich mich, daß das Kiewer Gefängnisgebäude zu den geräuschvolleren gehörte. Dann regte sich in mir das Verlangen, jedenfalls einmal durchs Fenster zu sehen; ich schwang mich auf das Fensterbrett und blickte durch das Gitter. Mein Fenster ging auf einen schmalen, langen, kleinen Hof hinaus, der durch einen Zaun von einem andern größeren Hofe getrennt war, hinter welchem der gegenüberliegende linke Flügel des Gefängnisses sichtbar wurde; dies war die Frauenabteilung, wo auch die wegen politischer Vergehen inhaftierten Frauen saßen. Unsere rechte Fassade, die aus einzelnen Zellen bestand, war ganz von politischen Häftlingen besetzt. Es befanden sich bereits alle am vorhergehenden Tage Festgenommenen hier, mit Ausnahme der Verwundeten, die nach dem Krankenhause geschafft waren. Zuerst von allen kam Malawski zu meiner Zelle heran und rief mich durch das Loch in der Tür an. Dann kam Steblin-Kamenski und stellte sich mir vor, da wir früher einander nicht gekannt hatten. Es stellte sich heraus, daß seine Zelle der meinigen benachbart war. Schließlich trat ich mit allen politischen Gefangenen in Beziehung, die in allen drei Stockwerken des rechten Flügels untergebracht waren. Wir führten durch die Türlöcher oder durch die Fenster Gespräche mit einander, obwohl dies durch die Gefängnisordnung verboten war. Ich besinne mich, daß in der ersten Nacht, als ich mich in meiner Zelle hingelegt und das

Lämpchen ausgelöscht hatte, meine Aufmerksamkeit wieder durch das obenerwähnte runde Löchelchen in der Tür erregt wurde. Der Lichtstrahl, der durch dasselbe aus dem erleuchteten Korridor in meine dunkle Zelle drang, erweckte in mir eine seltsame, unangenehme Empfindung. Ich wachte häufig auf, und jedesmal fiel mir dieser helle, runde Lichtstrahl in die Augen. Dies war in Wahrheit eine Art Auge, das nie schlief, das alles sah (es war von allen Winkeln der Zelle aus sichtbar) und mich auch nicht für einen Augenblick vergessen ließ, wo ich mich befand. Eine solche unangenehme Empfindung rief dieser Lichtstrahl später während der ganzen Zeit meines Gefängnislebens jedesmal in mir hervor, wenn ich nachts aufwachte.

So begann denn also das Gefängnisleben. Den größten Teil der Zeit verbrachte ich an dem Fenster, das auf den inneren Hof hinausging. Ich kletterte auf das Fensterbrett, hielt mich am Gitter fest und saß so manchmal ganze Stunden lang dort und blickte auf den Hof, wo während des ganzen Tages Kriminalhäftlinge spazieren gingen. An einem der ersten Tage meines Aufenthaltes im Gefängnis erkannte ich unter den Spazierengehenden Korni.

Guten Tag, Korni! rief ich ihm aus dem Fenster zu.

Er trat näher und blickte nach mir hin. Ein Lächeln, das auf seinem Gesichte erschien, bezeugte, daß er mich erkannt hatte.

Erkennen Sie mich? Wieviele sitzen hier von Ihren Leuten aus Tschigirin? fragte ich.

Sechs Personen, antwortete er. Auch Kusjma ist hier.

Wo ist denn Kusjma? fragte ich.

Er sitzt in der Zelle.

Was macht er denn in der Zelle?

Er liest meistens die Evangelien.

Seitdem traf es sich oft, daß ich mich mit Korni unterhielt. Er hegte offenbar eine gewisse Teilnahme für die politischen Gefangenen und erwies ihnen wiederholentlich kleine Dienste.

Aber mit Kusjma kam ich nicht in Verbindung. Ein- oder zweimal erschien seine Gestalt zwischen den anderen Arrestanten; aber er ging in solcher Entfernung von den Fenstern der politischen Gefangenen spazieren, daß keine Möglichkeit war, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen. Ich betrachtete von weitem sein blasses Gesicht, konnte jedoch auf demselben nichts lesen; aber seltsam: sein Gesicht erinnerte mich kaum an den früheren Kusjma. Einmal kam er sogar ziemlich nahe an unsere Fassade heran, er grüßte uns sogar, und ich glaubte auf seinem Gesichte eine Art von Lächeln wahrzunehmen; aber er redete mich nicht an.

Da er schon ein Jahr im Gefängnis zugebracht hatte, mußte Kusjma als verständiger und urteilsfähiger Mensch natürlich wissen, daß die politischen Gefangenen keineswegs Anhänger des Zaren waren. Nirgends erfreute sich vielleicht ein Revolutionär einer solchen Redefreiheit wie im Gefängnisse; und ich muß sagen, daß wir diese Freiheit nicht unbenutzt ließen: scharf und freimütig, ohne Zurückhaltung, sprachen wir aus, was wir über den Zaren dachten. Es war schwer anzunehmen, daß unter solchen Umständen sich bei Kusjma der frühere reine Glaube an den Zaren und die Idealisierung der Person desselben habe erhalten können. Was mußte aber der verständige Kusjma über uns für eine Anschauung haben, und welche Empfindung hatte er nach allem Vorhergegangenen? Ich unternehme es nicht, seine Gefühle zu zergliedern; aber ich meinte die Ursache zu verstehen, weswegen er so selten aus der Zelle herauskam, und weswegen er mit den politischen Gefangenen kein Gespräch anknüpfte. Ich verstand

diese Ursache und mochte mich darum auch meinerseits nicht entschließen, ihn anzureden. Wie ein kleiner Knabe, der etwas begangen hat, wußte ich nicht, womit ich meine Rechtfertigung beginnen sollte. Jede Rechtfertigung aber hätte sich, meine ich, als unangebracht erwiesen, da Kusjma sich völlig von der ganzen ihn umgebenden Welt abgeschlossen hatte.

Bald empfingen wir im Gefängnis die Nachricht, daß die beiden Brüder Jwitschewitsch im Krankenhause an ihren Wunden gestorben seien, und einige Tage darauf wurde aus demselben Krankenhause zu uns ins Gefängnis Roman überführt, mit verbundenem Kopfe (er hatte die Benennung „der Unbekannte mit der Kopfwunde" bekommen, da er sich geweigert hatte, den Behörden seinen Namen anzugeben), sowie auch Brantner, dessen Arm in einer Schlinge hing; seine andere Wunde, im Kreuz, war sehr schnell geheilt, obgleich die Aerzte sie in der ersten Zeit für sehr gefährlich gehalten hatten, da sie annahmen, die Nieren seien verletzt.

Unser Leben im Gefängnis vor der Gerichtsverhandlung nahm einen ungewöhnlich stürmischen Verlauf. Es war ein ununterbrochenes Ringen mit den Behörden, das auch nicht einen Augenblick ruhte und zeitweilig sogar einen sehr scharfen Charakter annahm. Vor allem gaben die Arrestanten ihre Namen nicht an, mit Ausnahme von mir und Brantner, der sich sogleich genannt hatte. Die einen legten sich erdichtete Namen bei, die andern schwiegen einfach. So erklärte Ossinski, sein Familienname sei Boiko; Swiridenko nannte sich Antonow. Roman schwieg, und so kam es, daß die Gendarmen ihn »den Unbekannten« tauften. Sogar Leute, die nur wenig kompromittiert waren, und früher an der revolutionären Tätigkeit sich nicht beteiligt hatten, gaben unter der Einwirkung der übrigen Genossen ihre Namen nicht an, sondern ließen die Polizei in allen möglichen Vermutungen und Annahmen herumtappen.

Indessen waren die Beschuldigungen, die auf uns lasteten, von sehr schwerer Art: einige wurden zur Verantwortung gezogen wegen bewaffneten Widerstandes, der die Tötung eines Gendarmen zur Folge gehabt hatte; andere, darunter ich, hatten vor der Festnahme ohne Paß gelebt und sich früher in verschiedenen politischen Affären kompromittiert. Selbstverständlich bemühte sich die Polizei mit besonderem Eifer, die Wahrheit herauszubekommen. So kamen denn zum Zwecke der Feststellung der Persönlichkeit der Arretierten aus verschiedenen Städten Spione angereist. Auf unseren Korridoren erschienen von Zeit zu Zeit Individuen in Uniformen und in Zivilanzügen, natürlich von den Lokalbehörden begleitet; sie kamen in unsere Zellen herein, um uns zu betrachten und sich zu besinnen, ob ihnen nicht einer oder der andere von uns irgendwo begegnet sei. Aber derartige Besichtigungen ergaben verhältnismäßig geringe Resultate: so erkannten die Gendarmen aus Poltawa Steblin-Kamenski, und die Petersburger Sophia Leschern und Ossinski; die andern blieben unentdeckt.

Einmal wurde ich in das Gefängnisbureau gerufen. Als ich dorthin kam, erblickte ich Sudeikin, der an einem Tische saß, und in demselben Zimmer eine Frauensperson und Ponomarenko, den ehemaligen Gefängnisschließer, den ich für meine Branntweinbrennerei engagiert hatte. Ponomarenko erkannte ich; aber auf die Frauensperson konnte ich mich nicht besinnen. Jedenfalls ahnte ich, daß mir eine Konfrontation bevorstand.

Setzen Sie sich, Herr Debogory-Mokriewitsch, forderte Sudeikin mich in liebenswürdiger Weise auf.

Ich setzte mich ihm gegenüber an den Tisch.

Eine kleine geschäftliche Angelegenheit! Dies hier ist, wenn Sie ihn erkennen, ebenderselbe Mann, den Sie für die Branntweinbrennerei engagierten, begann Sudeikin und blätterte dabei in irgendwelchen Akten. Dann hob er plötzlich den Kopf

in die Höhe und fragte laut: Ponomarenko, erkennst du ihn? ... Haben Sie die Güte, sich zu ihm hinzudrehen, fügte er, zu mir gewendet, hinzu.

Ich sah Ponomarenko gerade in die Augen. Auf seinem dummen Gesichte prägte sich seine Verlegenheit aus. Ich sah, daß er mich nicht erkannte. Wie sollte er auch! Dort hatte er einen Herrn vor sich gehabt, und hier einen Häftling. Dies machte mich kühn.

Für was für eine Branntweinbrennerei? fragte ich verwundert.

Wozu es leugnen? Wir wissen ja alles ganz genau ... Erkennst du ihn? inquirierte Sudeikin.

Nein, Euer Wohlgeboren! Ich kann ihn nicht erkennen.

Aber Sie? Bitte, sehen Sie ihn an! wandte sich Sudeikin an die Frauensperson.

Diese betrachtete mich gleichfalls und antwortete leise: Ich kann ihn nicht erkennen.

Jetzt erinnerte ich mich: dies war eine Magd aus dem Gasthause, wo ich mit N. eingekehrt war; sie hatte einigemal den Samowar auf mein Zimmer gebracht.

Hm ... hm ... Sudeikin war offenbar aus der Fassung gebracht. Ich triumphierte.

Gestehen Sie es, Herr Debogory! Wirklich, das wird das Einfachste sein! Es ist uns alles bekannt; Ihr Zettelchen, das Sie Ponomarenko gaben, befindet sich in unseren Händen; Ihre Handschrift ist sehr charakteristisch: diese Strichelchen an gewissen Buchstaben ...

Was soll ich denn gestehen? Ich höre von dieser Sache durch Sie zum erstenmal!

Nun, sehen Sie nur! ... Eine glänzende Tat! ... Befreiung aus einem Gefängnisse, — eine glänzende Tat! ... wiederholte Sudeikin ordentlich mit dem Ausdrucke des Ent-

zückens. An Ihrer Stelle würde ich auf diese Tat stolz sein; aber Sie — ich weiß nicht, warum, — verleugnen sie.

Es wäre eine seltsame Eitelkeit, auf eine fremde Tat stolz zu sein. Ich leide nicht an solcher Eitelkeit.

Es entstand eine Pause.

Soll das Protokoll in diesem Sinne abgefaßt werden? sagte Sudeikin.

Ja, und haben Sie die Güte, in dem Protokoll zu erwähnen, daß diese Personen in mir nicht denjenigen erkannt haben, gegen den das Ermittelungsverfahren angestellt wird.

Aber wirklich, ich an Ihrer Stelle würde es eingestehen. . . . Eine glänzende Tat! sagte Sudeikin und machte sich an die Abfassung des Protokolls.

Ich unterschrieb es und wurde wieder in die Zelle geführt.

Wir befanden uns in beständigem Kampfe mit den Behörden. Besonders viel Anstrengung kostete es uns, den Verkehr mit den frei gebliebenen Kameraden aufrecht zu erhalten. Die Gefängnisverwaltung ihrerseits traf alle möglichen Maßregeln, um uns an diesem Verkehr zu hindern. Die Furcht, wir könnten Fluchtversuche unternehmen, ging soweit, daß einmal auf Anordnung des Polizeimeisters, eines überaus dummen Menschen, an unserer Hausseite entlang ein gewaltiger Graben gezogen wurde, um nach einem unterirdischen Gange zu suchen, an dessen Anlegung wir überhaupt nicht gedacht hatten. Allerdings hatten wir die Köpfe voll von allerlei Fluchtplänen, und besonders beschäftigte sich in der ersten Zeit Ossinski mit solchen Gedanken; aber aus dem Kiewer Gefängnisse zu entfliehen, nachdem dies einmal gelungen war, schien ein Ding der Unmöglichkeit. Der Inspektor paßte auf die Aufseher auf, damit diese nicht unsern Verkehr mit der Außenwelt vermittelten. Aber die Einrichtungen, welche sich die uns Poli=

tischen freundlich gesinnten Kriminalgefangenen im Gefängnisse zurechtgemacht hatten, und auf der andern Seite die Bestechung vereitelten sein Bemühen: wir standen in regelmäßigem Verkehr mit den in Freiheit lebenden Kameraden und erfuhren von allem, was außerhalb des Gefängnisses geschah. Was den wechselseitigen Verkehr im Gefängnis anlangt, so fuhren wir fort, einander durch die Fenster zuzurufen, obgleich das durch die Gefängnisordnung verboten war. Wir hatten unsere verabredete Geheimschrift, bei der die Buchstaben durch Zahlen ausgedrückt wurden, und wenn wir uns etwas Wichtigeres mitzuteilen hatten, so riefen wir statt der Worte eine Reihe von Zahlen. Die Gefängnisbeamten erteilten uns wiederholt Verweise: wir sollten nicht rufen; aber da dies keinen Erfolg hatte, so verfielen sie auf ein besonderes Mittel. Auf Anordnung eben jenes klugen Polizeimeisters wurde eine Schnarre eingeführt. Eines Abends (unsere Gespräche waren abends am lebhaftesten, da dann die Kriminalgefangenen still geworden waren und wir einander besser hören konnten), erscholl beim ersten Satze, den jemand aus dem Fenster rief, auf dem Gefängnishofe plötzlich der betäubende Lärm einer Schnarre. Man dachte, so unsere Gespräche zu verhindern. Aber statt zu schweigen begannen wir noch stärker zu schreien, und schließlich hagelten aus allen unsern Fenstern die Schmähreden. Der Inspektor, ein ziemlich gutmütiger Mann, war unglücklicherweise an diesem Abend betrunken, und als er Ossinskis Stimme hörte, der noch lauter schimpfte als die andern, ging er zu ihm, um zu hören, was es gebe. Ossinski fiel mit den Fäusten über ihn her, und dieser befahl den Polizeisoldaten, ihn zu ergreifen und in den Karzer zu setzen. Das Geschrei, das von dem obersten Korridor erscholl, wo diese ganze Szene vor sich ging (Ossinskis Zelle lag in der obersten Etage), brachte uns alle in Aufregung. Es erhob sich ein furchtbarer Lärm;

wir verlangten nach dem Inspektor: er solle uns Aufklärung geben. Der Inspektor erschien nicht.

Die Oefen zertrümmern! ertönte in diesem Augenblick die Stimme Malawskis, der in einer Zelle des zweiten Stockwerks saß. Der Rat schien uns sehr praktisch: auf diese Weise konnten wir dem Fiskus Schaden zufügen. So begann denn in allen unsern Zellen ein unglaubliches Krachen und Poltern.

Ich faßte ein Brett meiner hölzernen Bettstelle und demolierte meinen Ofen. Bald bedeckten Haufen von Kacheln und Lehm den Boden meiner Zelle; die Luft war von beißendem Rußstaub erfüllt. Ich konnte kaum atmen. Als ich mit meiner Arbeit fertig war, blieb ich stehen und horchte. In den Nachbarzellen und oben dauerte der Lärm fort; von Zeit zu Zeit ertönte durch das ganze Gebäude das Prasseln umstürzender Kachelöfen.

Ich trat zu dem Loche in der Tür, um reine Luft zu atmen, und bemerkte auf dem Korridor den Inspektor.

Was tun Sie, meine Herren? fragte er mich.

Warum haben Sie Ossinski in den Karzer gesetzt? fragte ich zurück.

Wie konnte ich anders verfahren? erwiderte er. In Gegenwart eines Polizeisoldaten fiel er über mich her, um mich zu schlagen. Ich kann nicht anders verfahren. Das ist eben der Dienst; ich muß meinen Vorgesetzten gehorchen. Wenn mir befohlen wird, eine Schnarre einzuführen, so führe ich sie ein; und wenn man mir befiehlt, Sie alle herauszulassen, so werde ich das mit Freuden erfüllen.

Am andern Morgen kam der Gehilfe des Polizeimeisters zur Untersuchung ins Gefängnis. Auf unsere Forderung, Ossinski aus dem Karzer freizulassen, antwortete er, das sei unmöglich, weil dieser den Inspektor bei Erfüllung seiner Dienstpflicht beleidigt habe. Wir bestanden darauf, dann solle

man auch uns übrige derselben Strafe unterwerfen, da wir alle den Inspektor geschimpft hätten. Darauf wurde uns erwidert, es werde keiner von uns deswegen unter Anklage gestellt werden; indessen wurde ein Protokoll über die Zertrümmerung der Oefen aufgenommen. Wir beschlossen nun, beim nächsten Kontrollgange, wenn der Inspektor mit einem Polizeisoldaten an unseren Zellen vorbeigehen werde, ihm eine Beleidigung „bei Erfüllung seiner Dienstpflicht" zuzufügen. So geschah es auch; jeder von uns schimpfte ihn in Gegenwart des Soldaten, und eine Weile darauf wurden wir alle der Reihe nach in den Karzer gesetzt. Ueberdies wurden uns zur Strafe für die Revolte die Bücher entzogen und die Möbel weggenommen, d. h. die Betten, Tische und Stühle, so daß wir während unseres weiteren Aufenthaltes im Kiewer Gefängnis auf dem Fußboden schliefen.

Noch ein Wort über den Karzer. Dies war ein unter dem Gebäude gelegener Keller mit niedriger, gewölbter Decke. Bei geschlossener Tür herrschte darin absolute Dunkelheit. Eine Einrichtung zum Sitzen oder Liegen war nicht vorhanden. Schlafen konnte man nicht; denn die Kälte und die Nässe waren so groß, daß man sich bewegen mußte. Ich hatte vierundzwanzig Stunden darin zu verweilen.

Siebentes Kapitel.

Gerichtet.

Die Anklageschrift. — Gerichtsverhandlung und Urteil. — Peinvolle Zeit vor der Hinrichtung der Genossen. — Die drei Todeskandidaten. — Die Hinrichtung.

Während unserer Kiewer Gefängniszeit vollzog sich ein Ereignis, das den stärksten Einfluß auf unser Schicksal hatte: am 2. April 1879 wurde ein Attentat gegen das Leben des

Zaren begangen, worauf durch Allerhöchsten Erlaß zeitweilig sechs Generalgouverneursstellen eingerichtet wurden. Es wurde der Kriegszustand proklamiert und die Prozesse über politische Verbrechen den Kriegsbezirksgerichten zugewiesen. Der öffentliche Ankläger unseres Kriegsbezirksgerichts, Oberst Streljnikow, machte sich an die Abfassung der Anklageschrift in unserm Prozesse.

Diese wurde uns am 20. April eingehändigt. Die eilfertig und ohne ausreichende Vertrautheit mit dem Prozesse aufgestellten Beschuldigungen ermangelten der Beweise und hielten vom juristischen Standpunkte keine Kritik aus. Wir wurden der Bildung eines Komplottes beschuldigt, obgleich manche von uns mit einander gar nicht bekannt waren. Die Gerichtsverhandlung war auf den 30. April anberaumt; angeklagt waren vierzehn Personen. Wir beabsichtigten, unsere Verteidigung Petersburger Advokaten zu übergeben, wurden aber bedeutet, wir müßten die dem Kiewer Kriegsbezirksgerichte zugeordneten Verteidiger nehmen, d. h. Männer, die, wenn nicht unserm Ankläger Streljnikow unterstellt, so doch jedenfalls von ihm abhängig waren. Unter diesen Umständen verzichteten wir auf eine Verteidigung.

Am 30. April um 6 Uhr morgens erhielt jeder von uns in seiner Zelle einen neuen Gefangenenanzug; wir kleideten uns völlig um, von den Hemden angefangen bis zu den Schuhen, und wurden aus dem Gefängnis hinausgeführt. Wir waren unser im ganzen acht; die übrigen sechs Angeklagten, Frauen, waren schon früher nach dem Gerichtsgebäude gebracht. Wir bestiegen einen bequemen Arrestantenwagen, der, von Kosaken mit eingelegten Lanzen eskortiert, in schnellstem Tempo mit uns davonfuhr. Die Straßen waren stark mit Polizei und Militär besetzt. Als wir beim Militärgefängnis vorbeikamen, sahen wir die Fenster vollständig mit Köpfen Neu=

gieriger angefüllt, die uns Hurra zuriefen. Mit demselben Rufe begrüßte uns auch das Gymnasium, als wir vorbeifuhren.

Im Kriegsbezirksgerichte blieben wir vier Tage, während unser Prozeß verhandelt wurde. Für die Nacht wurden wir in Zellen im Erdgeschoß untergebracht; bei Tage, wenn die Gerichtssitzungen beendet waren, verbrachten wir unsere Zeit auf dem Hofe.

Der öffentliche Ankläger und der Gerichtshof konzentrierten all ihr Bemühen auf die Aufhellung des bewaffneten Widerstandes, der am 11. Februar geleistet worden war. Die Anklagen gegen die übrigen, die sich an diesem Widerstande nicht beteiligt hatten, zeichneten sich durch völlige Haltlosigkeit aus. Der öffentliche Ankläger beantragte gegen alle nach Paragraph 250 des Strafgesetzbuches fünfzehn Jahre Zwangsarbeit, konnte indessen gegen einige keinerlei Beweise vorbringen; so gründete sich z. B. die ganze Anklage gegen Feochari und Posen darauf, daß man sie in Iwitschewitschs Wohnung ergriffen hatte. Bei der Heranziehung des Paragraphen 250 ging der öffentliche Ankläger von der Annahme aus, wir hätten eine geheime Gesellschaft gebildet, mit dem Zwecke, die bestehende Ordnung in nächster Zukunft umzustürzen. Aber die Anwendung dieses Paragraphen war, wenn überhaupt, so doch nur in Bezug auf Iwitschewitsch, Brantner, Ossinski und Swiridenko möglich; vielleicht mit einiger Verdrehung noch in Bezug auf mich, der ich einen falschen Paß geführt hatte; jedoch hatte ich mit ihnen nicht in organisierter Verbindung gestanden, sondern lediglich persönliche freundschaftliche Beziehungen zu einigen von ihnen unterhalten. Aber Ossinski hatte der öffentliche Ankläger — ich weiß nicht, warum — aus unserem Prozesse völlig ausgeschieden und gegen ihn, Sophia Leschern und Woloschenko eine besondere Anklageschrift verfaßt.

In seiner Anklagerede sprach Streljnikow vorzugsweise von dem bewaffneten Widerstande. Dann führte er zur Charakterisierung unserer Genossenschaft Zitate aus revolutionären Publikationen an. Endlich erinnerte er an einige frühere Handlungen, z. B. an das Attentat auf Gorinowitsch und das Entweichen aus dem Kiewer Gefängnis, bei welchem letzteren Punkte er den Richtern mich als einen der Schuldigen bezeichnete. Aber über die Mehrzahl der Angeklagten sagte er geradezu gar nichts, und viele erwähnte er überhaupt nicht. So schwieg er vollständig von Posen, Fräulein Sarandowitsch, Fräulein Potülizüna und Feochari. Und er konnte auch nichts sagen, da gegen sie keinerlei Tatsachen vorlagen. Schuldig erschienen sie nur insofern, als sie mit denen bekannt waren, die bei der Arretierung bewaffneten Widerstand geleistet hatten. Aber dies wurde als ausreichend erachtet, um sie zu verurteilen. Das Gericht war der Ansicht, daß wir alle eine geheime Genossenschaft gebildet hätten, wobei es, ebenso wie der öffentliche Ankläger, von der Anschauung ausging, daß unsere gleichzeitige Festnahme und unser Zusammenhalten im Gefängnisse und beim Prozesse als Beweis für unsere Zugehörigkeit zu einer und derselben Organisation diene. Beim Prozesse wurde viel Zeit auf die Klarstellung unseres Benehmens im Gefängnis verwandt: der Revolte, der Zertrümmerung der Oefen u. s. w. Aber die Gleichzeitigkeit der Arretierung beruhte für viele von uns nur auf einem Zufalle, und die Einmütigkeit während des Gefängnislebens fand schon in der Gemeinsamkeit der schlimmen Lage ihre Erklärung. Aber dafür hatten die Herren Richter eben kein Verständnis. Nur daraus erklärt sich die schreiende Ungerechtigkeit des Urteilsspruches: außer Brantner und Swiridenko, die wegen bewaffneten Widerstandes zum Tode verurteilt wurden, erhielten alle übrigen dasselbe Verdikt, vierzehn Jahre und zehn Monate Zwangsarbeit. So unter andern

auch Fräulein Potülizüna, ein junges Mädchen, das sich an keinerlei revolutionären Handlungen beteiligt hatte. Dieser Fehler wurde nachher einigermaßen wieder gut gemacht, indem der Generalgouverneur bei der Bestätigung die Verurteilten in mehrere Kategorien teilte; aber auch hierbei ließen sich die Behörden nicht sowohl durch die vorliegenden Tatsachen, als vielmehr durch ihre innere Ueberzeugung leiten.

Vor Gericht benahmen wir uns mehr wie Zuschauer als wie Angeklagte. Wir verteidigten uns nicht und sagten nichts aus; nur gaben fast alle ihre Namen richtig an, außer Swiridenko, der sich immer noch Antonow nannte, damit seine in der Krim lebende Mutter möglichst spät von seinem Schicksale erführe. Das Publikum (ohne Billett wurde niemand in den Gerichtssaal hereingelassen) bestand vorwiegend aus Militärs und Zivilbeamten. Die Zusammensetzung des Gerichtshofes machte nicht eigentlich einen schlechten Eindruck; die Mehrzahl der Richter, wie auch der Präsident selbst, General Slutzki, waren anscheinend gutherzige Leute; das war aus ihren blassen, aufgeregten Gesichtern zu entnehmen. Das Verdikt fiel grausam aus, weil es ihnen von oben her vorgeschrieben war; dieser Weisung glaubten sie Folge leisten zu müssen.

Nur zwei Personen hoben sich von den übrigen scharf ab: der öffentliche Ankläger Streljnikow und der Gendarmeriehauptmann Sudeikin, der in unserem Prozesse als Zeuge eine wichtige Rolle spielte.

Hauptmann Sudeikin, ein großer, schlanker junger Mann, wollte offenbar dem Publikum imponieren. Er hielt sich für einen Helden; als er als Hauptzeuge über den bewaffneten Widerstand aussagte, rühmte er sich in widerwärtiger Weise und schwatzte viel, bisweilen geradezu unsinniges, nicht zur Sache gehöriges Zeug. Mit Ueberzeugungen, die ihn hätten leiten

können, hatte dieser Mensch meiner Ansicht nach nichts zu tun, für ihn waren wir Nihilisten einfach ein Leckerbissen; auf unser Verderben gründete er seine Karriere.

Streljnikows nervöses, trockenes, grimmiges Gesicht und seine gesamte kleine Figur bildeten einen scharfen Gegensatz zu dem wohlgenährten, selbstzufriedenen Gesichte und der Gestalt Sudeikins. Der öffentliche Ankläger zeigte sich als ein sehr boshafter, aber überzeugungsfester Mann, und uns betrachtete er als seine persönlichen Feinde. In jedem Satze, den er sprach, steckte eine Bosheit. Aber er schonte auch die andern nicht. So gelang es ihm unter anderm, durch eine Reihe von Zeugenaussagen vor Gericht klarzustellen, daß die Gendarmen aus Fräulein Kossarowskajas Hause nach den ersten Salven geflüchtet waren. Es war sehenswert, mit welcher Schadenfreude er bald das Publikum, bald die Richter und endlich Sudeikin selbst anblickte. „Die Herren Gendarmen sind davongelaufen," zischte er hervor, und ein boshaftes Lächeln lief über sein trockenes Gesicht.

Beide, Sudeikin und Streljnikow, spielten bald darauf in Rußland eine große Rolle. Sudeikin wurde Chef der Geheimpolizei in Petersburg; Streljnikow setzte in einer Reihe von Prozessen in Kiew und Odessa Hinrichtungen durch. Beide wurden in der Folge von Revolutionären ermordet.

Als das Todesurteil über Brantner und Antonow (Swiridenko) verkündet wurde, verfiel einer der Angeklagten in Weinkrämpfe. Die Gendarmen liefen nach Wasser; wir erhoben uns von unsern Bänken; es entstand ein allgemeiner Wirrwarr. Auch das Publikum stand auf, und viele stiegen sogar auf die Stühle, um besser zu sehen, was vorging.

Was gafft ihr? rief Swiridenko. Hier ist kein Theater! Es ist eine Schande, ein Schauspiel daraus zu machen!

Die Wirkung dieser Worte war eine erstaunliche: alle

setzten sich sofort hin und verließen demnächst eilig den Gerichtssaal.

Am 4. Mai endete unser Prozeß, und wir wurden ins Gefängnis zurückgebracht; im Bezirksgericht aber begann die Verhandlung der andern Sachen, zuerst der Ossinskischen und dann der Isbitzkischen. Alle drei Prozesse waren am 8. Mai beendet, und nun warteten wir auf die Bestätigung. Ganze Tage verbrachten wir zusammen; Besuche von Verwandten waren gestattet; überhaupt wurde das Gefängnisleben nach der Gerichtsverhandlung bedeutend freier. Aber der Gedanke an die bevorstehende Hinrichtung der Kameraden verdarb uns alles; in peinvoller Erwartung verstrich uns die Zeit. Endlich, am 12. Mai, erschien der Polizeimeister, und wir wurden in das Gefängnisbureau gerufen, um die Bestätigung anzuhören. In der Bestätigung war bei einigen die Dauer der Zwangsarbeit ermäßigt, bei andern unverändert belassen. Nur von dreien war nichts gesagt, von Antonow (Swiridenko), Brantner und Ossinski; diese waren auch gar nicht ins Bureau berufen worden. Dies bedeutete, daß das definitive Urteil ihnen am Platze der Hinrichtung vorgelesen werden würde. Das begriffen wir alle; aber niemand sprach davon. Wohl noch an demselben Tage, dem 12. Mai, wurden Ossinski und Antonow aus dem obersten Stockwerk in das untere umquartiert, wo Brantner bereits saß, und wo sich auch meine und Woloschenkos Zellen befanden. Anfangs verstanden wir den Grund nicht, aber bald wurde dieser klar: aus den Fenstern des obersten Korridors konnte man sehen, wie auf einem nicht weit vom Gefängnis gelegenen Felde der Bau der Galgen begann. Diejenigen, die im obersten Stockwerk saßen, teilten dies den übrigen (mit Ausnahme der zum Tode Verurteilten) mit. Ob diese selbst von diesen Zurüstungen etwas ahnten, weiß ich nicht. Sie sprachen nicht davon; aber es war deutlich zu sehen, daß sie

auf die Hinrichtung gefaßt waren. So bemerkte Ossinski wiederholt, ihm erscheine die Hinrichtung durch Erschießen sehr viel leichter als die durch Erhängen. Antonow machte sich Sorge mit dem Gedanken, seine Mutter könnte sein Schicksal erfahren, und redete oft mit mir davon. Aber worin dieses sein Schicksal bestand, das sprach er nie völlig aus, oder vielmehr ich ließ es ihn nie aussprechen, sondern bemühte mich stets, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Es muß bemerkt werden, daß das Gericht die Verurteilung zum Tode durch Erschießen ausgesprochen hatte und die Umänderung in Erhängen erst nachträglich erfolgt war. Wem die Verurteilten diese Verschlimmerung — denn das Erhängen gilt bei uns als die schimpflichere Strafe — zu verdanken hatten, kann ich nicht mit Gewißheit sagen; doch verlautete damals gerüchtweise, daß dies auf den Zaren selbst zurückzuführen sei, mit dem, wie uns die Offiziere der Wache mitteilten, der Generalgouverneur Tschertkow telegraphisch korrespondiert habe.

Am Abend des 12. Mai nahmen die Verurteilten, ehe wir für die Nacht in unsere Zellen eingeschlossen wurden, von uns allen Abschied, da sie dachten, es wäre das letztemal, wo wir uns sähen. Aber die Nacht ging vorüber, es kam der 13. Mai, und am Morgen wurden wir wieder alle aus unsern Zellen auf den Hof gelassen. Da wir nicht wußten, wie wir uns diese Verzögerung zu erklären hätten, so keimte in meiner Seele sogar eine schwache Hoffnung, es würde nicht zur Hinrichtung kommen. In die Hinrichtung konnten sich mein Verstand und mein Gefühl nicht finden, und eine geringfügige Veranlassung reichte aus, um wieder Hoffnung zu erwecken. Da kam der Abend des 13. Mai, und die Verurteilten nahmen wieder, als sie nach ihren Zellen auseinandergingen, von allen Abschied. Die kontrollierende Ronde machte ihren Umgang; wir wurden für die Nacht eingeschlossen. Bald darauf hörte

ich auf dem Korridor Schritte von Bewaffneten, und sofort erscholl aus dem Fenster die Stimme Ossinskis, der uns mitteilte, daß man ihm einen Posten in die Zelle gestellt habe. Das war ein übles Vorzeichen. Ich hatte früher gehört, daß in der letzten Nacht vor der Hinrichtung der Verurteilte nicht allein gelassen, sondern ihm eine Wache beigegeben werde. Ossinskis Zelle befand sich am Anfang des Korridors; darauf folgte Woloschenkos Zelle, dann die meinige, die Brantners, und endlich hinten im Korridor die Swiridenkos. Ich hörte, wie Soldaten an meiner Tür vorbeigingen, wie eine Tür geöffnet wurde, zuerst in Brantners Zelle, dann in Swiridenkos. Indessen machte uns weder der eine noch der andere davon durchs Fenster Mitteilung, wie das Ossinski getan hatte. Aus Brantners Zelle waren leise Stimmen zu hören.

Unterdessen brach die Nacht an. Ich hatte die Lampe nicht angezündet, und meine Zelle war durch den Lichtstreifen, der vom Korridor her durch das Loch in der Tür drang, nur schwach erhellt. Das Fenster war weit geöffnet. Ich kletterte auf das Fensterbrett und setzte mich dort hin, dicht an das Gitter gepreßt. Die Nacht war warm und ruhig, so ruhig, daß eine Kerze in freier Luft hätte ruhig brennen können. Die Kriminalhäftlinge hatten sich hingelegt, und im Hauptgebäude des Gefängnisses, wo sie untergebracht waren, war alles still geworden. Auch in unserer Abteilung herrschte Schweigen. Was die andern alle taten, weiß ich nicht; vielleicht saßen sie ebenso wie ich an den offenen Fenstern und schauten zum nächtlichen Himmel empor, wo die Sterne funkelten. Alle schwiegen. Nur Ossinski rief jetzt etwas zu Fräulein Leschern hinüber, die im gegenüberliegenden Teile des Gebäudes in der Frauenabteilung saß. Vier, fünf, sieben, zwei, acht, null ... erscholl es mit nervöser Hast aus seinem Fenster. Er chiffrierte etwas.

Unten, an unseren Fenstern entlang, wanderte eine Schildwache auf und ab. Ich fing an zu horchen. Aus Swiridenkos Zelle drang kein Laut, nicht das geringste Geräusch. Ob er in dieser letzten Nacht schlief oder nur schweigend auf seiner Strohmatratze lag, beide Hände unter dem Kopfe, wie er gewöhnlich zu liegen pflegte? Das war schwer zu sagen; aber ich hatte die Empfindung, daß er nicht am Fenster war. Es war so still und ich lauschte so angestrengt, daß ich gewiß etwas gehört hätte, wie ich denn auch Malawski hörte, der an seinem Fenster saß, und dessen Zelle sich über der meinigen befand. Jedoch führte ich kein Gespräch mit ihm.

Wladimir Swiridenko stammte aus der Krim, aus der Stadt Simferopol; er hatte im Süden, in Odessa, Charkow und Nikolajew, gelebt und an der Tätigkeit der dortigen Klubs teilgenommen; auch war er wohl förmliches Mitglied des Kowaljskischen Klubs gewesen. Er hatte sich mit der Propaganda beschäftigt, hauptsächlich unter den Matrosen der Flotte des Schwarzen Meeres in Nikolajew; aber als der Terrorismus aufkam, begeisterte er sich für diese neue Richtung und schloß sich den Terroristen an. Er schätzte Ossinskis Tätigkeit sehr hoch und war in der letzten Zeit dem »Vollstreckungs-Komitee« definitiv beigetreten. Als er auf der Straße mit der Waffe in der Hand arretiert wurde, nannte er sich mit einem falschen Namen Antonow, wie schon oben erwähnt nur aus Rücksicht auf seine Mutter, die er sehr liebte. Swiridenko weigerte sich, Angaben zu machen; jedoch bekannte er vor Gericht, daß er sechs Schüsse auf die Gendarmen abgegeben habe. Sein gerades und kühnes Benehmen, von der Arretierung bis zum letzten Augenblicke seines Lebens, erweckte sogar bei den Behörden Teilnahme und Bewunderung. Swiridenko wurde unter dem erdichteten Namen Antonow aufgehängt; aber später führten die Prozesse in Odessa zur Aufdeckung seines wahren

Namens. Was aus seiner armen Mutter wurde, nachdem sie von dem Schicksale ihres Sohnes gehört hatte, weiß ich nicht.

Aus Brantners Zelle war ein leises Gespräch zu vernehmen. Es war an diesem Abend ein lutherischer Pastor zu ihm gekommen, und obwohl er es ablehnte, religiöse Handlungen vorzunehmen, unterredete er sich doch mit dem Pastor sehr lange. Brantners gleichmäßiges, ruhiges Wesen hatte wenig Aehnlichkeit mit Wladimir Swiridenkos rebellischem Charakter.

Ludwig Brantner besaß weder einen besonders entwickelten Geist noch bedeutendere Kenntnisse und machte bei der ersten Bekanntschaft nicht den Eindruck eines hervorragenden Menschen. Aber wer ihn länger kannte, mußte doch manches an ihm bewundern. Er hatte zu dem Charkowschen »Klub der Volksfreunde« gehört und sich sehr früh an dieser Bewegung beteiligt. Oben, wo ich von unsern ersten Klubs berichtete, habe ich schon jene moralischen Grundsätze erwähnt, die damals alle befolgten. Wir fanden es unmoralisch, auf Kosten anderer zu leben, und strebten danach, unsern Unterhalt durch einfache körperliche Arbeit zu erwerben. Dieses moralische Bedürfnis bekundete sich darin, daß überall Werkstätten eingerichtet wurden und unsere Leute sich mit der Erlernung von Handwerken beschäftigten. Aber nach einiger Zeit schwand die Lust, sich sein Brot durch schwere körperliche Arbeit zu verdienen, bei den meisten dahin. Nicht so bei Brantner; wie früher arbeitete er als Tischler; wie früher darbte er. Ich verkehrte häufig bei ihm in seiner Werkstatt in Charkow. Er hielt diese Werkstatt zusammen mit Gluschkow, den wir Jonütsch nannten (Jonütsch wanderte später aus und lebte in Paris). In dieser Werkstatt mit dem summenden blechernen Samowar auf der Hobelbank fühlte ich mich stets fröhlich und behaglich. In Hunger und Kälte verbrachte Brantner sein ganzes Leben; aber nie habe ich ihn klagen hören; wenn man ihn traf,

lächelten seine guten braunen Augen immer gleichmäßig heiter, als wäre sein Leben reich an allen möglichen Genüssen. Sein ganzes Wesen atmete eine gewisse Herzlichkeit. Bei dem bewaffneten Widerstande empfing er, wie oben gesagt, zwei Wunden, eine im Kreuz, die andere am Arm. Die erstere heilte schnell, obwohl sie für die gefährlichere gegolten hatte; aber der Arm blieb bis zur Hinrichtung in der Binde. Die Kugel hatte das Schulterbein zertrümmert und den die Bewegung des Armes regierenden Nerv zerrissen, sodaß der Arm gelähmt herabhing. Wenn ich mit Brantner auf dem Spaziergange zusammentraf oder vom Korridor aus durch das Türloch seine untersetzte Gestalt betrachtete, konnte ich nie ohne Gemütsbewegung seinen kranken Arm ansehen; dieser stimmte so gar nicht zu seinem noch wie ehemals heitern Gesichte; dies fröhliche gute Lächeln wich bis zum letzten Augenblicke nicht von seinem Gesichte. Gleich am Tage der Festnahme hatte Brantner seinen Namen angegeben und über sich Aussagen gemacht und dabei nicht verheimlicht, daß er geschossen hatte. Die Sachverständigen neigten zu der Ansicht, daß der Gendarm Kasankin durch eine Kugel aus Brantners Revolver getötet sei; völlig aufgeklärt war dies jedoch nicht.

Während aus Swiridenkos Zelle nicht das geringste Geräusch drang und Brantner sich leise mit dem Pastor unterredete, konnte Valerian Ossinski keinen Augenblick zur Ruhe kommen. Sein nervös-bewegliches Wesen bekundete sich in dieser Nacht mit vollster Deutlichkeit. Er rief einzelne Sätze, er chiffrierte. Aus seiner Stimme, die bald hell und scharf klang, bald dumpf aus der Tiefe heauftönte, war zu schließen, daß er nicht ruhig an seinem Fenster sitzen blieb, sondern fortwährend bald in die Zelle hinuntersprang, bald wieder sich zum Fenster hinaufschwang. Schließlich wandte er sich an mich mit der Bitte, ich möchte ihm Bérangers Lied „Der alte

Korporal" singen. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß mir nicht nach Singen zumute war; aber das Bewußtsein, daß ich durch meinen Gesang, ich will nicht sagen: ihm ein Vergnügen bereiten, aber doch vielleicht seine Gedanken ablenken oder ihm einfach die Zeit verkürzen könnte, verlieh mir Mut, und ich fing an zu singen. Dreimal ließ er mich in dieser Nacht jenes Lied wiederholen, in welchem bekanntlich die Erschießung eines napoleonischen Korporals wegen eines Dienstvergehens erzählt wird. Der arme Valerian! Er hoffte immer, er werde erschossen werden wie der Korporal in Bérangers Liede. In den Gedanken an das Erhängen konnte er sich nicht finden; er empfand, wie er mehrmals zu mir geäußert hatte, einen Abscheu gegen diese Todesart.

Es war schon sehr spät geworden. Ossinski forderte mich nicht mehr zum Singen auf; er hatte aufgehört zu reden. Aus Brantners Zelle war der Pastor schon längst weggegangen, auch dort war alles still geworden; aus Swiridenkos Zelle kam wie vorher kein Laut. Ich saß immer noch am Gitter. Links in der Nachbarzelle ertönten Woloschenkos Schritte, der bald ging, bald stehen blieb, ausspie und seine Wanderung wieder fortsetzte. Sein Fenster stand offen, und ich hörte alles. Sophia! erklang auf einmal Ossinskis scharfe Stimme. Valerian! rief Sophia Leschern aus dem gegenüberliegenden Gebäude zurück; sie saß offenbar dort gleichfalls am Fenster. Aber Ossinski beschränkte sich darauf, sie anzurufen; ein Gespräch begann er nicht. Und alles schwieg wieder.

In meinem Kopfe wirbelten die Gedanken. Es schien mir unmöglich, daß sie alle drei erhängt werden sollten. Swiridenko und Brantner hatten bei der Arretierung geschossen und es beide vor Gericht eingestanden. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob sie sich schuldig bekennten, hatte Swiridenko geantwortet, er habe zwar geschossen, sei aber der Meinung,

er habe ein moralisches Recht dazu gehabt, und halte sich darum nicht für schuldig. Als der öffentliche Ankläger Streljnikow diese Erklärung hörte, hatte er nur mit den Achseln gezuckt und, zu den Richtern gewendet, wie eine Schlange gezischt: Dazu habe ich nichts hinzuzufügen. Damit war das Schicksal Swiridenkos und Brantners besiegelt. Aber was Valerian Ossinski anlangte, so zweifelte ich immer noch. Ich stellte mir vor, er werde unter den Galgen geführt und dann begnadigt werden, da tatsächliche Beweise gegen ihn eigentlich nicht vorlagen. Er war gleichfalls des bewaffneten Widerstandes bei der Arretierung beschuldigt und dafür zur Todesstrafe verurteilt worden. Aber das war eine ganz offenbare Rechtsverdrehung von Seiten des öffentlichen Anklägers gewesen. Ossinski war auf der Straße von verkleideten Polizisten angehalten und nach der Revierwache geführt worden. Dort hatte er in dem Augenblicke, wo Sudeikin sich anschickte, ihn zu visitieren, einen Revolver aus dem Futteral gezogen; man hatte ihn an den Armen gepackt und entwaffnet, und damit war die Sache zu Ende gewesen. Einen Schuß abzugeben, dazu war er gar nicht gekommen. Dies wurde bei der Gerichtsverhandlung klargestellt. Auf Grund dieser Erwägung war ich des Glaubens, er werde der Todesstrafe entgehen. Aber ich ließ dabei das Wichtigste außer acht, nämlich die „innere Ueberzeugung", die sich die Behörden über Ossinski gebildet hatten. Sie hielten ihn beinah für den Vorsitzenden des »Vollstreckungs-Komitees«, wiewohl sie dafür keine Beweise hatten. Ossinski hatte vor Gericht erklärt, er wäre nur Agent des »Vollstreckungs-Komitees« gewesen, aber nicht Mitglied, und soweit ihm bekannt sei, befinde sich unter den Arretierten überhaupt kein Mitglied dieses Komitees. (Beiläufig sei bemerkt, daß in der Folgezeit viele Revolutionäre vor Gericht über sich ähnliches ausgesagt haben.) Streljnikow benahm sich gegen Ossinski

mit besonderem Hasse, und als er bei der Gerichtsverhandlung die Todesstrafe für ihn beantragte, ging er soweit, mit den Fingern sich an den Hals zu fassen und zu rufen: „Das verdient Herr Ossinski!" Er meinte natürlich den Strick. Die Bosheit, die in ihm siedete, war so groß, daß er sich nicht mit Worten allein ausdrücken konnte, sondern Gebärden zu Hilfe nehmen mußte.

Am Gitter sitzend horchte ich in die mich umgebende Stille hinaus. Unterdessen waren am Himmel die Sterne bereits matt geworden; es wurde vor der Morgendämmerung empfindlich kalt. Unten ging an meinem Fenster die Ablösung vorbei; ich hörte das Klirren der Gewehre, die Stimmen . . . Dann schwieg wieder alles. Ich stieg vom Fensterbrett herab und legte mich auf die Matratze. Bald verfiel ich in eine halbe Bewußtlosigkeit, die jedoch keineswegs Schlaf war, da ich alles hörte. Sophia! . . . Valerian! . . . erscholl es von Zeit zu Zeit über den weiten, leeren Gefängnishof.

Aus diesem Zustande kam ich bald wieder zu mir, und da ich sah, daß es schon hell war, stand ich auf und begann in der Zelle auf und ab zu gehen. Die Kriminalhäftlinge hatten sich erhoben; es war Geräusch von ihren Zellen her vernehmbar. In den Zellen unserer Abteilung herrschte das frühere Schweigen. Es verging einige Zeit. Ich rief den Schließer und forderte ihn auf, meine Zelle zu öffnen. Als ich auf den Korridor hinaustrat, ging ich zu Woloschenkos Tür und blickte durch das Loch: er saß mit gesenktem Kopfe auf seiner Matratze; seine Haare waren zerzaust; er blickte zu Boden und spie öfters aus. Ich sagte nichts zu ihm und entfernte mich wieder von seiner Tür. Zu den Verurteilten hineinzublicken konnte ich mich nicht entschließen; eine unerklärliche Furcht hielt mich davon ab. In diesem Augenblicke ertönte das Geräusch der heranrückenden Bedeckungsmann-

schaft. An der Eingangstür erblickte ich einen Haufen von Soldaten und Offizieren, die die Stufen zu unserm Korridor herabstiegen. Ich ahnte, warum sie kamen. Die Offiziere waren von der Infanterie und von der Gendarmerie; auch einige Polizisten und unser Gefängnisinspektor waren anwesend. Wieviel ihrer waren, kann ich nicht sagen; aber es schienen mir sehr viele zu sein. Fast gleichzeitig damit wurden die Verurteilten einer nach dem andern aus ihren Zellen auf den Korridor geführt: Swiridenko, Brantner, Ossinski. Ich nahm von ihnen Abschied. Brantner, mit dem Arme in der Binde, lächelte auch in diesem Augenblicke; sein Gesicht war völlig frisch. Antonow war blaß wie gewöhnlich. Ossinskis Lippen waren wie beim Fieber zusammengetrocknet, und er hatte sie sich blutig gebissen. Ich weiß nicht, wie mir das in jenem Augenblick in den Sinn kam, aber ich forderte eine Schere. Einer von der Bedeckungsmannschaft gab mir ein Messer, da eine Schere nicht zur Hand war. Da schnitt ich jedem von den dreien einen Büschel Haare vom Kopfe; bei Ossinski machte das Abschneiden Schwierigkeit, und er riß sich die Haare beinahe aus. Die Mannschaft stand schweigend um uns herum und wartete das Ende des Abschiednehmens ab. Hierauf ging ich in meine Zelle und wurde eingeschlossen. Ich hörte, wie Woloschenko auf den Korridor hinaustrat und gleichfalls von ihnen Abschied nahm. Ich erstickte in meiner Zelle fast vor Schluchzen.

Am 14. Mai um zehn Uhr morgens wurden sie hingerichtet. Folgendermaßen berichtete darüber die revolutionäre Petersburger Zeitung »Land und Freiheit«: Um neun Uhr wurden sie in das Gefängnisbureau geführt und nahmen nach Erledigung einiger Förmlichkeiten Platz in dem für sie bereitstehenden Wagen, der von einer Abteilung Kosaken umgeben war. Es wurde ihnen der Vorschlag gemacht, sie möchten auch Geist-

liche zu sich in den Wagen einsteigen lassen; aber die Verurteilten lehnten es ab. Als sie an dem Platze der Hinrichtung angekommen waren, stiegen sie selbst aus dem Wagen, wiesen das Anerbieten der Gefängniswächter, sie am Arm hinzuführen, zurück und gingen an die Galgen heran. Hier wurden sie in einer Reihe aufgestellt, mit dem Rücken nach dem Schafott zu. Der Adjutant des 128. Regiments las das Urteil vor; einer der Verurteilten bat um die Erlaubnis, von den Kameraden Abschied nehmen zu dürfen. Nach Erteilung derselben umarmten und küßten sich alle drei. Einer der Offiziere bot ihnen zum dritten Male den Beistand eines Geistlichen an; aber die Verurteilten lehnten dies von neuem ab. Der Henker zog ihnen die Gefängnisröcke aus und legte ihnen Leichengewänder an; auch band er ihnen die Arme zusammen. Die Polizeisoldaten halfen ihm dabei. In diesem Augenblicke kam ein Adjutant Tschertkows herangesprengt und fragte im Namen des Generalgouverneurs, ob die Verurteilten nicht bereuen und geistliche Tröstung annehmen wollten; alle drei antworteten verneinend . . . Der Henker zog ihnen Kapuzen über die Köpfe, drehte sie mit dem Gesichte nach dem Schafott zu und führte sie, indem er sie unter die Ellbogen stieß, auf dieses hinauf. Dort stellte er Brantner, Antonow und Ossinski auf Bänke, legte ihnen die Schlingen um die Hälse und zog unter einem jeden die Bank weg. Als der erste hing Antonow da, und zwar sofort still. Als der zweite: Brantner, nachdem er ein paarmal gestöhnt und sich hin- und hergedreht hatte. Als der dritte: Ossinski, bei dem die Schlinge so angelegt war, daß beim Umfallen der Bank der Kopf sich zur Seite neigte und der Strick sich nicht zusammenzog, sondern beim Ohre saß. Er fing an, sich hin- und herzuwerfen und krampfhaft mit den Beinen zu schlagen . . . Der Oberst Nowitzki, der mit der die Soldaten umdrängenden Menge redete und

ihr darzulegen suchte, daß da Räuber und Mörder gehängt würden, wandte sich an den Henker mit den Worten: ‚Was tust du? Er bewegt sich ja noch?‘ ‚Es hat nichts zu bedeuten; das hört sofort auf,‘ antwortete der Henker. ‚Aber er ist doch noch lebendig?‘ ‚Beunruhigen Sie sich nicht! Ich verstehe mich schon auf mein Amt. Er wird gleich tot sein. Beunruhigen Sie sich nicht!‘ Nowitzki gab sich augenscheinlich damit zufrieden, daß Ossinski, wenn auch unter schrecklichen Qualen, sterben werde, und fuhr fort, der Menge schönrednerisch etwas vorzulügen, wobei er ihr unter anderem Valerians Qualen damit erklärte, daß er den Beistand eines Geistlichen zurückgewiesen habe . . . Nach einer halben Stunde schnitt der Henker die Stricke durch, und die Leichname fielen zur Erde. Die Kapuzen wurden ihnen abgenommen. Die Gesichter waren blaurot, mit herausgestreckten Zungen. Ein Arzt nahm sie in Augenschein. — Soweit der Zeitungsbericht.

Sie wurden dann an derselben Stelle eingegraben; das Militär kehrte unter den Klängen eines munteren Marsches zurück.

Am Morgen desselben Tages, des 14. Mai, noch vor der Hinrichtung, waren die fünf verurteilten weiblichen Gefangenen (es war eine Freisprechung erfolgt), nämlich Fräulein Armfeld, Fräulein Kowalewskaja, Fräulein Leschern, Fräulein Sarandowitsch und Fräulein Potülizüna, vom Gefängnis nach der Eisenbahn gebracht worden. Etwa zwei Wochen später wurden auch wir übrigen zur Zwangsarbeit wegtransportiert.

Achtes Kapitel.

Von Kiew nach Mzensk.

Charakter der Beamten, mit denen wir zu tun hatten. — Freiheitsträumereien eines Gefangenen. — Fluchtpläne. — Wohin wird man uns bringen? — Vorbereitung für späteres Entweichen; der überlistete Inspektor. — Fiskalische Ausrüstung für Sibirien. — Eisenbahnfahrt nach Mzensk; Gespräch mit dem Gendarmerieoffizier. — Droschkenfahrt in Mzensk. — Warum die Gefangenen zu Befürchtungen neigen. — Das Mzensker Gefängnis.

Da wir im Gefängnisse in unmittelbare Berührung mit unsern Feinden, wie wir sie nannten, d. h. mit unsern Beamten kamen, so merkte ich bald, daß meine Vorstellungen von ihnen sich als nicht ganz zutreffend erwiesen. Bei genauerem Hinsehen stellten sich die Feinde nicht als solche Menschen heraus, wie ich sie mir vorher gedacht hatte. Die Mitglieder des Kriegsgerichtes waren blaß in dem Augenblicke, wo sie das Todesurteil fällten; sie schlugen die Augen zu Boden, wie wenn sie sich schämten, oder nicht wagten, dem Publikum ins Gesicht zu sehen. Besonders erregt schien der Vorsitzende des Gerichtshofes, General Slutzki, als er das Urteil verlas. Die Offiziere, die bei der Hinrichtung zugegen gewesen waren, teilten uns Gefangenen später ihre Eindrücke mit und waren, wie ich mich erinnere, alle geradezu empört über die Hinrichtung. Sogar der Gefängnisinspektor, der in Erfüllung seiner Dienstpflicht die Verurteilten vom Gefängnis zum Schafott begleitet hatte, ein anscheinend völlig abgestumpfter Mensch, auch dieser rief, als er bald darauf einmal zu mir in die Zelle kam, aus: Na, ich habe die ganze Prozession mit angesehen! Ich habe sie zum Tode begleitet. Gott gebe, daß ich das nicht noch einmal zu sehen brauche! Außer Sudeikin und Streljnikow, die meiner Vorstellung von der Gegenpartei völlig entsprachen, könnte ich über keinen der uns um=

gebenden Beamten etwas hervorragend Schlechtes sagen. Die Mehrzahl derselben waren sogar gutherzige Menschen.

Ja, unsere Feinde bestraften uns ganz ohne Groll und sogar, ohne es selbst zu wünschen, einfach in Erfüllung des Befehls ihrer Obrigkeit. Auf einen boshaften Menschen wie Streljnikow konnte man einen Grimm haben; das war ein wahrer Feind! Aber die übrigen dachten nur: Wir sind eben im Dienst! Wir müssen ausführen, was uns von oben befohlen wird. Wir haben Weib und Kind, — für deren Unterhalt müssen wir sorgen. Durch solche Erwägungen ließen sich die Richter offenbar leiten und rechtfertigten sich damit vor ihrem eigenen Gewissen. Sie gehörten zum russischen Mittelschlag.

Ich hatte, wie oben erzählt, vor meiner Arretierung etwa sechs Jahre lang, von 1873 bis 1879, in ungesetzlicher Weise ohne richtigen Paß gelebt. Es versteht sich von selbst, daß diese stete Heimlichkeit im Laufe einer so langen Zeit auf meine Gewohnheiten einwirken und bei mir gewisse Bedürfnisse und Neigungen zur Entwicklung bringen mußte. Ich hatte an diesem unruhigen Leben Gefallen gefunden. Ich liebte es, meine Spur zu verwischen, und fand einen ganz besonderen Genuß darin, wenn es mir durch Schlauheit gelang, den verfolgenden Feind irgendwie zu foppen. Während ganzer sechs Jahre hatte ich immer mich verbergen und flüchten müssen, und es war daher nicht wunderbar, daß ich, nachdem ich ins Gefängnis geraten war, sogleich anfing, darauf zu denken, wie ich entweichen könnte.

Aber in der ersten Zeit wurden wir scharf bewacht; auch war unser ganzer Aufenthalt im Kiewer Gefängnisse nicht von langer Dauer. Die Ereignisse folgten schnell eines auf das andere. Das Attentat auf den Zaren veranlaßte den Kriegszustand; bei unserem Prozesse wurde die Untersuchung schnell geführt, Gericht gehalten, die Todesstrafe vollstreckt. Da war

keine Zeit, einen ernstlichen Fluchtplan zur Reife zu bringen. Ja, es war schwer, unter diesen Umständen einen solchen auch nur keimen zu lassen. Es blieb nichts weiter übrig als sich auf Wünsche und Träumereien zu beschränken, welche letzteren zeitweilig, bei mir wenigstens, einen sehr phantastischen Charakter annahmen. So sitzt man manchmal am Fenster und blickt zum Himmel und verfolgt mit den Augen sehnsüchtig eine hoch über dem Gefängnis vorbeifliegende Taube oder Krähe. Man schaut und schaut und verliert sich in Träumereien. Ja, wenn man selbst so davonfliegen könnte! Man sitzt da, wie in einer Art von Halbschlaf. Und siehe da, nun ist man es selbst, der da fliegt, und nicht die Taube; man fliegt in voller Geschwindigkeit dahin. Die Schildwachen von unten schießen auf einen; ein banges und angenehmes Gefühl zugleich! Oder man beginnt auf einmal, ohne daß man es selbst merkt, über eine Tarnkappe zu phantasieren. Da schlüpft man dann an dem Schließer vorbei aus der Zelle auf den Korridor und vom Korridor auf den Hof und weiter. Und man stellt sich das alles so klar und plastisch vor, als wäre es Wirklichkeit und nicht Ausgeburt einer krankhaften Phantasie.

Da die Fenster unserer Zellen nach dem Gefängnishof gingen, so war es schwer einen Weg zur Flucht zu ersinnen. Ich besinne mich übrigens, daß in der allerersten Zeit der folgende Plan beinahe schon bei uns Gestalt gewinnen wollte: die Decken der Zellen zu durchbrechen und so auf den Dachboden zu steigen, von dort durch ein großes Ventilationsrohr uns in den alleruntersten Teil des Gebäudes, ins Kellergeschoß, hinabzulassen, von wo wir uns dann durch gewisse zu den Abtritten gehörige unterirdische Kanäle (wie Kundige versicherten) aus dem Gefängnisse herausarbeiten konnten. Mit diesem Plane trugen sich Ossinski und Isbitzki viel. Isbitzki, als alter Insasse des Gefängnisses (er war bedeutend früher als wir festge-

nommen worden und hatte im Jahre 1878 sogar einen Fluchtversuch zusammen mit Bewerlei unternommen, wobei Bewerlei von einer Schildwache erschossen wurde), Isbitzki hatte die Anlage des Kiewer Gefängnisgebäudes genau studiert und zeichnete mir einen Plan davon. Aber dieser Fluchtanschlag war überaus kompliziert, schon deswegen, weil dabei in Aussicht genommen war, daß nicht nur einer oder zwei, sondern eine größere Anzahl zu gleicher Zeit entweichen sollten; indessen waren viele von uns im Erdgeschoß untergebracht, und folglich mußte ein Durchbruch in drei Stockwerken nach einander ausgeführt werden.

So verstummten denn damals die Gespräche über ein Entweichen unter uns allmählich ganz. Wir mußten uns auf etwas anderes vorbereiten: die Anklageschrift war aufgesetzt, die Gerichtsverhandlung rückte heran. Nur eines ist uns übriggeblieben: mit Würde zu sterben, bemerkte Brantner manchmal, wenn ich versuchte, ein Gespräch über Flucht mit ihm zu beginnen.

Aber meine Phantasie wollte nicht zur Ruhe kommen. So besinne ich mich, daß meinen Kopf noch lange ein Plan, durch das Abtrittfenster zu entweichen, beschäftigte. Die Fenster der Abtritte und des Korridors, der an unseren Zellen entlangging, lagen nach dem freien Felde zu. Allerdings trennte uns von dem freien Felde noch die hohe Gefängnismauer. Aber die Entfernung zwischen dieser Mauer und dem Gebäude war nicht bedeutend. Wenn man sich bei Nacht in den Abtritt schlich, was sich vielleicht noch verwirklichen ließ, so konnte man sich von da aus dem Fenster über die Mauer ins Feld nicht anders als an einem Stricke hinablassen, den jemand dort befestigen mußte. Der Plan erschien gleichfalls als zu kompliziert und verlangte Hilfe von außen, gar nicht zu reden von dem hauptsächlichsten Hindernis, nämlich von der Schildwache, die, wie

anzunehmen war, auf der Seite nach dem Felde zu auf und ab ging. Aber der Freiheitsdurst war damals in mir so mächtig, daß dies Projekt trotz all seiner augenscheinlichen Unmöglichkeit lange Zeit mein Lieblingsgedanke blieb.

Nach der Hinrichtung blieben wir nicht mehr lange in dem Kiewer Gefängnis. Wir wußten nicht, wohin wir geschickt werden würden; aber da früher die zu Zwangsarbeit verurteilten politischen Verbrecher gewöhnlich in das Zentralgefängnis des Gouvernements Charkow gebracht worden waren, so nahmen wir an, daß uns dasselbe Schicksal erwarte.

Für mich persönlich konnte ich mir nichts Schrecklicheres vorstellen als die Einzelhaft. Die Einzelhaft dachte ich mir geradezu wie ein Grab, das zwar vielleicht etwas zu geräumig sei, um darin zu ersticken, aber doch völlig geeignet, um einen verrückt zu machen. Als daher ein Gerücht zu uns drang, wir würden nach der Insel Sachalin gebracht werden und nicht nach dem Charkower Zentralgefängnisse, freute ich mich darüber aufrichtig. In welcher Lage sich in Sibirien die zur Zwangsarbeit dorthin Verschickten befanden, war mir in der Hauptsache bekannt. Ich wußte, daß die dortigen Gefängnisse minder gut eingerichtet waren als die vervollkommneten Gefängnisse des europäischen Rußland und mit diesen in keiner Weise konkurrieren konnten; aber ich wußte auch, daß die Gefangenen dort nicht sowohl von Menschen und Mauern als von der umgebenden Wildnis bewacht wurden, — und ich hoffte entfliehen zu können. Diese urwüchsige sibirische Natur schreckte mich nicht; sie lockte mich vielmehr. Ich würde mich unbedenklich entschließen, sagte ich mir, große Wanderungen durch die Wälder zu unternehmen oder auf einem Floße stromab zu schwimmen, wie das die dortigen Landstreicher tun. Die Kraft dazu verspürte ich in mir, da ich körperlichen Entbehrungen gegenüber eine hinreichende Widerstandsfähigkeit

besaß; aber es steckte in alledem auch eine gute Dosis irriger Idealisierung; die sibirische Einöde erschien meiner Phantasie anders, als sie in Wirklichkeit war. Die Schwierigkeiten und Hindernisse, welche sie einem Flüchtlinge bereiten konnte und mußte, ließ ich allerdings nicht unerwogen; aber sie verblaßten und verschwanden ganz auf dem allgemeinen romantischen Hintergrunde, mit dem meine Gefangenenphantasie die sibirische Einöde ausschmückte. Mit dem Begriffe des wilden Waldes, an den ich im Gefängnis so oft träumerisch dachte, war in meinem Kopfe auch die Vorstellung der Freiheit unlösbar verbunden. Und wie verlockend und qualvoll zugleich waren diese Träumereien vom sibirischen Walde! Es war mir, als dächte ich an irgend einen geliebten Menschen, von dem ich getrennt wäre.

Eine Reise nach Sibirien, wenn auch auf der Etappenstraße, sagte meiner damaligen Gemütsstimmung durchaus zu. Indessen hatten wir immer noch keine genauen Nachrichten über den Ort, nach dem wir verschickt werden würden. Die anfangs verbreiteten Gerüchte, wir seien für die Insel Sachalin bestimmt, waren bald wieder verstummt. Die Behörden hielten ihren Beschluß bis zum letzten Augenblicke geheim.

Für alle Fälle bereiteten wir uns zu einer langen Reise vor. Da ich vorhatte unterwegs zu entweichen, so bemühte ich mich, mir einige Kleidungsstücke und vor allem Stiefel zu beschaffen; denn die ledernen Bauernschuhe, wie wir sie als Gefangene trugen, konnten bei der Flucht sehr hinderlich sein. Indessen durften wir, der Instruktion gemäß aller Rechte beraubt, keine eigene Kleidung besitzen; unsere ganze Kleidung mußte fiskalisch und reglementsmäßig sein. Daher erlangte ich erst mit Hilfe eines ärztlichen Zeugnisses das Recht, hohe Stiefel zu tragen, und machte natürlich von diesem

Rechte sofort Gebrauch. Andere Sachen zu erlangen, glückte mir damals nicht, und erst später unterwegs beschaffte ich mir noch ein farbiges Hemd und ein Paar Hosen aus grauem Sommerstoff. Das zweite Erfordernis, oder richtiger das erste und zur Flucht notwendigste, war natürlich Geld. Die beständigen Leibesvisitationen, denen wir uns unterziehen mußten, zwangen uns ernstlich zu überlegen, wo wir es verstecken sollten. Es in unsere Gefängniskleidung einzunähen, hatte keinen Sinn, da uns statt dieses Anzuges plötzlich ein anderer gegeben werden konnte, was denn auch tatsächlich im Augenblick unserer Wegsendung geschah. Darum versahen wir uns mit kleinen knöchernen Röhrchen, die wir im Innern unseres eigenen Körpers versteckten. Diese Röhrchen leisteten uns einen unschätzbaren Dienst: mit ihrer Hilfe gelang es uns, eine ziemliche Menge Geld nach Sibirien mitzunehmen, und sogar kleine Feilen, die mittels eines besonderen Mechanismus zusammengelegt werden und, wie wir hofften, sich beim Durchfeilen eiserner Gitter als nützlich erweisen konnten.

Am Tage vor unserer Wegschickung wurde ich in das Gefängnisbureau gerufen, um meinen Bruder Iwan noch einmal zu sehen, der gekommen war, Abschied von mir zu nehmen, da ihm „draußen" ein Gendarm von unserer baldigen Wegsendung Mitteilung gemacht hatte. Der Gefängnisinspektor, der, wenn wir Besuch erhielten, gewöhnlich in das anstoßende Zimmer ging, um nicht durch seine Anwesenheit zu genieren, ließ uns auch diesmal allein, und Iwan benutzte die Gelegenheit und reichte mir einen Hundertrubelschein. Als ich den Schein von ihm in Empfang nahm, warf ich einen Blick durch die offene Tür, und meine Augen begegneten den Augen des Inspektors, der im Hintergrunde des Nachbarzimmers stand und uns von dort beobachtete. Er wendete sich sofort ab nach dem Fenster zu; dies war von seiner Seite eine Schlauheit,

um mich nachher leichter überrumpeln zu können. Eine Zeitlang war ich sogar unschlüssig und dachte daran, meinem Bruder das Geld wiederzugeben; aber dann entschloß ich mich, es zu wagen, und behielt es bei mir. Als Jwan weggegangen war, rief der Jnspektor einen Polizeisoldaten, trat auf mich zu und bemerkte: Nun, bevor Sie in die Zelle abgeführt werden, muß ich Sie visitieren.

Tun Sie Jhre Pflicht! antwortete ich und versuchte dabei mich möglichst ungezwungen zu benehmen. Jch hob schnell beide Arme nach oben und streckte sie seitwärts; auf diese Art stellte ich mich völlig dem Jnspektor zur Verfügung. Jch sah, daß er nicht daran zweifelte, daß ich das Geld versteckt hätte. Jch trug Leinwandhosen, ein Hemd und darüber den Gefängniskittel. Mich zu visitieren war ganz leicht, und der Jnspektor machte sich daran, in gebückter Stellung an allen Nähten meines Anzuges herumzutasten. Er suchte überall; er befühlte den Kittel von oben bis unten; er griff unter das Hemd, an die Brust und in die Gürtelgegend, unter die Achseln, in die Aermel . . . Er untersuchte die Hosen, und sogar die Schuhe mußte ich ihm hinwerfen. Das Geld war nirgends zu finden. Hm . . . murmelte er vor sich hin. Endlich richtete er sich vor mir in seiner ganzen Größe auf (er war ein Mann von ganz gewaltiger Statur; wir nannten ihn »das Flußpferd«) und sah mir listig ins Gesicht.

Was haben Sie sich denn gedacht? fragte ich ihn.

Hm . . . nichts . . . Gehen Sie in Jhre Zelle, antwortete er.

Von dem Polizeisoldaten eskortiert, verließ ich das Bureau mit dem Gefühle des größten Triumphes. Das Geld war gerettet. Während der Jnspektor es überall gesucht hatte, im Kittel und im Hemde, hatte ich die fest zusammengewickelte Banknote ganz einfach in der Hand gehabt und sie so in der

Handfläche gehalten, daß die Finger freiblieben. Die Innenseite meiner rechten Hand zu befühlen, darauf war er nicht verfallen.

Am folgenden Tage wurden wir, neun an der Zahl, in das Gefängnisbureau gerufen; unsere Verschickung stand bevor. Zu allererst bekamen wir andere Kleidung. Für einen jeden von uns wurden herausgegeben: zwei Hemden und zwei Paar Hosen, aus sehr grober, ungebleichter Leinwand; zwei Paar Fußlappen, Bauernschuhe, eine Mütze von grauem Tuch ohne Schirm, in der Fasson einem Eierkuchen ähnlich, und ein Kittel aus ebensolchem Tuche mit zwei gelben Flicken auf dem Rücken, den »Carreau-Assen«, wie die Gefangenen sie nach ihrer Form nannten. Die zur Zwangsarbeit Verschickten hatten zwei solcher Asse auf dem Rücken zu tragen, die zur Ansiedelung Verbannten nur eines. Ich hatte außer den fiskalischen Sachen noch meine hohen Stiefel, und durch einen ganz unerklärlichen Zufall war mir auch ein lederner Gurt glücklich belassen worden, was durchaus nicht mit der Gefängnisinstruktion im Einklang war, die dem Gefangenen verbot, einen Gurt zu tragen; die Hosen wurden vielmehr durch den Bund festgehalten. Ich kann mich nicht enthalten, ein wenig vorzugreifen und hier in kurzen Worten die Geschichte dieses Gurtes zu erzählen. Diesen Gurt mit Messingschnalle hatte ich für fünfzehn Kopeken einem Gefangenen abgekauft. Nachdem ich ihn in allen Gefängnissen und Etappenstationen getragen hatte, entwich ich mit ihm aus Sibirien. Ich hatte während dieser Zeit mehrmals den ganzen Anzug vom Kopf bis zu den Füßen wechseln müssen. Schließlich wanderte ich im Jahre 1881 nach dem Auslande aus. Als ich — es war schon in Zürich, — aus dem Waggon stieg, hörte ich hinter mir einen Anruf, wendete mich um und erblickte einen Schweizer, der mir mit dem Finger einen auf dem Fußboden des Waggons liegenden

Gegenstand wies. Dies war mein Gurt, der beim Aussteigen zufällig aus meinen Sachen herausgefallen war. Ich hob ihn auf, und da zum ersten Male gab ich mir Rechenschaft darüber und erinnerte mich, daß dies das einzige Stück von meinen Sachen war, das ich von der Zeit meiner Untersuchungshaft im Kiewer Gefängnis an glücklich durchgebracht hatte, das überallhin mit mir mitgewandert war und sich nun schließlich mit mir im Auslande befand. Von diesem Augenblicke an wurde mir der Gurt teuer, und ich bewahre ihn bis jetzt als Andenken auf.

So wurde uns also unsere Bekleidung verabreicht. Dazu bekam jeder noch einen Sack, in dem wir unser Gepäck unterbrachten, und ein großes Stück Roggenbrot. Was diese letzte Gabe bedeuten sollte, war schwer abzusehen, da für unsere Verpflegung unterwegs den uns eskortierenden Gendarmen so viel Geld verabfolgt war, daß wir nach einem Stück Schwarzbrot kein Bedürfnis haben konnten. Die Gefängnissitte, oder vielleicht auch Gefängnisbestimmung, den Gefangenen bei der Verschickung ein Stück Brot mitzugeben, verletzte der Inspektor auch in Bezug auf uns politische Verbrecher nicht; ja er vollzog sie sogar mit einer gewissen besonderen Feierlichkeit. Dieses grobe Brot mit den innen eingebackenen Salzklümpchen, unser echtes nationales Brot, sollte wohl für uns ein Symbol des Russentums, vielleicht auch der Gastfreundschaft, möglicherweise sogar der Rechtgläubigkeit sein. Zweifellos hätte deutsches Weißbrot einen solchen tieferen Sinn in keiner Weise ausdrücken können. Zwei von uns wurden, als Angehörige eines nicht privilegierten Standes, noch gleich hier in Beinfesseln geschmiedet; auch wurde ihnen die eine Hälfte des Kopfes kurz geschoren, die andere ganz rein abrasiert, wodurch sie derart entstellt waren, daß es schwer hielt, sie wiederzuerkennen. Endlich war alles erledigt, alles bereit.

Da wünschten uns der Inspektor, der Schließer und die Korridorwächter glückliche Reise, und wir begaben uns mit unserer Eskorte zum Ausgangstore.

Außerhalb der Gefängnismauer auf der Straße erblickten wir jenen uns schon bekannten Wagen, in dem wir nach dem Gerichtsgebäude und später die zum Tode Verurteilten nach dem Richtplatze gefahren waren. Den Wagen umgab eine Abteilung Kosaken. An dem offenen Wagenschlag stand der Polizeimeister; wir gingen einer hinter dem andern an ihm vorbei, stiegen die Stufen hinauf und ließen uns innen im Wagen auf den weichen Seitenbänken nieder.

Wohin werden wir gebracht? fragte einer von uns.

Nach Ostsibirien, erwiderte der Polizeimeister.

Das war das erstemal, daß uns endlich der Ort, nach dem wir verschickt wurden, laut genannt wurde.

In jenem Augenblicke fühlte ich mich entschieden glücklich. Gewiß, Ostsibirien war sehr groß, und es gab darin viele üble Gegenden; aber jedenfalls ließen wir das Charkower Zentralgefängnis im Rücken.

Die Wagentür wurde zugeschlagen, und unser Gefährt rollte mit dumpfem Gepolter auf dem Wege dahin. Durch die Fenster blickend, bemerkten wir bald, daß wir gar nicht nach dem Bahnhofe zu, sondern in einer andern Richtung fuhren. Unser Befremden schwand erst, als der Wagen hielt und wir beim Aussteigen eine Zwischenstation für den Güterverkehr vor uns sahen, die außerhalb Kiews an der Kiew-Kursker Eisenbahn liegt. Hier erblickten wir etwa fünfzehn Gendarmen und an ihrer Spitze unsern alten Bekannten Sudeikin. Auf einem Geleise bei der Station stand ein Waggon, in den wir aufgefordert wurden einzusteigen. Es war ein Waggon dritter Klasse, in dessen Fenster eiserne Gitter eingesetzt waren. Am einen Ende des Waggons war ein kleiner

abgesonderter Raum für den Anführer der Eskorte bestimmt. Nach uns stiegen die Gendarmen ein, im Reiseanzug, mit Revolvern in ledernen Futteralen, und setzten sich zwischen uns auf die Bänke. Sudeikin stieg als letzter ein. Er trug einen weißen Leinwandkittel, da es Ende Mai und warmes Wetter war, und gleichfalls einen Revolver an schwarzem Riemen. Er musterte alle mit einem schnellen Blicke, und auf seinem wohlgenährten Gesichte spielte ein selbstzufriedenes Lächeln.

Ich hoffe, daß wir fünfzehn Mann soviel wert sind wie eine Kompagnie Kosaken, sagte er stolz, zu seinen Gendarmen gewendet; er wollte sich augenscheinlich vor uns ein Ansehen geben.

Die Gendarmen sahen sich unter einander schmunzelnd an; wir saßen schweigend; wir sagten uns, daß die Reihe zu lachen jetzt an ihnen war.

Endlich kam ein Zug heran; unser Waggon wurde angehängt, und unsere Fahrt begann.

Wenn unterwegs der Zug auf den Bahnhöfen hielt, brachten uns die Gendarmen aus den Restaurationen Essen in den Waggon, und dabei ging ihre Freundlichkeit so weit, daß sie uns rieten, wir möchten uns nur nicht genieren, sondern alles fordern, worauf wir Lust hätten, indes mit Ausschluß von Spirituosen, die durch die Instruktion verboten waren. Wir aßen, wie man sich denken kann, ungeniert. Offenbar hatte Sudeikin für unsere Verpflegung eine recht beträchtliche Summe in Händen; sonst wäre er gewiß nicht so freigebig gewesen.

Sudeikin saß meist in seinem Abteil; manchmal jedoch kam er zu uns herein und versuchte, mit uns in ein Gespräch zu kommen; aber mitunter nahmen diese Gespräche einen ganz seltsamen Charakter an. Die unverhohlen feindliche Ge-

sinnung gegen ihn kam bei einigen Kameraden in der gröbsten Form zum Durchbruch. So wendete er sich manchmal mit einer Frage an einen und erhielt Schweigen und eine verächtliche Grimasse zur Antwort, oder der Gefragte wendete sich einfach von ihm ab. Aber Sudeikin war nicht leicht in Verlegenheit zu bringen. Wiederholt stellte er Erwägungen über die Gründe an, die zur Entstehung unseres revolutionären Terrorismus geführt hatten, und sprach die Ansicht aus, die Regierung sei früher insofern fehlerhaft verfahren, als sie häufig Personen festgenommen habe, die nur wenig belastet gewesen seien, und die man dann wieder hätte laufen lassen müssen; dadurch würden die Leute nur gereizt. Jetzt lasse man sich den Fehler nicht mehr zu schulden kommen, der noch in dem sogenannten »großen Prozesse« begangen sei, wo man eine gewaltige Menge Menschen arretiert habe und dann doch nur höchstens zweihundert habe vor Gericht ziehen können, während man die übrigen habe entlassen müssen. „Jetzt ist das anders," sagte er und blickte uns dabei triumphierend an. „Wenn wir jetzt einen arretieren, haben wir auch hinreichende Beweise gegen ihn in Händen, so daß eine Freilassung nicht vorkommt." Schließlich kam er auch auf Stephanowitschs Flucht aus dem Gefängnisse zu sprechen. Er richtete seine Worte an mich und erging sich auch diesmal, wie früher, in außerordentlichen Lobeserhebungen. Das war ein großartiges Unternehmen! Ein mit schauspielerischer Kunst durchgeführter Streich! sagte er.

Ja, es war ein hübscher Streich, bemerkte einer der Kameraden.

Aber mich interessiert dabei besonders der Schließer! Dessen Bekanntschaft möchte ich gar zu gern machen! rief Sudeikin.

Wissen Sie, soweit mir bekannt, ist auch der Schließer

nicht abgeneigt, mit Ihnen Bekanntschaft zu machen, antwortete jener und sah ihm grimmig ins Gesicht.

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Sudeikin verstand, daß sie eine Hindeutung auf das Schicksal seines unglücklichen Vorgängers Heiking enthielten; er verstummte sofort, und sein ungezwungenes Wesen war völlig verschwunden.

Am zweiten Tage unserer Reise bemerkten wir auf einer Station zu unserer Ueberraschung, daß unser Waggon abgehakt wurde, der Zug wegfuhr und wir allein stehen blieben. Natürlich regte uns dies sehr auf; wir stellten Erkundigungen an, was das für eine Station sei; es ergab sich, daß es Mzensk war. Von Mzensk hatten wir früher nie etwas gehört; nur wußten wir aus der Geographie, daß es eine Kreisstadt des Gouvernements Orel sei. Warum waren wir hier zurückgelassen worden? Was sollten wir hier tun, oder vielmehr, was wollte man mit uns hier tun? Auf dem Bahnhofe brauchten wir nicht lange zu warten. Offenbar hatte Sudeikin schon von der Fahrt aus telegraphiert, und es war hier bereits alles für unsere Ankunft vorbereitet. Am Bahnhofe standen neun Droschken, in denen wir sogleich mit den uns eskortierenden Gendarmen Platz nahmen, in jeder einer von uns und ein Gendarm, und dann setzte sich die Prozession in Bewegung. Sudeikin fuhr voraus.

Die einspännigen Droschken fuhren eine hinter der anderen und bildeten auf der geraden Straße, die vom Bahnhofe zur Stadt führte, eine langausgedehnte Linie. Ich fuhr ganz hinten und erblickte vor mir, immer in bestimmtem Abstande einander folgend, die grauen Rücken meiner Kameraden mit den hellgelben »Carreau-Assen« und die Gendarmen, die ihnen halb zugewendet dasaßen, mit der einen Hand ihren Säbel gefaßt hielten und mit der andern leise von hinten den Eskortierten umfaßten. Es kam ordentlich ein rührsames Bild

heraus, und wären nicht die Kostüme gewesen, die den Zusammenhang verrieten, so hätten die Passanten diese Paare für zärtliche Freunde halten können, die von einer munteren Spazierfahrt heimkehrten.

Mein Gendarm saß in derselben Haltung auf meiner linken Seite, und da die Droschke für zwei Personen etwas schmal war, so war diese halbe Umarmung sogar kaum zu vermeiden. Wenn die Droschke bei ausgefahrenen Löchern stark schwankte, hielt er mich mit der Hand fest, damit ich nicht hinausfiele. Ich sah, daß mein Leben ihm wichtig war. Ich hatte in seinen Augen einen gewissen Wert. Man sorgte für mich: ich wurde gespeist, wenn ich hungerte; ich wurde bekleidet, wenn ich fror; ich wurde behütet, damit ich nicht aus der Droschke fiel und mir die Beine brach.

Nun hatten wir die Stadt erreicht. Wir fuhren durch die Straßen derselben hindurch und auf der andern Seite wieder hinaus; dort erblickten wir das Gefängnis.

Unsere Gefährte hielten vor dem Gefängnisse an. Die Gendarmen forderten uns auf abzusteigen und führten uns zu einem Torwege in der hohen Umfassungsmauer. Wir betraten den Hof, und vor uns lag ein offenbar frisch geweißtes Gebäude mit zwei Reihen vergitterter Fenster (wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, war das Gefängnis zweistöckig). Tiefe Stille herrschte in dem Gebäude und auf dem völlig leeren Hofe, der rings von einer hohen, gleichfalls geweißten Mauer umgeben war. Der Schall unserer Schritte auf den Steinfliesen, mit denen ein Teil des Hofes belegt war, widerhallte laut an all diesen schweigsamen Wänden, und es befiel mich von vornherein ein bedrückendes Gefühl. Nach dem Kiewer Gefängnis mit seiner lebhaften Bevölkerung (es waren zur Zeit unseres dortigen Aufenthaltes beinah siebenhundert Gefangene darin), mit seinem geschäftigen Treiben und dem

Lärm, der auf dem Gefängnishofe herrschte, wirkte die Stille des Mzensker Gefängnisses unangenehm auf meine Nerven. Jedoch, was war das für ein Gefängnis, und warum wurden wir hierher gebracht? Sogleich wurden allerlei üble Vermutungen rege. Wir kamen auf den Gedanken, daß wir vielleicht lange, lange Zeit in dieser neu geweißten Gruft würden sitzen müssen. Werden wir wirklich, wie es vorher hieß, nach Ostsibirien befördert oder hier zurückgehalten werden? Und wenn wir hier zurückgehalten werden, auf wie lange? Werden wir ein Jahr, zwei Jahre hier warten müssen, oder werden wir die ganzen vierzehn Jahre und zehn Monate hier in Erwartung unserer Verschickung sitzen? Wer gab uns Antwort auf diese Fragen, und woher konnten wir das in Erfahrung bringen?

Um zu begreifen, wie bei uns sofort solche Befürchtungen auftauchen konnten, und warum sie gleich beim ersten Anlasse entstanden, muß man mit der Ordnung des Gefängnislebens und speziell mit der Art bekannt sein, in der die Behörden mit den Gefangenen verkehren. Mag nun ein Arrestant, der in seiner Einzelzelle sitzt (namentlich ein wichtigerer Arrestant und besonders, so lange die Untersuchung noch im Gange ist), zum Verhör nach dem Gefängnisbureau oder auch nur zur Waschung nach der Badestube geführt werden: niemals wird ihm vorher gesagt, wohin er geführt wird und warum; sondern das geschieht schweigend, ohne alle Erklärungen. Die Behörden halten es für überflüssig, dem Gefangenen irgend etwas von ihren Absichten mitzuteilen, und vielleicht verfahren sie sogar mit besonderem Vorbedacht so; sie führen nach einem zutreffenden Ausdrucke den Arrestanten immer wie ein Pferd am Zaum. Bei den politischen Gefangenen wird diese Art des Verkehrs vielfach noch dadurch herbeigeführt, daß oft die nächstvorgesetzte Gefängnisbehörde von den Ab-

sichten der höheren Instanzen keine Kenntnis hat. Bitte, kommen Sie nach dem Bureau! sagt der Schließer auf einmal zu Ihnen und macht die Tür Ihrer Zelle weit auf. Wozu? fragen Sie. Ich weiß nicht; der Inspektor hat es befohlen. Nun gehen Sie nach dem Bureau, von Ungewißheit und Vermutungen beunruhigt. Sie erwarten irgend etwas Garstiges: Verhöre, Konfrontierungen. Im Bureau treffen Sie den Inspektor und fragen ihn. Ich weiß nicht, antwortet Ihnen auch der Inspektor. Aber wer läßt mich denn eigentlich rufen und wozu? rufen Sie aufgeregt. Aber da hören Sie Stimmen im Nebenzimmer, wohin der Inspektor von Zeit zu Zeit achtungsvolle Blicke wirft. Endlich öffnet sich die Tür, und der Polizeimeister kommt von dort herein. Er tritt auf Sie zu: Vor zehn Tagen, beginnt er, haben Sie ein Gesuch eingereicht um die Erlaubnis, hohe Stiefel tragen zu dürfen, und haben ein ärztliches Attest beigefügt . . . Ja, antworten Sie, es wäre mir sehr lieb . . . Es wird Ihnen die Erlaubnis erteilt, eigene Stiefel zu tragen, schließt der Polizeimeister. Hochbeglückt kehren Sie in Ihre Zelle zurück: eigene Stiefel zu haben, das ist schon längst Ihr Ideal gewesen. Aber Ihre Nerven sind doch von der durchlebten Ungewißheit in Unordnung geraten. Wenn Sie nicht von der Natur mit gänzlicher Gefühllosigkeit ausgestattet sind, so werden Ihre Nerven von Tag zu Tag mehr zerrüttet. Die Gendarmen sind darauf bedacht, unerwartete Konfrontationen für Sie zu arrangieren; mit allen möglichen Ueberraschungen überfallen sie Sie und suchen Sie zu verblüffen. Bei Nacht kommen sie zehn Mann hoch zu Ihnen in die Zelle gestürzt, wecken Sie auf und nehmen eine Visitation vor, da die Korridorwächter gemeldet haben, Sie hätten Schreibgerät oder ein Messer oder dergleichen. Das Gefängnisleben bietet solcher unerwarteter Vorfälle die Fülle. Dadurch entwickelt sich schließlich bei dem Gefangenen eine krankhafte

Neigung zum Argwohn, und er glaubt zuletzt den ihn umgebenden Gefängnisaufsehern nicht mehr.

Aehnliche Empfindungen hatte ich auch damals, als wir in den unteren Korridor des Mzensker Gefängnisses und von da in ein schwach beleuchtetes, beinahe dunkles, gewaltig großes Zimmer geführt wurden. Uebrigens begann, soweit ich mich erinnern kann, bereits die Abenddämmerung, und dieses Zimmer oder Gelaß mit niedriger, wohl sogar gewölbter Decke, mit dicken Säulen oder, genauer gesagt, Gewölbepfeilern kam mir wie eine Art von unterirdischem Verließ vor. In solche Räumlichkeiten verbargen sich vermutlich die mittelalterlichen Inquisitionsgerichte. Rechts an einem Tische erblickte ich Sudeikin in seinem weißen Kittel und einen Zivilbeamten. Offenbar übergab Sudeikin uns diesem Herrn. Hier mußten wir uns nackt auskleiden, und unsere Sachen wurden durchsucht. Als die Visitierung beendet war, wurden wir die Treppe hinauf nach dem zweiten Stockwerk geführt und hier in eine Stube eingeschlossen. Die Stille, die im ganzen Gebäude herrschte, wies darauf hin, daß wir in ihm die einzigen Insassen waren.

Wir ergingen uns in allen möglichen Vermutungen, da wir früher nie etwas von der Existenz eines Gefängnisses für politische Verbrecher in Mzensk gehört hatten. Hier ging alles geheimnisvoll und schweigsam zu. Der Aufseher, der auf dem Korridor anwesend war, bewegte sich dort ohne Geräusch, wie ein körperloser Schatten oder, um einen realistischeren Vergleich zu gebrauchen, wie eine Katze, vermöge der weichen Filzschuhe, die er statt der Stiefel trug, was gewiß ganz und gar nicht zum Zwecke des Warmhaltens geschah, da das Wetter sehr warm war. Am Gurte hatte er einen Revolver hängen, was wir gleichfalls bei unsern Kiewer Aufsehern nicht gesehen hatten, und was auf die ernstere und strengere Ordnung dieses Gefängnisses hinwies.

Die trübe Seelenstimmung, die durch die ersten Eindrücke hervorgerufen war, hatte sich schon am folgenden Tage ganz verloren. Vor allem waren wir nicht in Einzelzellen verteilt, sondern alle in ein einziges, riesiges, helles Zimmer gebracht worden, mit einem großen Tische in der Mitte. In diesem Zimmer hatten wir bis zum Abend gesessen, und als es Schlafenszeit war, waren wir in das anstoßende Zimmer geführt worden; hier waren Betten neben einander aufgestellt, die mit Matratzen, Kopfkissen und Friesdecken ausgestattet waren; diese letzteren kamen uns nach dem Kiewer Gefängnisse entschieden wie ein Luxus vor, da wir uns dort nur mit unseren Röcken hatten zudecken müssen. Auf diesen Betten hatten wir die Nacht hindurch geschlafen und waren am Morgen wieder in das erste Zimmer mit dem Tisch gebracht worden. An diesem nahmen wir unsere Mahlzeit ein und beschäftigten uns an ihm den Tag über. Das Schlafzimmer blieb den ganzen Tag leer und wurde gelüftet. Auf diese Weise wurden die Zimmer abwechselnd benutzt und waren immer aufgeräumt, sauber, gelüftet und gesund.

Da die Regierung, um eine schädliche Einwirkung zu vermeiden, die Kriminalgefangenen mit den politischen Gefangenen nicht in Berührung zu bringen wünschte, so hatte sie zwei Hauptgefängnisse für die zu Verschickenden errichtet, wo die gefangenen Politischen gesammelt und von wo sie dann in größeren Trupps nach dem Orte ihrer Verschickung befördert wurden. Solcher Gefängnisse waren zwei erbaut: das eine in Wüschne-Wolotschok für Nordrußland, das andere in Mzensk für Südrußland.

Es stellte sich jedoch heraus, daß unser Gefängnis nicht ganz leer war; schon vor uns waren zwei auf administrativem Wege Verschickte hergebracht worden: Rjabkow und Langens. Unter welchen Umständen sie festgenommen waren, weiß ich

nicht. Was übrigens Langens betrifft, so war er schon bei dem sogenannten »großen Prozesse« mit angeklagt worden, hatte etwa vier Jahre lang in Präventivhaft gesessen und galt der Regierung schon aus diesem Grunde als unzuverlässig und verdächtig. Aber da er preußischer Untertan war (sein Vater war aus Preußen gebürtig; er selbst war in Rußland geboren und aufgewachsen), so verschickte ihn die Regierung von Mzensk aus nicht nach Sibirien, sondern wies ihn nur über die Grenze aus. Nachdem Langens sich einige Monate lang im Auslande, in Rumänien, aufgehalten hatte, kehrte er — wohl noch in demselben Jahre — 1879 nach Rußland zurück, lebte hier in ungesetzlicher Form, ohne Paß, und beteiligte sich aktiv an den Unternehmungen des »Vollstreckungs-Komitees«, bis er endlich im Jahre 1881 von neuem in Kiew festgenommen wurde, wohin er sich nach der Ermordung des Zaren von Petersburg begeben hatte, um sich zu verbergen. Er wurde mit mehreren anderen gleichzeitig ergriffen und demnächst in dem sogenannten »Prozesse der zwanzig« zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt.

Noch bis auf den heutigen Tag steht mir meine Begegnung mit ihm im Gefängnis in Mzensk lebhaft vor Augen. Am zweiten Tage meines dortigen Aufenthaltes ging ich auf dem Korridor an den verschlossenen und — wie ich meinte — leeren Zellen vorbei und hörte, wie mich jemand leise anrief. Ich sah mich um und erblickte in dem viereckigen Türloche einer Zelle ein hageres Gesicht mit rötlichem Haar und mit einer Warze neben der kleinen, gebogenen Nase. Das war Langens. Dicht an das Türfensterchen gedrückt, betrachtete er mich so teilnahmsvoll (ich wurde zur Zwangsarbeit verschickt, und er bedauerte mich), daß ich unwillkürlich an die Tür herantrat und ihn durch das Fensterchen herzlich küßte, wiewohl ich vor dieser Begegnung so gut wie gar nicht mit ihm

bekannt gewesen war. Zwei Tage darauf wurde ihnen beiden, Langens und Rjabkow, erlaubt zu uns in die gemeinsame Zelle überzusiedeln, und von da an bis zu unserer Abschickung aus dem Mzensker Gefängnis wurden sie nicht von uns getrennt. Wieder einige Tage später wurde aus dem Charkower Zentralgefängnisse noch ein anderer politischer Verbrecher zu uns gebracht, Oprüschko, mit rasiertem Kopfe und in Fesseln; er hatte dort seine Zeit abgesessen und wurde nun als Kolonist nach Sibirien transportiert.

Inzwischen verlief unser Aufenthalt im Mzensker Gefängnis in sehr friedlicher Weise. Wir blieben dort, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, bis Mitte Juni, das heißt etwa zwei Wochen, und obwohl wir aus Kiew in der aufrührerischsten Stimmung gekommen waren, kam bei uns kein einziges Rencontre mit den Gefängnisbehörden vor. Der Inspektor des Mzensker Gefängnisses erwies sich als ein ruhiger, braver Mann, der augenscheinlich jeder Reiberei mit uns aus dem Wege ging, und dank ihm und der von ihm eingeführten Ordnung ist über das Mzensker Gefängnis nur Gutes zu erwähnen. Häufig besuchte uns der Kreisrichter des Ortes, und durch seine Vermittelung erhielten wir aus der städtischen Bibliothek Bücher zum Lesen. Auch wurde uns Schreibgerät verabfolgt, und wir konnten uns in unserer Stube damit beschäftigen.

Jeden Tag erschien morgens bei uns ein Aufseher, bei dem wir unser Mittagessen bestellten. Hier muß erwähnt werden, daß wir außer dem geheimen Gelde, das wir bei uns aufbewahrten, noch unsere so zu sagen offizielle Kasse hatten, die aus dem Gelde bestand, das unsere Angehörigen in ordnungsmäßiger Form den Behörden eingehändigt hatten. Dieses Geld, über das wir Rechnung führten, und aus dem wir noch im Kiewer Gefängnis Zuschüsse zwecks Verbesserung unserer

Beköstigung geleistet hatten, wurde bei unserer Wegschickung von dem Kiewer Gefängnisinspektor an Sudeikin, von Sudeikin an den Mzensker Gefängnisinspektor abgeliefert. So wanderte diese Kasse immer mit uns; die Behörden, zuerst die Gefängnis-, dann die Etappenbehörden, händigten sie immer eine der andern ein. Sudeikin hatte uns unterwegs so gut verpflegt, daß wir keinen Anlaß hatten, zu Zuschüssen unsere Zuflucht zu nehmen; aber hier in Mzensk, wo uns die allgemein übliche Gefängniskost gereicht wurde, sahen wir uns genötigt, von unserem Gelde etwas zu verausgaben.

Nachmittags begaben wir uns, natürlich unter Eskorte, zum Spazierengehen auf den Hof, wo wir uns eine oder zwei Stunden aufhielten. Die übrige Zeit verbrachten wir bei uns im Zimmer mit Lektüre, mit Gesprächen, mit Gesang. Wir meinten, wir könnten es uns gar nicht besser wünschen.

Aber die Sehnsucht nach der Freiheit verließ mich auch nicht einen Augenblick. Aus einem der Fenster hatte man eine Aussicht auf die Gegend außerhalb des Gefängnisses; da sah man Felder, die mit dichtem, grünem Getreide bestanden waren, und die dunklen Ufer eines kleinen Flüßchens, das sich zwischen diesen Feldern dahinschlängelte; das Flüßchen selbst konnte man indes nicht sehen. Man sollte meinen: was könnte einfacher sein als eine solche Aussicht? Und doch konnte man manchmal, wenn man sie betrachtete, seine Augen gar nicht wieder davon abwenden, und allerlei Träumereien zogen einem durch den Kopf, und das Herz fing an sehnsüchtig zu schlagen.

Neuntes Kapitel.

Nach Krasnojarsk.

Auf der Bahn nach Nischni-Nowgorod. — Zu Wasser im »Hühnerkorbe« nach Perm. — Das unerfreuliche Gefängnis in Perm. — Wir stören die Gefängnisordnung. — Eine frühere Revolte im Gefängnisse. — Herrliche Bahnfahrt über das Uralgebirge. — Zu Wagen weiter. — Fluchtgedanken. — Zu Schiffe nach Tomsk. — Zu Wagen von Tomsk nach Krasnojarsk. — Die Aussicht vom Stadtgefängnisse in Krasnojarsk. — Munteres Leben dort. — Unglückliches Schicksal einer Verschickten. — Was in Sibirien ein „Tausch“ ist.

Endlich wurden wir aus Mzensk wegtransportiert. Bis Moskau fuhren wir auf der Eisenbahn, eskortiert von Gendarmen, natürlich nicht von den Kiewschen, sondern von anderen; sie waren wohl aus Orel. In Moskau hatten wir keinen langen Aufenthalt und brauchten sogar nicht einmal in einen anderen Zug zu steigen; unser Waggon wurde von der Kursker Bahn auf der Verbindungsbahn nach der Nischni-Nowgoroder Bahn herumgeführt; dort wurde er an einen Zug angehängt und fuhr weiter. Uebrigens war der kurze Aufenthalt in Moskau dazu benutzt worden, zu uns in den Waggon noch einige auf administrativem Wege Verschickte zu bringen, die aus dem Gefängnis von Wüschne-Wolotschok kamen; so hatte sich in Moskau unsere Gesellschaft beträchtlich vergrößert.

In Nischni-Nowgorod mußten wir in eine Schaluppe steigen, die an ein Dampfschiff angehängt war, und fuhren so auf der Wolga und dann auf der Kama bis zur Stadt Perm. Diese Wasserfahrt dauerte fünf Tage. Die Schaluppe, auf der wir fuhren, war speziell für den Transport Verschickter eingerichtet. Auf dem einen Ende derselben war die Begleitmannschaft untergebracht; der andere, unverhältnismäßig viel größere Teil des Fahrzeuges war für die Gefangenen bestimmt. Eiserne Gitter, die sich an den Bordseiten erhoben und oben über dem Verdeck zusammenstießen, dienten dazu, dem

Entweichen vorzubeugen, und verliehen dem Schiffe das Aussehen eines Käfigs, weshalb es die Gefangenen auch Hühnerkorb nannten. Diese Bezeichnung war sehr zutreffend; denn das Schiff, dicht vollgepfropft mit Gefangenen, die durch das Gitter hindurchsahen, erinnerte tatsächlich an einen Hühnerkorb, in welchem Hühner zum Markte getragen werden. Die Verschickten waren oben auf dem Verdeck, sowie in den unter dem Verdeck liegenden Kajüten untergebracht. Eine der Kajüten war von uns besetzt, da wir der Instruktion gemäß von den Kriminalgefangenen getrennt gehalten wurden. Allerdings hatten wir es dadurch recht geräumig und bequem; denn unsere Kajüte war sehr groß. Aber dafür wußten die Kriminalgefangenen geradezu nicht, wo sie bleiben sollten. Wir brachten unsere ganze Zeit in der Kajüte zu, die nur schwach durch runde Fensterchen erhellt war, die unmittelbar über dem Wasserspiegel lagen. Uebrigens war es uns zu gewisser Tageszeit erlaubt, auf das Verdeck hinaufzugehen; aber dann wurden die Kriminalgefangenen vom Verdecke hinuntergejagt und in die Kajüten gesperrt. Einmal gelang es mir, von oben durch eine geöffnete Tür in eine Kajüte hinunterzusehen, wo sich Kriminalgefangene befanden, und ich war geradezu entsetzt über das Schauspiel, das sich mir darbot. Ich erblickte unten einen Haufen nackter Menschenleiber, die einer über dem andern lagen und durcheinander wimmelten. Uebler Geruch und Hitze schlugen mir von dort ins Gesicht. Die Zusammenhäufung der Menschenmasse und das Gedränge waren schrecklich. Da es uns peinlich war, daß um unseretwillen die Kriminalgefangenen noch mehr als sonst zusammengepfercht wurden, so bemühten wir uns, nach Möglichkeit unsere Spaziergänge auf dem Verdeck abzukürzen, und verzichteten ein- oder zweimal überhaupt darauf, aus der Kajüte nach oben zu gehen, wiewohl uns die Promenade auf dem Verdecke großes Vergnügen

bereitete. Die wilden, gebirgigen, mit struppigen Bäumen bewachsenen Ufer der Kama boten einen wundervollen und verlockenden Anblick, waren aber aus der Kajüte schlecht sichtbar. Trotzdem stand ich manchmal lange in der Kajüte, das Gesicht gegen das runde Fensterchen gepreßt, und verfolgte mit den Augen die vorbeiziehenden Ufer, wie beschränkt auch das Gesichtsfeld war.

Am fünften oder sechsten Tage legte unser »Hühnerkorb« am Landeplatz in Perm an. Wir stiegen aus und gingen unter Eskorte zu Fuß durch die Straßen von Perm. Die geraden und ziemlich breiten Straßen mit ihren ein- und zweistöckigen Holzhäusern ohne Anstrich und Kalkbewurf waren still und menschenleer, wie das oft der Charakter von Provinzialstädten ist. Nachdem wir mehrere Straßen passiert hatten, gelangten wir zu einer Art von Bureau, wo wir gemustert und aufgeschrieben wurden; dann ging es wieder weiter. Nach einer ziemlich langen Wanderung befanden wir uns endlich außerhalb des Weichbildes. Hier erblickten wir ein ebenes und freies Feld, auf dem sich ein finsteres Gefängnisgebäude erhob. Finster im eigentlichen Sinne; wenigstens erschien es mir so infolge seiner dunklen Farbe und der Höhe der Außenmauern, die übrigens gar nicht bloße Mauern, sondern vollständige Baulichkeiten waren. Das Permer Gefängnis, in welchem sowohl Untersuchungsgefangene als auch zu Zwangsarbeit Verurteilte saßen, war nach einem eigenartigen Plane gebaut.

Wir näherten uns einem großen Torwege. Die uns eskortierenden Mannschaften und die Gefängniswache wechselten einige Worte mit einander; dann hörten wir von innen das Geräusch von Ketten, die schaukelnd gegen das Nebenpförtchen schlugen; hierauf öffnete sich dieses, und wir gingen einer hinter dem andern hinein, wobei wir uns bücken mußten, um nicht mit dem Kopfe an die Kette zu stoßen. Das ähnelte

einigermaßen einem Eingange in die Unterwelt. Wir traten in einen halbdunklen, oben gewölbten Durchgang, über dem sich das Gebäude erhob, das wir von außen gesehen hatten. Hier im Durchgange führte links in der steinernen Mauer eine Tür in das Gefängnisbureau. Ob wir in das Bureau gebracht oder gleich im Durchgange visitiert wurden, kann ich jetzt nicht mehr sagen, da ich die Einzelheiten vergessen habe; aber ich besinne mich, daß wir von dort an einem zweistöckigen, mitten auf dem Hofe stehenden Gebäude vorbei nach einem hinten gelegenen Bauwerk geführt und dort alle in ein Zimmer eingeschlossen wurden.

Das Permer Gefängnis bestand aus einer Reihe von Gebäuden, die sich im Kreise herumzogen und so die Stelle von Ringmauern vertraten, mit einem großen Hofe innen, in dessen Mitte sich das Hauptgefängnis befand, wo die zu Zwangsarbeit Verurteilten ihre Zeit absaßen. Dies Gefängnis war für die Gefangenen beinahe in noch höherem Grade ein Gegenstand des Schreckens als alle anderen in Rußland. Es stand bei ihnen in einem furchtbaren Rufe, und wir hatten von ihm schon sehr viel gehört.

Ich sagte, daß wir in dem hinteren Gebäude untergebracht waren, das sich an der dem Eingange gegenüberliegenden Seite befand. Unser Zimmer lag am äußersten Ende des Korridors. Kaum waren wir eingeschlossen und allein geblieben, als wir auch schon zu den Fenstern hinaufkletterten, um zu sehen, wohin sie führten. Unmittelbar vor unsern Fenstern begann das freie Feld, das sich in einiger Entfernung steil senkte, so daß wir nur den oberen Teil dieses Abhangs und den gegenüberliegenden Anstieg sehen konnten. Was im Grunde der Schlucht oder des Tales war, blieb uns unsichtbar; aber wir nahmen an, daß da ein Gewässer floß. Die gegenüberliegende Steigung war mit Gesträuch bewachsen.

Die Fenster unseres Zimmers, das zudem im unteren Stockwerk lag, führten also unmittelbar auf das offene Feld. Allerdings ging an dieser Außenfassade eine Schildwache entlang; aber trotzdem erschien ein Entweichen durch das Fenster leicht möglich. Wir brauchten nur das Gitter an einem Fenster durchzufeilen, und da wir Feilen hatten, so konnten wir uns sogleich ans Werk machen. Diese Seite des Gebäudes war sehr lang, und die Schildwache, die unten an unserer Wand hin und her ging (ihre Schritte waren im Zimmer deutlich hörbar), entfernte sich nach der einen und nach der andern Seite ziemlich weit; in einem solchen Augenblicke aus dem Fenster zu springen und ins Feld zu laufen, ohne daß man riskiert hätte ihr ins Bajonett zu rennen, schien ganz wohl ausführbar. Ja, es schien in dem Grade ausführbar, daß ich mir schon die ganze Flucht lebhaft vorstellte: wir eilen bei Nacht zum Flusse hinab, setzen uns in einen Kahn und fahren schnell stromab; oder wenn uns die Verfolger auf den Fersen sind, so schwimmen wir über den Fluß und verstecken uns dort in den dichten, grünen Büschen auf dem gegenüberliegenden Berge.

Diese Aussicht auf das freie Feld, das sich dicht unter unseren Fenstern ausbreitete, versetzte uns in eine ganz unbeschreibliche, fieberhafte Erregung. Ich wich nicht vom Fensterbrett und hätte am liebsten darauf geschlafen. Aber ob nun die Gefängnisbehörden das Interesse bemerkt hatten, das wir an der Aussicht aus unseren Fenstern nahmen, oder ob sie ohnehin beabsichtigt hatten, uns in ein anderes Zimmer umzuquartieren, und uns in diesem nur vorläufig untergebracht hatten: genug, am folgenden Tage mußten wir von dort ausziehen. Wir siedelten nach einem Zimmer über, das am entgegengesetzten Ende desselben Korridors lag. Die Fenster des neuen Zimmers gingen auf den Gefängnishof hinaus. Vor unsern Augen erhob sich jetzt die Mauer des Zentralgefängnisses, durch dessen

Gitter die grauen Gesichter der zu Zwangsarbeit Verurteilten herausschauten.

Mit unserer Aufregung war es sofort vorbei, und es begann wieder das einförmig graue Gefängnisleben. Gut war dabei noch, daß wir wenigstens nicht lange in dem Permer Gefängnisse blieben, das auf uns sehr niederdrückend wirkte. Hunderte von lebenden Wesen saßen hier in ihren steinernen Käfigen, ohne einen Laut von sich zu geben. Auf dem Hofe gingen geräuschlos in weichen Schuhen die Untersuchungsgefangenen umher. Hier herrschte beinah dieselbe Stille wie in dem Mzensker Gefängnisse. Aber dort erschien die Stille als eine Folge der Menschenleere, hier als eine Folge der Gefängnisdisziplin. Nur zur Zeit des Mittagessens und abends vor dem Schlafengehen hörte man die Stimmen der Gefangenen, die im Chor Gebete sangen. Wir waren über eine so gottesfürchtige Stimmung der Gefangenen nicht wenig erstaunt, da Gefangene sich, soweit wir es beobachten konnten, nirgends durch diese Eigenschaft auszeichnen. Sie sangen die Gebete, wie das die Mönche in den rechtgläubigen Klöstern tun; und überhaupt ließ sich hier eine gewisse Uebereinstimmung mit mönchischen Anordnungen erkennen. Ebenso still und demütig wie dienende Brüder gingen die Gefangenen auf dem Hofe umher, mit gesenktem Kopfe, von unten her mürrisch seitwärts blickend; ja, sie hielten sogar die Arme auf der Brust, wie das die Mönche zum Ausdrucke der Ergebung in den Willen Gottes tun.

Diese Ordnung hatte aber natürlich ihren Grund. Am ersten oder zweiten Tage nach unserer Ankunft im Permer Gefängnisse öffnete sich die Tür, und zu uns ins Zimmer trat ein Pope, und zwar ein echter Pope, in schwarzem Amtsrocke und mit hoher, zylinderförmiger Kopfbedeckung. Wir waren sehr verwundert und blickten den Besucher schweigend an.

Langsam trat er näher an unsere Pritschen heran und grüßte mit einer geringen Neigung des Kopfes feierlich nach der einen und nach der anderen Seite. Es war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, von Mittelgröße, mit einem seltsamen Ausdruck der unbeweglichen Augen. Diese waren ganz rund, dunkel, von feinen Runzeln umgeben und mit dem Ausdrucke eines kalten Ernstes nach vorn auf einen Punkt gerichtet; so riefen sie eine unangenehme Empfindung hervor, ähnlich wie die Augen von Blinden, die am schwarzen Star leiden und die Augen geöffnet halten. Mit solchen Augen stellen unsere Maler oft die Heiligen auf den Heiligenbildern dar. Wir beobachteten unserem Gaste gegenüber vollständiges Stillschweigen. Er versuchte zwar, ein religiöses Gespräch mit uns anzuknüpfen, begriff aber bei unserer ablehnenden Haltung doch wohl nach einiger Zeit das Wunderliche seiner Situation und ließ uns in Ruhe.

Indessen machten wir uns aus Langeweile daran, gleichfalls zu singen; nur bin ich überzeugt, daß solche Lieder in diesen Mauern lange nicht gehört worden waren. Wir sangen die Marseillaise und viele andere Lieder im Chor. Den Gefängnisbehörden gefiel das nicht; eine Weile duldeten sie es; aber dann erschien der Inspektor und machte uns Vorhaltungen. Er setzte uns auseinander, unser Benehmen könne als schlechtes Beispiel für die übrigen Gefangenen dienen, und es sei wünschenswert, daß wir die bei ihnen eingeführte Gefängnisordnung nicht störten. Nach dem Gesetze, sagte er, darf ich zum Beispiel nicht zulassen, daß Tabak in das Gefängnis gebracht wird; aber wenn Sie, meine Herren, versprechen nicht zu singen, so werde ich mich bemühen, Ihnen Tabak zu verschaffen. Ueberdies bot er uns noch an, uns Bücher zu besorgen. All dies natürlich unter der Bedingung, daß wir ruhig wären. Wir nahmen diese Bedingung an und ver-

hielten uns die übrigen paar Tage, die wir im Permer Gefängnis zuzubringen hatten, still und ruhig.

Unter anderen Büchern bekamen wir dort ein Buch, dessen Verfasser Ewgeni Popow war, eben jener Gefängnispope, von dem ich soeben erzählt habe. In seinem Buche, das offenbar zur Erbauung der Gefangenen herausgegeben war und sich deshalb in den sibirischen Gefängnissen der Protektion der Gefängnisbehörden erfreute, die die Gefangenen beinah nötigten, es zu kaufen, erzählte er unter anderem von einer Revolte, die im Permer Zentralgefängnisse vor einigen Jahren stattgefunden hatte. Er erzählte, wie einer der Rädelsführer vor seiner Hinrichtung die von ihm begangenen Verbrechen bereut hätte, wofür er, wie man annehmen müsse, ins Paradies gekommen sei. Ein anderer Rädelsführer freilich war so zum Tode gegangen, ohne seine Taten zu bereuen.

So erfuhren wir aus Ewgeni Popows Buche, daß in dem Permer Gefängnisse eine Revolte stattgefunden hatte, und daß man zwei Gefangene dafür erschossen hatte. Aber weitere Einzelheiten über diesen Vorfall in Erfahrung zu bringen, gelang uns in dem Permer Gefängnisse nicht, da wir dort von den Kriminalgefangenen gänzlich isoliert waren. Später, während der Reise auf der Etappenstraße, haben mir Gefangene erzählt, die Ursache der Revolte seien die Grausamkeiten gewesen, denen sie in dem Permer Gefängnisse ausgesetzt gewesen seien. So erzählten sie mir unter anderem, die Behörde hätte die Gewohnheit gehabt, Gefangene, die sich irgend etwas hätten zu schulden kommen lassen, in einen dunklen, mit ungelöschtem Kalk gefüllten Karzer zu setzen, und viele Gefangene hätten sich dort Hände und Füße verbrannt.

Von Perm nach Jekaterinburg wurden wir auf der Eisenbahn in einem Tage befördert. Die Bahn übersteigt den Rücken des Uralgebirges, und niemals werde ich die

Empfindungen vergessen, die diese Fahrt in mir wach rief. Es war Juni; aber auf den Bergen in dieser geographischen Breite (58⁰—59⁰) war es wie im Frühling. Das Wetter war herrlich; die Sonne glänzte hell; rechts und links rieselten Bäche; dazu das frische Grün des Grases in den Tälern zwischen den waldbedeckten Bergen, der Frühlingshauch und Frühlingsduft, der uns umwehte: alles wirkte geradezu berauschend. Der Eindruck wurde namentlich dadurch noch verstärkt, daß wir in einem gewöhnlichen Wagen dritter Klasse fuhren und zum ersten Male seit unserer Arretierung die Außenwelt nicht durch Eisengitter, sondern ungehindert betrachten durften, so wie wir sie ehemals betrachtet hatten, als wir — wie lange war es doch schon her! — noch frei waren. An dem Wagen waren keine Eisengitter angebracht, und wir wichen nicht von den Fenstern.

Ich stand in einer Art von halbverzaubertem Zustande am offenen Fenster und konnte die Augen von den vorbeiziehenden Bäumen gar nicht abwenden. Die Fahrt bergauf ging sehr langsam vor sich. Unsere Lokomotive puffte mit großer Schnelligkeit, aber der Zug rollte nur sachte. Stellenweise erschloß sich von hochgelegenen Punkten aus eine weite Aussicht auf Täler und steile Hänge und klar umrissene Bergspitzen. Aber nirgends waren lotrechte Felsen, schneebedeckte Gipfel und tiefe Schluchten zu sehen. Den Hauptreiz verlieh dem Bilde der struppige Wald, der die Berge bekleidete.

Am geöffneten Fenster stehend erging ich mich in Träumereien über ein Entfliehen. Ich dachte daran, während der Fahrt aus dem Fenster zu springen und mich im Walde zu verstecken. Aber so schnell und geschickt durchs Fenster zu springen, daß der neben mir sitzende Gendarm nicht Zeit gefunden hätte, mich zu packen, schien unmöglich. Und wenn er mich selbst durch seinen Griff nicht festgehalten hätte, so hätte er doch jedenfalls meinen

Sprung gestört und ich wäre wahrscheinlich zu Fall gekommen. Manchmal aber wollte es mich wieder bedünken, daß es doch möglich sein werde zu entkommen, und ich war schon nahe daran, den Sprung durchs Fenster auszuführen. Unter solchem Kampfe mit mir selbst, wobei meine Gedanken bald die eine, bald die genau entgegengesetzte Richtung nahmen, verging die ganze Fahrt. Wenn ich mir jetzt jene Umstände ins Gedächtnis zurückrufe und sie ruhig abwäge, so kann ich aus voller Ueberzeugung sagen: die Flucht wäre aller Wahrscheinlichkeit nach mißlungen, und es war ein Glück, daß keiner von uns damals einen Versuch machte.

Von Jekaterinburg weiter wurden wir bereits zu Wagen transportiert. Wir fuhren in verdeckten Kibitken, die mit je drei Postpferden bespannt waren. Jeder saß in einer besonderen Kibitke und wurde von einem Gendarmen mit Revolver und Säbel und einem Soldaten mit Gewehr eskortiert. Der Gendarm saß zur Seite des Gefangenen, der Soldat auf dem Vordersitze neben dem Kutscher. Die Berge des Urals blieben hinter uns; der Weg führte nach Osten durch ebenes Gelände. Es war dies die Straße, die die Bezeichnung »der sibirische Trakt« trägt, und auf der alle Verschickten dahinziehen. Wenn ich diese Tiefebene betrachtete, die sich vor mir ausbreitete und anscheinend mit jedem Schritte niedriger und niedriger wurde, so erinnerte ich mich an allerlei Beschreibungen der sibirischen Tundren (der mit Moos bewachsenen Sumpfsteppen), des strengen, schneereichen Winters, der heftigen Schneegestöber und ähnlicher Schrecknisse und dachte unwillkürlich darüber nach, was mich wohl dort erwarte jenseits der vor uns sichtbaren ebenen Linie des Horizontes, dort, wohin meine Kibitke so schnell rollte. Sibirien, von dem ich während meines Aufenthaltes im Gefängnisse wie von einem Lande der Sehnsucht geträumt hatte, begann mich jetzt geradezu zu erschrecken. Es

wirkten eben auf mich die übertriebenen Erzählungen, die von diesem, wie es bei uns genannt wurde, „ungastlichen" Lande im Umlauf waren. In der Hauptsache übrigens hatte sich meine Anschauung nicht geändert, und bei der Wahl zwischen einem Gefängnisse und einem beliebigen, noch so unwirtlichen Winkel Sibiriens hätte ich keinen Augenblick geschwankt.

So liefen also unsere Dreigespanne, eines hinter dem andern, mit den Glöckchen klingelnd, nach Osten zu, und wir betrachteten, im Wagen sitzend, die Landschaft rechts und links vom Wege. Diese Reise zu Wagen wirkte allmählich anregend auf mein Vorstellungsvermögen, und ich begann wieder von Entfliehen zu phantasieren. Der Gedanke an Flucht beschäftigte mich ganz besonders, als die Nacht anbrach. Wir fuhren ununterbrochen und hielten nur zum Pferdewechsel für einige Augenblicke auf den Stationen an. Unterdessen bemerkte ich, daß meine Transporteure müde geworden waren und Neigung zeigten, ein wenig zu schlafen. Es war schon nach Mitternacht, als wir von einer Station abfuhren. Ich hatte mich am Boden der Kibitke auf dem Stroh ausgestreckt und tat, als schliefe ich. Der Gendarm, der mir sonst zur Linken saß, hatte sich gleichfalls neben mich gelegt und war bald wirklich eingeschlafen. Als ich sein gleichmäßiges Schnarchen hörte, beschloß ich, diesen günstigen Augenblick zu benutzen. Die Nacht war finster. Ich hob den Kopf, blickte in die Dunkelheit hinein und bemerkte rechts vom Wege ein schwarzes Gebüsch. Der Weg führte durch niedriggelegenes und, wie es mir vorkam, sumpfiges Terrain, worauf ich aus den Stößen des Wagens schloß. Die Räder unserer Kibitke sprangen und polterten, als wenn sie über Knüppel hinführen, die in dieser morastigen Gegend zur Befestigung des Weges dienten. Der eskortierende Soldat, der auf dem Vorderbänkchen saß, schlummerte gleichfalls; ich sah, wie sein auf die Brust herabhängen-

der Kopf bei jedem Stoße von der einen Seite zur anderen schaukelte. Nur der Kutscher war wach; aber auch dieser trieb sein Dreigespann nur lässig an. Es war schwer, einen passenderen Augenblick für das Entweichen zu finden! Die Transporteure schliefen; aus der Kibitke zu springen und sich im Gebüsche zu verstecken konnte das Werk einer Sekunde sein. Ich rückte leise an den Rand des Wagens heran. Aber in diesem Augenblicke eilten meine Gedanken etwas voraus, und ich merkte, wie die Entschlossenheit mich allmählich verließ. Ich zweifelte nicht daran, daß ich in das Gebüsch würde flüchten können, bevor der Gendarm sich vom Schlafe würde ermuntert haben. Aber auf die Frage: Was werde ich dann tun? konnte ich mir keine befriedigende Antwort geben. Ich war damals mit der Einrichtung der sibirischen Treibjagden, die zur Wiedereinfangung von Flüchtlingen angestellt werden, allerdings noch nicht praktisch bekannt. Aber ich wußte doch, daß nach meiner Flucht in den umliegenden Dörfern Mitteilung davon gemacht werden würde, und daß überall Nachforschungen beginnen würden. Meine Gefangenentracht (mit Ausnahme der hohen Stiefel war alles, was ich an mir trug, fiskalisch und gefangenenmäßig) mußte mich sofort verraten; da ich Bekannte in dieser Gegend nicht hatte, würde ich nicht wissen, wohin ich mich wenden sollte, und mich nicht verbergen können. Diese Erwägungen traten mir plötzlich mit solcher Deutlichkeit vor die Seele, daß ich sofort die Schwierigkeit empfand, dasjenige ins Werk zu setzen, was mir noch vor kurzem als leicht und wohlausführbar erschienen war. Wenn ich im Gefängnisse hinter dem eisernen Gitter an den langen Weg durch Sibirien bis zu den Bergwerken in Transbaikalien gedacht hatte, so hatte sich meine Phantasie tausend günstige Augenblicke zum Entfliehen ausgemalt. In Wirklichkeit aber stellte es sich ganz anders heraus. Ich wurde

mir bewußt, oder vielmehr ich erkannte mit vollster Evidenz, daß die Schwierigkeit der Flucht hier in Sibirien nicht sowohl im ersten Schritte als in den folgenden bestehe, und daß die Aussichten auf ein Gelingen überhaupt nicht so groß seien, wie ich geglaubt hatte. Je mehr ich es mir überlegte, um so bedenklicher wurde mir die Sache. Aber unterdessen lag mein Gendarm am Boden der Kibitke auf der Seite und schnarchte leise.

Meinen Plänen vollständig zu entsagen wurde mir nicht leicht, und ich begann zu überlegen, wie die Schwierigkeit zu überwinden sei. Das Erste, was zum Gelingen notwendig war, war die Beschaffung eines Anzugs, den ich statt der Gefangenentracht anlegen könnte. Allerdings war es warmes Wetter, und ich konnte einfach meinen Gefangenenkittel wegwerfen und im bloßen Unterzeuge gehen. Das Hemd und die Leinwandhosen, mochten sie auch als fiskalische Sachen einen plumpen Schnitt haben, hatten doch nichts der Gefangenentracht speziell Eigenes an sich, und ich konnte mich in ihnen zeigen, ohne daß ich Gefahr gelaufen wäre, bei Nachforschungen die Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. An den Füßen trug ich statt der Gefangenenschuhe hohe Stiefel; das war schon ganz schön. Aber ich hatte keine Mütze. Ohne Mütze war die ganze Sache unmöglich. Die graue Gefangenenmütze, die platt wie ein Eierkuchen war, taugte auf keinen Fall. Andrerseits: sie wie den Rock wegzuwerfen und mit bloßem Kopfe zu gehen, erschien gleichfalls untunlich. Ich dachte angestrengt über eine Mütze nach und kam bald zu dem Resultate, ich müßte versuchen, mich der Uniformmütze meines Gendarmen zu bemächtigen. Diesen Gedanken hielt ich für recht praktisch und machte mich unverzüglich daran, mit der Hand neben dem Kopfe des schlafenden Gendarmen herumzutasten. Bald hatte ich die Mütze auf dem Stroh durch das

Gefühl gefunden und versteckte sie sofort an meiner Brust. Aber damit begnügte ich mich noch nicht; die Leichtigkeit, mit der ich die Mütze erlangt hatte, spornte mich an, noch einen weiteren Versuch zu machen. Ich hatte Lust, dem Gendarmen auch den Revolver wegzunehmen, und nun tastete ich wieder mit der Hand umher, aber diesmal nicht neben seinem Kopfe, sondern bei seinem Gurte, wo das Lederfutteral mit dem Revolver hing. Aber mochte ich ihn nun unversehens mit der Hand angestoßen haben oder irgend etwas anderes schuld sein: auf einmal drehte er sich herum und atmete seitdem weniger tief; dann richtete er sich auf, setzte sich hin und begann um sich herum seine Mütze zu suchen. Ich stellte mich schlafend.

Bis zur Station legte sich der Gendarm nicht wieder hin und suchte immer noch von Zeit zu Zeit seine Mütze. Offenbar machte ihm der Verlust große Unruhe. Als wir, auf der Station angekommen, ins Zimmer gegangen waren und uns dort hingesetzt hatten, um zu warten, bis frische Pferde angespannt wären, fragte ich ihn: „Wo hast du denn deine Mütze? Verloren?" „Ja, Herr, ich habe sie verloren," antwortete er. Da zog ich sie lachend aus der Brust heraus und gab sie ihm wieder. Darauf führte ich mit ihm ein scherzhaftes Gespräch, daß ein Transporteur unterwegs nicht schlafen dürfe, daß ich diesen Umstand hätte zur Flucht benutzen können u. s. w. Er erwiderte seinerseits Scherz mit Scherz, sprach aber unter anderem in vollem Ernste die Meinung aus, ich würde nicht auf den Einfall kommen, unterwegs zu entweichen. Auf meine Frage, warum er das glaube, antwortete er: Sie werden mich doch nicht vor Gericht bringen! Sie wissen selbst, unsereiner wird für so etwas streng bestraft! Ich fühlte mich durch diese naive Vorstellung meines Transporteurs unangenehm überrascht, erwiderte ihm aber nichts

darauf. Mein Gendarm hatte die Anschauung, wenn er mich eskortiere, so erfülle er damit seine Dienstpflicht und die Anordnungen seines Vorgesetzten, die auch ich — Gott weiß, warum — zu respektieren verpflichtet sei. Hätte ich damals Lust gehabt, mich in eine Erörterung dieser Frage einzulassen, so hätte er aller Wahrscheinlichkeit nach „Frau und Kinder" aufs Tapet gebracht, die er ernähren müsse, und um derentwillen er genötigt sei zu dienen und seiner Behörde zu gehorchen.

In Tjumen, wohin wir zu Wagen gelangten, mußten wir bis zum Abgange des ersten Dampfschiffes im Gefängnisse sitzen; dann mußten wir eine Gefängnisschaluppe besteigen, ähnlich der, in welcher wir die Fahrt auf der Kama gemacht hatten, und wurden weiter nach Osten befördert. Wir hatten unsere Plätze in einer Kajüte im Hinterteile des Fahrzeuges bekommen, in derjenigen Abteilung des Schiffes, wo der Offizier mit den Soldaten der Eskorte untergebracht war. Auf diese Weise waren wir auch hier von den Kriminalgefangenen getrennt, beengten sie aber nicht, wie das bei der Fahrt nach Perm der Fall gewesen war. Wir saßen in einer Kajüte, die eigentlich für die Apotheke und wohl noch für den Heilgehilfen eingerichtet, aber diesmal uns überlassen war. Zum Spazierengehen wurden wir auf das Hinterdeck hinausgelassen. Dies war eine kleine Estrade am äußersten Hinterende des Schiffes, ohne Bordwände an den Seiten und ohne eisernes Gitter oben, so daß jedesmal zur Zeit unseres Spazierganges die eskortierenden Soldaten, um zu verhüten, daß einen von uns die Lust anwandele, sein Glück zu versuchen und sich ins Wasser zu stürzen, sich an den Rändern des Fahrzeuges entlang aufstellten und uns bewachten.

Während der ersten Tage fuhren wir nach Nordosten, stromab auf Zuflüssen des Irtüsch und auf dem Irtüsch selbst; als wir aber in den Ob gekommen waren, wendeten wir uns

direkt nach Osten und fuhren stromauf. Wir gelangten bis zum 62. Grade nördlicher Breite. Kümmerliche Bäumchen von niedrigem Wuchse bedeckten die flachen Ufer des Ob, die stellenweise so niedrig lagen, daß das Wasser sie auf gewaltige Strecken hin überschwemmte. An anderen Stellen erhoben sich diese Ufer $1^1/_2$—2 Meter hoch über das Wasser, und dann war in der Durchschnittsfläche eine dicke Schicht rötlichen Torfes zu sehen, aus der ganz niedrige, halbverdorrte Fichten wie Nadeln aufragten. Alles wies auf die Nähe der Tundra hin. Der Ob teilte sich hier in eine Menge von Armen und bildete niedrige Inseln. Der Dampfer und unsere Schaluppe, die am Schlepptau nachgezogen wurde, näherten sich bald den Ufern, bald ließen sie sie weit hinter sich und fuhren auf unübersehbare Wasserflächen hinaus, die auf das Auge denselben überwältigenden Eindruck machten wie das Meer. Allem Anschein nach hatte der Ob einen hohen Wasserstand. Es kamen auch solche Inseln vor, wo weder rötlicher Torf noch Fichten zu sehen waren, sondern wo Arten von Waldbäumen wuchsen, die den Eindruck von Weidengebüsch machten. Aus dem Fenster unserer Kajüte betrachtete ich dieses dünne, dicht verflochtene Gestrüpp, und mitunter zog es mich in solchem Grade dorthin, daß ich wohl gern einverstanden gewesen wäre, wenn man mich auf diesen einsamen Ufern allein ausgesetzt hätte, mochten sie auch noch so traurig aussehen. Wenn unser Schiff manchmal bei Krümmungen ganz nahe am Ufer hinfuhr, so daß es das Ufer beinahe mit der Seitenwand berührte und das Wasser am Gestade brauste und wirbelte, dann begann mein Herz schneller zu schlagen, — ein gewaltiges Verlangen überkam mich ans Ufer zu springen und zu entfliehen.

Das Wetter war andauernd schön. Langsam wälzte der Ob sein trübes Wasser einher. Die Räder des Dampfschiffes

klapperten ohne Unterbrechung. Sachte schwammen die niedrigen Ufer, die sich an den Seiten hinzogen, nach rückwärts, und an ihrer Statt schwammen uns andere entgegen, ebenso einförmig und öde, ebenso niedrig und feucht, jeder Spur menschlichen Daseins entbehrend. Nur dann und wann wies einer unserer Transporteure mit der Hand nach einem entfernten Ufer und sagte: Da sind ostjakische Stangengestelle! und erzählte dabei, daß die Ostjaken diese Stangen in die Erde schlügen, um an ihnen ihre Fische zu trocknen. Ich strengte meine Sehkraft an, um die Stangengestelle zu erblicken; aber die halbvertrockneten Bäumchen, die wie ein Zaun am ganzen Ufer aufragten, waren mir hinderlich, und ich konnte nichts unterscheiden.

Endlich legte der Dampfer mit unserem Schiffe an einer Landestelle an. Was das für eine Landestelle war, ob Surgut oder eine andere Ansiedelung, weiß ich nicht. Hier sah ich zum ersten Male Ostjaken. Sie standen am Ufer, in Lumpen gekleidet, mit zerzausten Haaren auf den großen Köpfen (vielleicht schienen auch die Köpfe eben nur wegen der zerzausten Haare so groß), auf dünnen Beinchen, klein und kümmerlich, ganz genau wie ihre Fichten, die auf Torf und Morast wuchsen, und verkauften Fische, die durch die Kiemen auf Ruten aufgereiht waren. Gern überließen sie einem für ein Fünfkopekenstück ein Bündel von etwa zehn Stück Sterlet. Aber auf die Frage: „Wieviel willst du?“ antworteten sie jedesmal: „Einen Rubel“. Anscheinend war Rubel für den Ostjacken ein Wort von ebenso allgemeiner Bedeutung wie der Name Wasjka (= Basil), auf den jeder von ihnen hörte und antwortete. Ich erinnere mich, daß Woloschenko, wohl durch das klägliche Aussehen eines solchen Wasjka veranlaßt, ihm als Zahlung für die Fische ein Päckchen Tabak ans Ufer warf. Wir hatten gehört, daß die Ostjaken den Tabak außerordentlich schätzten.

Das Päckchen Tabak war mindestens viermal soviel wert als die Summe, die der Ostjake für seine Fische einnehmen konnte. Aber nachdem er das Päckchen aufgehoben und argwöhnisch von allen Seiten betrachtet hatte, schleuderte er es plötzlich wütend auf die Erde und rief zornig irgend etwas uns Unverständliches. Einen Augenblick darauf hob er es jedoch zum zweiten Male von der Erde auf, führte es an die Nase, roch aufmerksam daran und verwahrte es dann sorgsam. Der arme Wasjka hatte jedenfalls das erstemal nicht daraus klug werden können, was in dem Päckchen enthalten war, da er vielleicht nie vorher Tabak in Paketen gesehen hatte, sondern immer nur in Blättern, wie ihn unsere Kaufleute ihnen gewöhnlich liefern.

In Tomsk hielten wir uns zehn Tage lang auf. Ich muß bemerken, daß die auf administrativem Wege Verschickten, die in Moskau zu uns hinzugekommen waren, nur bis Tjumen an unserer Reise teilgenommen hatten; dort waren sie zurückgeblieben, und von da waren wir unser zehn im ganzen weiterbefördert worden, nämlich wir neun, die wir in den Kiewer Prozessen verurteilt waren, und ein gewisser Oprüschko, den man noch in Mzensk unserem Trupp zugesellt hatte.

Als wir uns in dem Tomsker Gefängnis für Verschickte in unserem Zimmer umsahen, entdeckten wir an den Wänden Bleistiftinschriften, die von Fräulein Armfeld, Fräulein Kowalewskaja und anderen weiblichen Gefangenen herrührten, welche in unserem Prozesse verurteilt worden waren. Dies war die erste Nachricht, die wir von ihnen erhielten; wir erfuhren auf diese Weise, daß man sie schon vor uns auf diesem selben Wege transportiert hatte.

Aber sobald wir uns in Tomsk erholt hatten, erschienen wieder der Polizeimeister, der Staatsanwalt und andere Beamte; beim Gefängnistore fuhren Post-Dreispänner vor, und wir

wurden unter Eskorte aus dem Tore hinausgeführt. Dort packten wir die Säcke mit unseren Sachen in die Kibitken und bestiegen selbst jeder eine, natürlich mit den Transporteuren, und die Fahrt ging los. Bis zur Stadtgrenze gab uns der Polizeimeister das Geleit, und wir fuhren verhältnismäßig langsam. Aber hier hielt sein Phaethon an, und ein Polizeiassessor trat zu ihm. Ich sah, wie der Polizeimeister ihm etwas übergab, und wie der Assessor dann wieder in seine Postkibitke stieg und schnell auf dem Krasnojarsker Trakt dahinrollte. Hinter ihm jagten auch unsere Dreigespanne, eines nach dem andern, her.

Nun begann von neuem eine sich lang ausdehnende Fahrt mit dem ununterbrochenen Geklingel der Glöckchen, mit dem Rütteln und Stoßen der Wagen, mit dem Aufenthalte auf den Stationen, wo die Pferde gewechselt wurden. Auf den Stationen sorgte der Assessor dafür, daß recht schnell frische Gespanne beschafft wurden; wir stiegen um, und es ging weiter.

Die Reise von Tomsk nach Krasnojarsk wurde, glaube ich, in drei Tagen zurückgelegt. Soweit ich mich erinnere, wechselten die Assessoren unterwegs; jeder eskortierte uns nur in seinem Bezirke.

Einer von ihnen erwies sich als ein unterhaltender Erzähler; er berichtete uns von Flüchtlingen, die sich in den Wäldern des Gouvernements Tomsk und zwar bei den an ausgehauenen Plätzen angelegten Bienenständen verborgen gehabt hätten, und wie er bei ihrer Verfolgung in die Lage gekommen wäre, gewaltige Entfernungen auf Schneeschuhen zurückzulegen (die Sache hatte sich im Winter zugetragen, und Fahrwege gab es nicht). Es muß bemerkt werden, daß im Gouvernement Tomsk eine recht ausgedehnte Bienenzucht betrieben wird; die Bienenstände liegen in den dichten Wäldern sehr weit von den Ansiedelungen zerstreut und bieten sehr geeignete Zufluchtsstätten, um sich zu verstecken.

Während ich die Erzählungen dieses Polizeiassessors anhörte, betrachtete ich sein von der Sonne verbranntes, männliches Gesicht, das mit Wind und Unwetter Bekanntschaft gemacht hatte, und verglich unwillkürlich damit unsere modernen Laffen von Landkommissaren, und offen gesagt: der Vergleich fiel nicht zugunsten der letzteren aus. Man mag sagen, was man will, ich ziehe wirklich den alten Polizeibeamten aus der Zeit vor der Reform dem modernen vor, der es versteht, eine Verbeugung durch bloße Bewegung des Kopfes zu machen, wie sich die Gardeoffiziere verbeugen, welche Armbänder tragen, und gleichzeitig zu solchen Denunziationen und Spionagediensten fähig ist, zu denen ein Polizeibeamter vom alten Schlage sich kaum herbeigelassen hätte. Ja, ich ziehe einen groben Beamten, der einem ein „Halt's Maul!" zudonnert, dem höflichen modernen Chef der Landpolizei vor, so wie ich immer einen wilden Ochsen einer Brillenschlange vorziehen werde.

Uebrigens hatte der Assessor, von dem ich rede, nichts von einem Grobian an sich. Im Verkehr mit uns benahm er sich anständig und natürlich. Da er merkte, daß wir uns für Sibirien interessierten, so erzählte er uns Vorfälle aus dem sibirischen Leben und machte uns mit den örtlichen Verhältnissen bekannt. Einmal hatte er auf einer Station einen Zank mit den Bauern: die Bauern wollten keine Pferde stellen. Ich muß bemerken, daß teils Postpferde genommen wurden, teils solche, die den Einwohnern gehörten; denn Pferde herzugeben war für die Anwohner der Landstraße eine pflichtmäßige Leistung. Natürlich wurden schließlich Pferde gestellt; aber in dem Augenblicke, als wir uns in die Kibitken setzten — die Pferde waren noch nicht einmal angespannt —, erscholl aus der Volksmenge, die auf der Straße neben dem Postgebäude stand, plötzlich eine Stimme: „Zu Fuße müßte man sie vorwärtstreiben, diese Empörer, und nicht auf Wagen fahren! Warum

empören sie sich gegen den Zaren!" „Aber was hat dir denn der Zar Gutes getan, daß du hier so für ihn die Schnauze aufreißest? Du gräßlicher Dummkopf!" „Und dein Zar ist ebenso ein Dummkopf!" rief einer der Kameraden ärgerlich als Antwort. Diese Schmähworte verfehlten ihre Wirkung nicht; es fand sich keiner weiter, der Lust gehabt hätte, den Zaren in Schutz zu nehmen. Aber unser Assessor tat, als ob er nichts hörte, und fuhr nur fort zu treiben, daß die Pferde recht schnell angespannt würden. Dieser Vorfall änderte unser Verhältnis zu ihm in keiner Weise, und auf der folgenden Station erzählte er uns wieder etwas aus dem sibirischen Leben.

Die Gerechtigkeit verlangt es, zu konstatieren, daß das Benehmen der Beamten, sowohl derjenigen, mit denen wir unterwegs zusammenkamen, als auch derjenigen, die uns eskortierten, uns gegenüber überhaupt ein gutes war. Veranlaßt wurde dies wohl durch ihren Wunsch, unangenehme Zusammenstöße zu vermeiden, zu denen wir, um die Wahrheit zu sagen, jeden Augenblick bereit waren, die aber ganz und gar nicht im Interesse der Beamten lagen, welche sich nur Mühe gaben, uns recht schnell, womöglich ohne Skandal, weiterzubefördern und uns anderen Beamten, denen, die nach ihnen an die Reihe kamen, zu übergeben. Selbstverständlich nutzten wir das aus und wurden manchmal anspruchsvoll. So verlangten wir in der Stadt Mariinsk, im Gouvernement Tomsk, wo uns auf der Poststation der Polizeichef des Ortes und ein Gendarmerieoffizier empfingen, Pelze für uns und begründeten diese Forderung damit, daß uns bei den Nachtfahrten fröre. Obwohl der Instruktion gemäß Pelze den Gefangenen nur im Winter verabfolgt werden, erhielten wir sie hier doch im Sommer, und natürlich, ohne daß sie uns angerechnet wurden; vielmehr wurde bei Anbruch des Winters jedem von uns noch ein Pelz geliefert, so daß wir dann jeder zwei hatten.

Am dritten Tage kamen wir in Krasnojarsk an, wurden im Stadtgefängnisse untergebracht und erwarteten dort die weiteren Anordnungen des Generalgouverneurs von Ostsibirien.

So hatten wir denn unsere Reise durch das europäische Rußland und Westsibirien vollendet und befanden uns jetzt in einer Stadt, die schon als eine Grenzstadt von Ostsibirien gilt.

Wir hatten unser Logis im oberen Stockwerke des rechten Flügels des Gefängnisses bekommen; aus diesem Flügel waren die Kriminalgefangenen weggeschafft, und er war dann speziell für die politischen Gefangenen eingerichtet worden. Das Zimmer, welches neben dem unsrigen lag, war mit weiblichen politischen Gefangenen belegt, etwa zehn an der Zahl, die auf administrativem Wege verschickt wurden, vorzugsweise aus südrussischen Städten: Odessa, Nikolajew, Cherson und Kischinew. Unter den administrativ Verschickten saß in demselben Zimmer damals auch eine zu Zwangsarbeit Verurteilte, Maria Kowalewskaja, die in Kiew bei unserem Prozesse verurteilt worden war und wegen Krankheit hier hatte zurückbleiben und sich von ihren Kameradinnen trennen müssen, die bereits auf dem Etappenwege nach Irkutsk abgegangen waren. Die übrigen Zimmer unserer Abteilung waren noch unbelegt.

Das Zimmer, in dem ich mit meinen Kameraden sitzen mußte, lag mit seinen Fenstern nach Osten zu, d. h. nach der Richtung, wohin unser weiterer Weg führte. Ich pflegte auf das Fensterbrett hinaufzuklettern und manchmal ganze Stunden lang nach jener Seite zu blicken. In der Ferne außerhalb der Stadt zog sich eine gewaltige Vertiefung hin, in der der Jenissei floß, was man aber nur vermuten konnte, da der Fluß selbst nicht sichtbar war. Noch weiter, hinter der Vertiefung, erschloß sich eine Aussicht auf eine weite, hochgelegene Steppe, die ganz in der Ferne am Horizonte in einer Kette steil aufsteigender,

bewaldeter Berge ihren Abschluß fand. Besonders ist mir ein Berg erinnerlich, der sich durch seinen nackten, rundlichen Gipfel vor den übrigen auszeichnete. Wenn ich diesen kahlen, am Horizonte aufragenden Berg betrachtete, so vergegenwärtigte ich mir in der Phantasie immer die Poststraße, die in Serpentinen hinaufführte. Ob der Trakt nach Irkutsk wirklich über diesen Berg ging oder nicht, kann ich nicht sagen, da ich nachher, als ich diesen Weg zu gehen hatte, die Oertlichkeit nicht wiederzuerkennen vermochte. In der Nähe sah ich ganz und gar nicht das, was ich mir aus der Ferne, vom Fenster aus, vorgestellt hatte. Das Tal des Jenissei, namentlich die Inseln, erwies sich als mit dichtem Weidengebüsch bewachsen. Auch die Berge hatten ein anderes Aussehen. Sehr möglich, daß der kahle Berg, den ich so eifrig betrachtet hatte, irgendwo ganz seitwärts vom Trakte liegen blieb und ich ihn überhaupt nicht mehr zu sehen bekommen habe, außer eben vom Gefängnisfenster aus. Jedenfalls ist mir aber bis auf den heutigen Tag das Bild erinnerlich, das sich meinen Augen vom Fenster des Krasnojarsker Gefängnisses aus darbot: das Tal des Jenissei, über dem ein leichter, bläulicher Nebel ruhte, und fern am Horizonte die scharfgezeichnete Kette bewaldeter Berge. Jedesmal, wenn ich dorthin blickte, geriet meine Phantasie in unruhige Bewegung und stellte mir das freie Leben inmitten der wilden Natur lebhaft vor Augen. Ich hörte bereits das Rauschen der riesigen Fichten, die hoch über meinem Haupte ihre gelben Aeste ausbreiteten. Ich sah das Halbdunkel des Urwaldes, ich sog den harzigen Geruch der Tannennadeln und den aromatischen Duft der Himbeersträucher ein, die mit ihren roten Fruchtbüscheln beinah bis zur Erde hinabhingen. Dicke Tautropfen hingen an den Beeren, zitterten beim leisesten Windhauche und schillerten in den Farben des Regenbogens. Und auch in meinem eigenen Innern war ein Zittern und

Sehnen! Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn ich nur hätte auf jenen Bergen umherschweifen können!

Aus dem oberen Stockwerke des rechten Flügels des Gefängnisses waren, wie schon gesagt, die Kriminalgefangenen ausquartiert worden. Es sollte anscheinend in diesem Gefängnisse eine Sammelstelle für die politischen Verbrecher, die nach Ostsibirien zogen, eingerichtet werden. Und dem war wirklich so. Einige Zeit nach unserer Ankunft füllten sich die leeren Zimmer an unserem Korridor mit neuen Ankömmlingen. Dies waren administrativ Verschickte, die nach Sibirien transportiert wurden, namentlich aus den südlichen Gouvernements. Merkwürdig war, daß man uns, die wir der bürgerlichen Rechte beraubt waren und zur Zwangsarbeit verschickt wurden, von Tomsk bis Krasnojarsk auf Postwagen hatte fahren lassen, während man die administrativ Verschickten, d. h. Leute, die der bürgerlichen Rechte nicht beraubt waren und ohne Urteil nach Ostsibirien gesandt wurden, auf jener selben Strecke mit Abteilungen von Kriminalgefangenen in Etappenmärschen transportiert hatte. Danach schien es, daß wir Verurteilten uns in einer bevorzugten Stellung befanden.

Die Zeit, die wir in dem Krasnojarsker Gefängnisse inmitten einer großen Gesellschaft verbrachten, verging unvermerkt unter freundschaftlichen Gesprächen und wechselseitigen Mitteilungen über Pläne und Hoffnungen. Die allgemeine Stimmung war eine angeregte und sogar, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine gehobene. Die Regierung hatte die Verfolgungen verschärft und verschickte die „unzuverlässigen Elemente" zu Hunderten; aber diese gingen nach Sibirien, ohne sich überwunden und ohne sich dadurch vernichtet zu fühlen, daß sie irgendwohin an das Ende der Welt gesandt wurden. Im Gegenteil, alle blickten der Zukunft kühn entgegen und glaubten an einen glücklichen Erfolg des Kampfes. Die Verschickten in

Krasnojarsk bildeten keine Ausnahme, und von ähnlichem Geiste waren damals alle erfüllt, die sich an unserer revolutionären Bewegung beteiligt hatten. Man konnte sich schwer zu der Ansicht verstehen, daß eine solche Stimmung spurlos vorübergehen werde. Unwillkürlich erwartete man daher in nächster Zukunft hervorragende revolutionäre Ereignisse.

In den ersten Tagen nach unserer Ankunft in Krasnojarsk wurde unser Zimmer verschlossen gehalten. Aber als dann die administrativ Verschickten da waren, brachten wir unsere Zeit oft alle zusammen zu, und nur für die Nacht wurden wir wieder in unsere Zimmer eingeschlossen. Ich sehe noch jetzt überaus lebendig den Korridor des Krasnojarsker Gefängnisses vor mir und jene lärmende, muntere Schar junger Leute, die auf dem Korridor und in den Zimmern sich flink umhertummelten. Da hörte man Gelächter und Gespräche. Die einen ereiferten sich und stritten über irgendwelche Fragen; andere ergingen sich in Erinnerungen und redeten leise mit einander. Die jugendlichen Gesichter mit dem geistig regen Ausdruck stimmten weder zu den grauen Gefangenenkitteln, die ihnen um die Schultern hingen, noch zu den eisernen Gittern, die in die Korridorfenster eingefügt waren. Neben der Glastür auf dem Korridor stand der Schließer und auf der anderen Seite der Tür eine Schildwache, und beide lächelten. Diese Tür trennte unsern Korridor, d. h. unsere Abteilung, von dem übrigen Gefängnisse und war deshalb stets verschlossen. Auf den grimmigen Gesichtern des Schließers und des Postens spielte ein Lächeln. Mit Rücksicht auf den Dienst hätten sie eine würdevolle und finstere Miene zeigen müssen; aber sie konnten nicht ernsthaft bleiben, wenn sie die lustigen Gruppen junger Leute ansahen, die fortwährend bei ihnen vorbeiliefen. Was mochten der Schließer und der Posten dabei denken? Das war schwer zu erraten; aber zweifellos machte es beiden un=

vergleichlich viel mehr Vergnügen, hier zu stehen als in den anderen Abteilungen des Gefängnisses.

Ja, unter munterem Lärm ging das Leben in dem Krasnojarsker Gefängnisse hin, obgleich vielen schon damals der Tod über die Schulter blickte. So vergiftete sich bald darauf eine auf administrativem Wege Verschickte, ein Fräulein Patrujewa, mit Schwefelhölzern in der Stadt Jenisseisk, wohin sie aus dem Krasnojarsker Gefängnisse zum Zwecke der Ansiedelung transportiert war. Ich besinne mich auf sie recht wohl: sie war ein junges, hübsches Mädchen, beinah noch ein Kind. In ihren runden, grauen Augen lag ein solcher Ausdruck kindlicher Zutraulichkeit, daß man nur einmal hineinzuschauen brauchte, um für sie Teilnahme und Mitleid zu empfinden. Sie war so lebhaft und heiter! Die weißen Zähne blitzten oft hinter den vollen Lippen hervor, was ihr eine gewisse Aehnlichkeit mit einem kleinen wildlebenden Tiere aus der Ordnung der Nager verlieh. Wir nannten sie »die Springmaus«. Fräulein Patrujewa war die jüngste in dem Zimmer, wo die weiblichen Gefangenen saßen, so jung, daß sie noch das Bedürfnis nach mütterlichen Liebkosungen hatte; wenigstens fand sie offenbar Gefallen daran, sich unter der Bevormundung und dem Schutze der zur Zwangsarbeit verurteilten Maria Kowalewskaja zu befinden, die erheblich älter war als sie. Welches der Grund für ihre Verschickung nach Sibirien war, weiß ich nicht, ebensowenig wie ich die Ursache weiß, die sie zum Selbstmorde getrieben hat. Die arme, kleine »Springmaus«!

Während meines Aufenthaltes im Gefängnis zu Krasnojarsk kamen, soweit ich mich erinnern kann, aus Tomsk in Etappenmärschen zwei Trupps von administrativ Verschickten an. Da sie also die Einrichtung dieses Transportverfahrens kennen gelernt hatten, machten sie uns selbstverständlich sofort Mitteilung davon. Damals zuerst keimte in mir auf Grund der

so gewonnenen Kenntnis der Gedanke, mittelst eines sogenannten „Tausches" zu entweichen.

Dies Verfahren, von dem ich übrigens schon früher einiges gewußt hatte, war folgendermaßen beschaffen. Während der Etappenreise wechselten die eskortierenden Soldaten und Offiziere alle zwei Tage, und die Gefangenen benutzten den Umstand, daß sie denselben nicht von Gesicht bekannt waren, um, mitunter für eine ganz geringfügige Belohnung, ihre Namen unter einander zu vertauschen, und damit zugleich natürlich auch die Strafen, die über einen jeden verhängt waren. Der Ansiedler übernimmt den Namen eines zu Zwangsarbeit Verurteilten und geht statt seiner in die Bergwerke; dieser aber seinerseits geht irgendwohin nach dem Gouvernement Jenisseisk oder Irkutsk, um sich anzusiedeln, und wird ein freier Mann.

Einen derartigen Tausch gedachte auch ich auf dem Wege nach Irkutsk zu bewerkstelligen, wohin wir, wie uns bekannt war, in Etappenmärschen transportiert werden sollten.

Zehntes Kapitel.

Das Leben auf dem Etappenmarsche.

Das Gefängnis für Verschickte in Krasnojarsk. — Vorbereitung zum Auszuge. — Marschordnung; meine Stimmung. — Auf der Fähre über den Jenissei. — Das Nachtquartier; Lockerung der Fesseln; Aufbruch am Morgen. — Die Landstreicher: Ursprung; Zusammenhalten; Einfluß. — Das Verhältnis zwischen dem Offizier und den Gefangenen. — Ein origineller Landstreicher. — Züge aus dem Landstreicherleben. — Kriminalgefangene besseren Standes.

Im letzten Drittel des August wurde uns eröffnet, daß sechs von uns in Etappenmärschen nach Irkutsk abgehen sollten. Diese sechs waren: die beiden Brüder Isbitzki, Woloschenko, »der Unbekannte«, Feochari und Oprüschko. Die ersten fünf

stammten von den Kiewer Prozessen her. Oprüschko war wesentlich früher verurteilt worden, hatte nunmehr bereits seine Zwangsarbeit in dem Charkower Gefängnisse erledigt und wurde jetzt zum Zwecke der Ansiedelung nach Ostsibirien geschickt. Somit war ich nicht auf die erste Liste der in Etappenmärschen zu Transportierenden gekommen. Das behagte mir im Hinblick auf meinen Fluchtplan sehr wenig, und ich bemühte mich, in den ersten Trupp aufgenommen zu werden. Meine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt: Oprüschko blieb bis zum nächstfolgenden Trupp zurück (es ging ein solcher allwöchentlich an einem bestimmten Tage ab), und ich trat an seine Stelle.

Und so wurden denn eines Tages am frühen Morgen wir sechs aus dem Gefängnisse hinausgeführt und marschierten zu Fuß unter Eskorte nach der Stadt zu; denn das Gefängnis liegt außerhalb der Stadt. Nachdem wir auf dem Wege bis zur Stadt und durch die Stadt hindurch eine ziemliche Entfernung zurückgelegt hatten, befanden wir uns vor einem einstöckigen hölzernen Gebäude, mit Fenstern nach der Straße zu und mit einem hohen, hölzernen Staketenzaun, der sich links an der Straße hinzog. Dies war das Gefängnis für die Verschickten. Der gewaltige Torweg, der auf den Hof führte, war verschlossen, und wir wurden durch das Nebenpförtchen hineingelassen. Wir betraten den geräumigen, von dem hohen Zaune umgebenen Hof und begaben uns zu der Freitreppe eben jenes nach der Straße zu gelegenen Gebäudes. Dort war das Bureau untergebracht. In einem Zimmer erblickten wir den Etappenoffizier und noch einige Angestellte, wahrscheinlich Schreiber. In dieses Zimmer ging auch unser Inspektor hinein, der uns aus dem Gefängnisse herbegleitet hatte. Er hatte die Obliegenheit, uns dem Etappenkommandanten unter Beobachtung aller dafür erlassenen Vorschriften

zu übergeben, das heißt: ihm unser Nationale einzuhändigen, in dem gesagt war, wer wir wären, wofür wir verurteilt seien, welche Strafe wir erhalten hätten u. s. w.; auch hatte er ihm nach einem Verzeichnisse unsere fiskalischen Ausrüstungsgegenstände zu übergeben, und dergleichen mehr.

Unterdessen erscholl aus einem benachbarten Zimmer ein scharfer Klang, der von Schlägen eines Hammers auf Eisen herrührte, und als ich einen verstohlenen Blick hineinwarf, sah ich einen Schmied, der die Ketten an den Beinen eines Gefangenen vernietete. Als das Geschäft beendet war, kam der eingeschmiedete Gefangene auf den Hof heraus, von wo dann durch einen Transporteur ein anderer Gefangener zu demselben Zwecke hineingeführt wurde, dann ein dritter u. s. w. Vor dem Abgange eines Trupps mußten bei allen Gefangenen die Fußfesseln durchgesehen werden. Die Kriminalgefangenen wanderten gruppenweise auf dem Hofe umher; aber wir wurden nicht zu ihnen hingelassen, sondern mußten uns im Bureau aufhalten. Am gegenüberliegenden Ende des Hofes sahen wir ein anderes, gleichfalls einstöckiges Gebäude, das aber beträchtlich breiter und länger war als das diesseitige. Die Gefangenen gingen dort fortwährend aus und ein. Offenbar lagen dort die für ihre Aufnahme bestimmten Räume.

Endlich wurden wir dem Etappenoffizier übergeben. Der Schmied untersuchte die Fußfesseln des »Unbekannten« und Feocharis, indem er mit dem Hammer daraufklopfte, um sich zu überzeugen, daß sie ganz seien und keinen Sprung hätten. Nun war alles revidiert, erledigt, die Papiere unterschrieben und beglaubigt. Da erhoben sich die Beamten und traten auf die Freitreppe hinaus. Der Offizier gab einen Befehl, der Unteroffizier kommandierte, und die Gefangenen stellten sich mitten auf dem Hofe in zwei Reihen auf. Die Durchzählung begann. Wir standen immer seitwärts, von den übrigen Ge-

fangenen abgesondert. Stimmt es? fragte endlich der Offizier. Der Unteroffizier nannte die Zahl. Es ergab sich, daß unser Trupp im ganzen aus etwa 180 Mann bestand. Nun, dann mit Gott vorwärts! rief der Offizier und wies mit der Hand nach dem Tore.

Das gewaltige Tor öffnete sich; zuerst traten Soldaten mit Gewehren auf die Straße; hinter ihnen quoll dicht gedrängt die Schar der Gefangenen hinaus.

Als wir vor das Tor traten, erblickte ich die eskortierenden Soldaten, den in der Mitte derselben zusammengedrängten Haufen der Gefangenen und etwa fünfzehn Wagen, von denen drei für uns bestimmt waren. Wir legten die Säcke mit unseren Sachen darauf. Wieder erscholl ein Kommando, und der Trupp bewegte sich auf dem Wege vorwärts. Ganz vorn ging eine Anzahl Soldaten; hierauf folgten die zu Fuß marschierenden Gefangenen, dahinter fuhren auf Wagen ihre Frauen und Kinder; dann kamen die Wagen mit den vornehmeren Kriminalgefangenen, und wir endlich schlossen den Zug. Hinter dem Trupp ging eine Abteilung Soldaten mit Gewehren und desgleichen eine Kette Soldaten auf beiden Seiten.

Ich muß gestehen, unser Zug erinnerte mich sofort an einen Leichenzug. Nur hatten wir statt der Kirchensänger und der Musik den Klang der Fesseln, der aus den vorderen Reihen ertönte; aber die dahinter im Schritt fahrenden Weiber und Kinder erinnerten stark an die Angehörigen und nahen Freunde des Verstorbenen. Auch waren ihre — und aller — Gesichter so sorgenvoll und traurig! Wir hatten sogar unsern Leichenwagen, oder eigentlich nicht einen, sondern sogar ihrer zwei: zwei Wagen waren hochbeladen mit den Habseligkeiten der Gefangenen; diese Habseligkeiten waren in leinene fiskalische Säcke verpackt, die, mit Stricken nach allen Richtungen stark festgeschnürt, sich wie zwei ordentliche Berge über den

Wagen erhoben, welche mitten in dem langsam dahinschreitenden Trupp einherfuhren. Unsere Leichenwagen hatten wir also. Aber wo sich der Tote selbst befand, das ließ sich schwer erraten. Und das war nicht erstaunlich, da hier nicht nur ein Toter vorhanden war, sondern 180. Wahrlich, ein großartiger Leichenzug, bei dem 180 Menschen mit einem Male zu Grabe gebracht wurden!

Aber dieser trübselige Vergleich ging mir nur am Anfang durch den Kopf; später stumpfte sich der Eindruck ab, ja, mehr als das: es erfüllte mich sogar eine gewisse Neugier und Heiterkeit. Sibirien, von dem ich in Prosa und in Versen so viel Schreckliches gehört hatte, Sibirien, dieses Reich der Schneestürme, wurde jetzt mit jedem Schritte, je weiter ich in sein Inneres eindrang, immer interessanter. Seine gewaltigen Ströme, seine Urwälder, seine Berge, die schon aus den Fenstern des Krasnojarsker Gefängnisses sichtbar gewesen waren, und die ich nun bald vor mir sehen sollte, mit einem Worte alles, was einen eingefleischten Liebhaber des Stadtlebens schrecken konnte, hatte für mich nicht nur nichts Schreckliches, sondern zog mich sogar geradezu an. Die Stadt mit ihrem Komfort reizte mich in diesem Augenblicke wenig, da ich wußte, daß ich zugleich mit dem Komfort dort auf Schritt und Tritt Gendarmen und Spione vorfinden würde; meine Nerven aber waren von diesen widerwärtigen Dingen ganz müde und matt geworden, und ich wünschte mich irgendwohin — meinetwegen in die Hölle — wenn ich nur keine Gendarmerievisagen zu sehen brauchte.

Auf dem Wege durch die Straßen kam unser Trupp allmählich zum Ufer des Jenissei hinab und machte hier Halt, um auf die Fähre zu warten, die sich augenblicklich am gegenüberliegenden Ufer befand. Die Gefangenen setzten sich auf die Erde, und viele von ihnen machten sich daran, ihr Schuh-

zeug zu wechseln. Ich bemerkte, daß dabei einige auch die Fußfesseln über den Hacken herunterzogen. Bald darauf kam der Etappenoffizier, der vorher irgendwo zurückgeblieben war, uns wieder nachgefahren, und ich wunderte mich sehr, daß die Gefangenen, ohne sich durch seine Anwesenheit im geringsten stören zu lassen, fortfuhren ihre Fesseln abzustreifen. Aber nun legte der Prahm an unserm Ufer an, und seine Beladung begann. Bald war das Fahrzeug mit Wagen und Menschen angefüllt. Unter den andern gingen auch wir hinein. Dies war das erstemal, wo wir uns endlich unter den Schwarm der Gefangenen mischen konnten, und ich erinnere mich, daß dieser Umstand auf mich einen großen Eindruck machte. Ich war gewohnt, Gendarmen und Soldaten um mich zu sehen, und hier, wo ich mich auf einmal von fremden Leuten umringt fand und noch dazu von einer solchen Masse, daß man fürchten konnte, in ihr erdrückt zu werden, fühlte ich mich plötzlich sehr viel freier. Bisher hatte ich die Augen zweier Transporteure speziell auf mich gerichtet gesehen; diese beiden Posten waren keinen Schritt von mir gewichen; sie hatten ausschließlich mich und keinen andern bewacht; das hatte ich jeden Augenblick empfunden. Hier sah ich mich inmitten einer großen Menge, wenn es auch Gefangene waren, aber doch inmitten einer Menge, die aus vielen Dutzend Menschen bestand (der Trupp war in zwei Hälften geteilt worden, da der Prahm nicht alle fassen konnte), und diese Menge wurde von höchstens zwanzig Soldaten eskortiert; die übrigen Soldaten waren mit der anderen Hälfte am Ufer geblieben. Für die bei uns befindlichen Soldaten aber bildete meine Persönlichkeit, mein Ich, offenbar keinen Gegenstand besonderen Interesses; dieses mein Ich war hier auf das allgemeine Niveau zurückgesunken und war eben nur ein gewöhnlicher Durchschnitts-Gefangener, der nur gezählt wird, aber den von Gesicht zu kennen man nicht für

nötig hält. Dies alles erregte in mir ein Gefühl von großer Freiheit.

Unterdessen beschrieb unsere Fähre, von der Strömung getrieben, einen gewaltigen Bogen an einem Seil, das in der Mitte des Stromes verankert war. Anfangs, solange sie noch nahe am Ufer war, hatte sie sich langsam bewegt; aber dann wuchs ihre Geschwindigkeit allmählich, und in der Mitte des Flusses flog das Fahrzeug ordentlich; als es näher an das gegenüberliegende Ufer herangeschwommen kam, verminderte es seine Geschwindigkeit wieder. Die Fähre legte am Ufer an, und wir stiegen aus. Uebrigens war dies noch nicht das Ufer des Jenissei, sondern nur eine Insel, die den Jenissei in zwei breite Arme teilte. Sie war niedrig und sandig, ganz mit Weidengebüsch bewachsen. Nachdem wir sie überschritten hatten, wurden wir über den zweiten Flußarm übergesetzt und stiegen nun am rechten Flußufer aus. Dort warteten wir, bis die übrigen Gefangenen sich wieder mit uns vereinigt hatten, und hierauf begann unser Trupp seinen Marsch auf dem Trakte.

Ich ging die ganze Zeit über zu Fuß, ohne mich auf den Wagen zu setzen, der im Schritt mitfuhr, und auf dem nur mein Sack mit den Sachen lag. Die körperliche Ermüdung gewann allmählich über alle anderen Empfindungen die Oberhand; aber selbst diese Ermüdung war mir angenehm, da ich sie lange Zeit nicht durchgemacht hatte.

Am Abend kamen wir auf einer Zwischenetappe an. Hier erblickte ich wieder ein einstöckiges, hölzernes Gebäude mit vergitterten Fenstern und einem hohen Staketenzaun, der den Hof umgab. Der gewaltige, aus Bohlen bestehende Torweg war verschlossen, als unser Trupp anlangte. Bei dem verschlossenen Tore machten die Gefangenen Halt und ordneten sich in zwei Reihen. Der Aelteste lief geschäftig hin und her und bemühte sich, die Reihen in gerade Richtung zu bringen.

Der Unteroffizier zählte die Gefangenen durch und ordnete darauf an, daß das Tor geöffnet werde. Dies geschah; ein betäubendes Hurra erscholl, und die Gefangenen stürzten, so schnell sie nur laufen konnten, einander drängend und stoßend, durch das Tor hinein. Es entstand ein wütender Tumult: Geschrei, Zank, Kettengeklirr. Die Menge drängte sich im Durchgange so dicht, daß es schien, als würden die Seitenpfosten des Tores jeden Augenblick umbrechen. Die Vordersten, denen es gelungen war, sich aus diesem festgekeilten Gedränge herauszuarbeiten, liefen Hals über Kopf zum Gebäude, stürzten in die Zimmer und nahmen die Plätze auf den Pritschen in Besitz. Der ganze Zweck war gewesen, sich eines bequemen Platzes zum Nachtlager zu bemächtigen. Es muß indessen bemerkt werden, daß die besten Plätze in jedem Falle den Landstreichern überlassen wurden, die sich in dem Trupp eines gewissen Ansehens erfreuten.

Diese stürmische Szene wiederholte sich später mit geringen Abweichungen jedesmal, wenn unser Trupp zum Nachtquartier gelangte und in den Hof des Etappengebäudes einzog.

Nachdem so die Menschen drinnen waren, fuhren auch die Wagen mit den Sachen hinein, und die Gefangenen begannen sie abzuladen. Dann fuhren die Wagen weg, das Tor wurde verschlossen und am Nebenpförtchen eine Schildwache aufgestellt.

Die Anordnung der Zimmer war fast in allen Etappengebäuden ein und dieselbe, und diese erste Zwischenetappe unterschied sich, soviel ich mich erinnern kann, nicht von den andern. Die „vornehmen" Zimmer, die einen besonderen Korridor und einen besonderen Ausgang hatten, befanden sich an der Vorderseite des Gebäudes, deren Fenster nach der Straße zu lagen (die Etappen und die Zwischenetappen stehen gewöhnlich am Ende des Dorfes). Auf der Nebenseite, die sich am Hofe

hinzog, waren zwei sogenannte „gemeinsame Zimmer", von denen das eine mit seinen Fenstern nach außen blickte, das andere nach innen, auf den Hof. In dem hinteren Teile des Gebäudes waren die Zimmer für diejenigen Gefangenen, welche Familie hatten, und ebendort, nur in einer anderen Abteilung, war die Eskorte untergebracht.

Nach der Ankunft auf der Zwischenetappe beschäftigten sich die Gefangenen vor allen Dingen mit der Herrichtung ihrer Mahlzeit. Auf dem Hofe wurden Holzfeuer angezündet. Jeder bereitete sich sein Essen aus den Viktualien, die es ihm gelungen war bei den Bauerfrauen zu kaufen, welche auf dem Hofe des Etappengebäudes alsbald nach dem Eintreffen des Trupps erschienen. Die Gefangenen erhielten von dem Offizier jeder zehn Kopeken Traktement (Personen vornehmen Standes fünfzehn), und für dieses Geld machten sie ihre Einkäufe.

Mit Anbruch der Dunkelheit wurden die Gefangenen in die Zimmer getrieben, noch einmal kontrolliert, d. h. durchgezählt, und für die Nacht eingeschlossen.

Die Zimmer waren im Verhältnis zu der Zahl der Gefangenen so klein, daß die Plätze auf den Pritschen nicht für alle ausreichten; beinah die Hälfte machte sich mit ihren Säcken und mit einer Streu ihr Lager unter den Pritschen, auf dem Fußboden und in den Korridoren. Viele quartierten sich bei uns im „vornehmen" Zimmer ein, worüber wir übrigens sehr froh waren, da uns dies die Möglichkeit gab, recht schnell Bekanntschaften anzuknüpfen. Nur die Ausgangstüren waren für die Nacht verschlossen, so daß die Gefangenen unbehindert aus einem Zimmer in das andere hinübergehen konnten; außerdem hatten sie, wie oben gesagt, auch die Korridore für ihr Nachtlager in Benutzung genommen. Auf dem Korridor waren in einer Ecke neben der Ausgangstür für die Nacht gewaltige

Nachtgeschirre aufgestellt; auf demselben Korridor, aber am entgegengesetzten Ende, hatte ein Händler seinen Standplatz genommen mit einem Kasten, in dem er Waren wie Tee in Ziegelform, Zucker, Talglichte, Tabak und andere Artikel verwahrte, wie sie die Gefangenen gebrauchen konnten. Das Etablissement war also eine Art von fliegendem Kramladen bei dem Trupp, gleichzeitig aber — oder sogar vielleicht hauptsächlich — ein Spielhaus. Auch jetzt brannten neben dem Händler Lichte, und um ein paar Kittel herum, die auf dem Fußboden ausgebreitet waren, saßen etwa zehn Menschen und spielten Karte.

In den Zimmern herrschte unterdessen der schrecklichste Lärm und Spektakel, und mitten aus diesem Lärme schollen von Zeit zu Zeit scharfe, hellklingende Schläge auf Eisen heraus. Diese Schläge wurden gegen die Fesseln ausgeführt. Die Gefangenen reckten die Vernietungen in den Fesseln aus, nämlich in dem Ringe, der das Bein umspannte, damit es möglich würde die Fesseln über den Hacken herunterzuziehen. Ich war überzeugt, daß diesen Ton von dem Auseinandertreiben der Fesseln auch die Soldaten und der Offizier recht wohl hörten; aber sie beachteten das nicht weiter. Dieser selbe Offizier, der noch heute Morgen vor dem Aufbruche aus Krasnojarsk so sorgfältig bei allen Gefangenen die Fesseln revidiert und dem Schmiede befohlen hatte, sie zu vernieten, sobald er sie bei einem nicht in Ordnung fand, dieser selbe Offizier hörte jetzt, in seinem Zimmerchen auf der Zwischenetappe sitzend, es ruhig mit an, wie die Gefangenen diese soeben hergestellten Vernietungen auseinandertrieben. Bis nach Irkutsk ist es ein Etappenmarsch von zwei Monaten; nicht jeder war imstande einen so langen Weg in Fesseln zurückzulegen; daher trieben auf der ersten Zwischenetappe viele Gefangenen eigenmächtig die Vernietungen auseinander, damit sie die Fesseln von den Füßen

abstreifen, in den Sack stecken und so mit sich führen könnten, ähnlich wie sich ein verabschiedeter Offizier eine Uniform hält, die er nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt. Unser Offizier hatte heute früh bei der Uebernahme des Trupps gezeigt, daß er das Gesetz streng beobachtete, welches die Einschmiedung der Gefangenen verlangte; jetzt auf der Zwischenetappe sah er mit philosophischer Ruhe die Verletzung dieses selben Gesetzes mit an; er sagte sich offenbar, daß dies Gesetz zu den tatsächlichen Verhältnissen des Etappenmarsches schlechterdings nicht passe.

In das „vornehme" Zimmer, wo wir untergebracht waren, hatte sich eine Menge Volk hineingedrängt; die Stickluft und der üble Geruch waren unerträglich, trotzdem die Fenster die ganze Nacht hindurch offen standen. Aber all das war noch gar nichts im Vergleich mit dem Zustande, der in den gemeinsamen Zimmern und besonders auf dem Korridor herrschte. Die Nachtgeschirre waren während der Nacht übervoll geworden, und der Inhalt floß über den Rand und rann auf dem Fußboden hin, indem er einen schrecklichen Gestank verbreitete; und dicht dabei, neben diesem Schmutze, schliefen die unglücklichen Gefangenen!

Bei Tagesanbruch schlossen die Soldaten die Ausgangstür auf, und die Gefangenen in den Zimmern wurden lebendig: sie standen auf, packten ihre Sachen in die Säcke, kurz, machten sich marschbereit. Die Korridore und Zimmer wurden gesäubert und in Ordnung gebracht. Endlich erscholl das laute Kommando des Aeltesten: „Kommt hinaus zur Kontrolle!" und die ganze Masse der Gefangenen begab sich aus den Zimmern auf den Hof. Hier stellten sie sich wieder in zwei Reihen, und der Unteroffizier zählte sie durch. Der Offizier war nicht da; er kam überhaupt aus seinem Logis nicht heraus. Unterdessen waren zwei Wagen auf den Hof gefahren; sie wurden mit den

Säcken beladen und diese mit Stricken festgeschnürt. Als alles bereit und die Kontrolle beendet war, setzte sich der Trupp wieder in Marsch.

Am Abend kamen wir auf einer Etappe an, die sich von der vorhergehenden Zwischenetappe nur dadurch unterschied, daß sie ein klein wenig geräumiger war. Geräumiger war hauptsächlich die Unterkunft für die Soldaten und namentlich für den Offizier; auf der linken Seite des Etappenhofes war für ihn ein besonderes Häuschen erbaut. Hier hatte unser Trupp einen Rasttag, in dessen Verlaufe der Offizier, der uns aus Krasnojarsk eskortiert hatte, den Trupp einem neuen Etappenoffizier übergab. Das alte Kommando kehrte hierauf wieder nach Krasnojarsk zurück, und unser Trupp zog nunmehr unter der Eskorte einer neuen Mannschaft weiter.

So wechselten untereinander Zwischenetappen mit Etappen, wo es einen Rasttag gab. An den Rasttagen wurden bei der Uebergabe des Trupps besonders sorgfältige Kontrollen veranstaltet, indem sowohl die Gefangenen selbst nach dem Nationale aufgerufen, als auch die fiskalischen Sachen, die sie in Händen hatten, revidiert wurden.

Bei uns, wie bei den anderen sibirischen Trupps, die auf den Etappenstraßen marschierten, bildeten die Landstreicher das dominierende Element; sie gaben durchweg den Ton an. Die Ursache dazu lag in ihrer verhältnismäßig festen Organisation; außerdem nahmen sie an und für sich eine hohe Stellung auf der hierarchischen Stufenleiter unter den Gefangenen ein. Ein zur Zwangsarbeit Verurteilter, der aus den Bergwerken entflohen ist, bemüht sich an die Grenzen des europäischen Rußlands zu gelangen; dort gibt er sich im Falle der Arretierung als einen Landstreicher, als einen »Erinnerungslosen« (Spitzname der Landstreicher, die sich vorgeblich weder ihrer Herkunft noch ihres Namens erinnern können). Besonders vor=

teilhaft ist es aber bei etwaiger Festnahme für ihn, wenn er einen „Ort" hat, das heißt: sich den Namen irgend eines spurlos Verschwundenen beilegt; in diesem Falle ist sein Schicksal völlig sichergestellt: er wird nach dem Orte hingebracht, dort wegen Landstreicherei abgeurteilt, und über seine Vergangenheit ist für alle Zeit ein Schleier gebreitet. So rekrutieren sich die Reihen der Landstreicher hauptsächlich aus den zur Zwangsarbeit Verurteilten, und in fast jedem Landstreicher verbirgt sich ein Zwangsarbeiter.

Den Grund zu dem bedeutenden Einflusse der Landstreicher hat man, wie schon gesagt, in ihrer vergleichsweise straffen Organisation zu suchen. Ein Landstreicher nimmt sich immer des anderen an; ein Ansiedler braucht nur aus irgendwelchem Anlaß Streit mit einem Landstreicher zu bekommen, so ist auch sofort ein ganzer Haufe anderer Landstreicher da, um ihrem Kameraden zu helfen, und der Streit endet fast immer zu Gunsten des Letzteren. Ich war wiederholentlich Zeuge, wie dabei das Recht in frechster Weise verletzt wurde. Landstreicher, die in verschiedenen Gefängnissen sitzen, stehen unter einander in Verkehr. Die Wände der Etappengebäude sind voll von ihren Inschriften, in denen sie sich Mitteilung von einander machen. „Mit dem sechsten Trupp 1879 kam Iwan Nikolajew hier durch; er grüßt Kirpitschew," so liest man da (die Trupps werden mit Nummern bezeichnet; so war unser Trupp der achte). Oder: „Wo bist du, Stepan Timofejewitsch? Antworte deinem Wassiljew, der hier mit dem vierten Trupp 1879 durchkam", u. s. w. Namentlich die Abtrittswände waren mit solchen Inschriften vollständig bedeckt. Offenbar weiß „Stepan Timofejewitsch", wer dieser „Wassiljew" ist, und weiß auch, wo er Nachrichten von ihm zu suchen hat. Sie sind beide schon wiederholt diesen Trakt entlanggezogen und werden ihn noch wiederholt entlangziehen;

sie haben sich früher zusammen als Landstreicher im Gouvernement Tomsk herumgetrieben, vielleicht sogar auch sich zusammen aus den Bergwerken an der Kara gerettet.

Wenn in irgend einer öden Gegend ein Jäger auftauchte, der sich mit der „Jagd auf Landstreicher" abgab, das heißt mit anderen Worten: Landstreicher um der Kleidung, des Beiles, der Kochkessel u. s. w. willen erschoß, so verbreitete sich die Kunde davon weithin in allen Gefängnissen, und die Landstreicher verabredeten sich, Rache zu nehmen. Und sie nahmen an solchen Jägern manchmal sehr grausam Rache. Einen Landstreicher während seiner Wanderschaft totzuschlagen würde mit gar keiner Gefahr verbunden sein, wenn nicht die anderen Landstreicher als Rächer aufträten. Der Landstreicher ist ein Individuum ohne Paß, von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, für den geradezu niemand Interesse hat, mit Ausnahme ihm ähnlicher, ebenso heimatloser Individuen, und sein Verschwinden aus der Welt erweckt natürlich nicht die Aufmerksamkeit der Polizei. Landstreicher haben mir erzählt, daß es solcher Jäger auf Landstreicher unter den Burjaten in Transbaikalien damals nicht wenige gab; ich erinnere mich, daß sie auch auf einen Bauern hinwiesen, der am sogenannten Jlginskischen Trakt im Gouvernement Jrkutsk wohnte, und von dem sie behaupteten, daß er gleichfalls Landstreicher erschossen habe.

Infolge dieses Kampfes für die eigene Existenz, der sowohl im Gefängnisse als auch in der Freiheit geführt werden mußte, war unter den Landstreichern die Kameradschaftlichkeit entstanden und erstarkt, deren Geist sich in dem gesamten Tone, der im Leben der sibirischen Etappentrupps herrschte, deutlich fühlbar machte. Dem Einflusse der Landstreicher war es zuzuschreiben, daß z. B. bei unserm Trupp so gut wie kein Fall von Angeberei vorkam, obgleich „Tausche" in Menge aus-

geführt wurden. Unter 180 Gefangenen hätten sich gewiß nicht wenige gefunden, die um geringer Vorteile willen zu Zuträgereien und Denunziationen geneigt gewesen wären, wenn sie nicht die Furcht vor dem Gerichte der Kameraden, namentlich der Landstreicher, und vor der mitunter sehr harten Bestrafung zurückgehalten hätte. Ich erinnere mich übrigens, wie ein Gefangener einen andern denunzierte, nämlich ein Ansiedler einen zur Zwangsarbeit Verurteilten, mit dem er für eine bestimmte Belohnung getauscht hatte. Welchen Sturm der Entrüstung rief das unter den Landstreichern hervor! Der Zwangsarbeiter befand sich bei unserem Trupp und wurde sofort arretiert. Der Angeber war zurückgeblieben, in einem Krankenhause; wahrscheinlich hätte er die Denunziation überhaupt nicht gewagt, wenn er mit dem Trupp zusammen marschiert wäre und sich unter aller Augen befunden hätte. Sofort wurden Jäger ausfindig gemacht, die es übernahmen, ihn zu erwarten und zu bestrafen, wenn er mit einem anderen Trupp vorüberkommen werde. Wie die Sache damals geendet hat, ist mir nicht bekannt; sehr möglich, daß der Denunziant getötet wurde.

So wagten also Denunzianten hier nicht zu denunzieren, gewerbsmäßige Diebe wagten hier nicht zu stehlen, und jeder ließ seine Habseligkeiten auf der Pritsche liegen, ohne Besorgnis, daß sie ihm einer wegnehmen werde. Dieser aus der Hefe der menschlichen Gesellschaft bestehende Trupp verstand es auf diese Weise, sein Leben auf eine gewisse moralische Höhe zu heben. Ein fremder Beobachter fühlte sofort, daß dieses Gesindel, mochte es seinen Charakter hier auch noch so frei bekunden, doch gewisse Grenzen nicht zu überschreiten wagte, daß hier ein starkes Gemeingefühl herrschte, welchem entgegenzutreten sogar gefährlich war. Als Resultat ergab sich die Möglichkeit inmitten dieser Leute zu leben, ohne daß man seinem moralischen Gefühle allzu viel Gewalt hätte anzutun

brauchen, und das galt selbst für Personen aus einer ganz anderen Sphäre. Dies waren die Wirkungen des Einflusses, den die Kameradschaftlichkeit der Landstreicher ausübte.

Aber wenn diese Kameradschaftlichkeit auf der einen Seite das Hervortreten mancher tadelnswerten Neigungen hemmte, so unterdrückte sie andererseits doch auch die Betätigung der persönlichen Freiheit in all den Fällen, wo eine Rückwirkung auf den Gang des gemeinsamen Lebens zu erwarten war. Hier war nicht die richtige Stelle, um sich in philosophischen Erörterungen über das Thema von der persönlichen Freiheit zu ergehen; die Persönlichkeit mußte sich hier den gemeinschaftlichen Bedürfnissen unterordnen. Man sollte meinen, es hätte für jeden Gefangenen nichts Natürlicheres geben können als nach der Freiheit zu streben; und doch wagte der Gefangene nicht zu fliehen ohne die Einwilligung der Uebrigen. Die Flucht des einen rief strengere Maßregeln gegen den ganzen Trupp hervor. Der ergrimmte Offizier (sein Ingrimm rührte davon her, daß die Flucht eines Gefangenen für ihn den Verlust der Gratifikation zur Folge hatte) ließ allen Gefangenen Handfesseln anlegen, den Aeltesten und die andern Anführer durchpeitschen u. s. w.

So wagte denn der Gefangene nicht eigenmächtig vom Trupp zu entfliehen; aber andererseits erlaubte ihm auch der Offizier, die Fesseln von den Beinen abzustreifen und während des Etappenmarsches frei zu gehen. Es hatten sich gleichsam wechselseitige Konzessionen und Verpflichtungen herausgebildet. Ich kann hier nur einzelne Beispiele solcher Verträge zwischen dem Gefangenentrupp und dem Etappenoffizier anführen; aber in Wirklichkeit gab es ihrer außerordentlich viele, und es würde schwer sein, sie alle aufzuzählen.

Ich erinnere mich, daß während eines Marsches unser Trupp, um sich zu erholen, auf dem Trakte mitten im Walde

Halt machte. Viele der Gefangenen zerstreuten sich zwischen den Büschen. Als es Zeit zum Aufbruch war, rief der Offizier den Aeltesten zu sich und fragte: „Ist es erforderlich, den Trupp zu kontrollieren?“ „Seien Sie unbesorgt, Euer Wohlgeboren! Es ist unnötig, daß Sie sich diese Mühe machen,“ antwortete der Aelteste. Und der Offizier beruhigte sich dabei und befahl, ohne den Trupp zu kontrollieren, den Weitermarsch.

Dieser selbe alte Offizier, der ein so rührendes Vertrauen zu den Gefangenen an den Tag legte, ließ übrigens, wie ich später von dem Aeltesten erfuhr, die Viktualienhändlerinnen nicht auf den Hof des Etappengebäudes hereinkommen, sondern schickte seine Soldaten ins Dorf, um Viktualien für den Trupp einzukaufen. Dies kam den Gefangenen sehr teuer zu stehen, da der alte Offizier und seine Soldaten bei diesen Einkäufen außerordentlich hohe Prozente für ihre Tätigkeit als Kommissionäre zurückbehielten. So wenigstens wurde allgemein behauptet.

Schon in einem der allerersten Nachtquartiere machten wir unter andern die Bekanntschaft eines alten Landstreichers, der ein großes Ansehen bei dem Trupp genoß und unter dem Namen Bjelow bekannt war. Auf ihn hatten uns schon in Krasnojarsk unsere auf administrativem Wege verschickten Genossen aufmerksam gemacht, die mit ihm in demselben Trupp von Tomsk aus marschiert waren. Dieser Bjelow oder Archipow (er wurde mit dem einen und dem andern Namen genannt) war ein Mensch von über fünfzig Jahren, hoch gewachsen und stark, dabei ein unermüdlicher Fußgänger; während des ganzen Weges ging er in den vordersten Reihen, mit den Fesseln, die er niemals abstreifte. Schon an seinem Benehmen den Etappenoffizieren gegenüber, die er beinah alle bei Namen kannte, an den Späßchen und Witzworten, die er beim Gespräch mit ihnen in seine Rede einstreute, war zu erkennen, daß er sich hier ganz auf seinem Gebiete fühlte. So entspann

sich einmal ein Gespräch zwischen den Gefangenen und einem Offizier über die Landstreicherei. Der Offizier tadelte die Landstreicherei scharf; da sagte Bjelow unerwartet: „Na, sobald ich wieder als Landstreicher umherziehe, komme ich zu Ihnen heran, Euer Wohlgeboren, und bitte um ein kleines Almosen. Und Sie werden es mir nicht abschlagen; Sie werden mir schon etwas geben." Diese Worte riefen ein allgemeines Gelächter hervor, und der Offizier lachte selbst mit. Aber obwohl Bjelow redselig und fast geschwätzig war, erzählte er doch nie davon, wann und für welches Vergehen er nach Sibirien gekommen war. Er redete jedoch gern darüber, wie er als Landstreicher herumgezogen war; unter anderm erwähnte er wiederholt die Insel Sachalin, wo er nach seinen Aeußerungen lange gelebt hatte, und von wo ihm erst nach vielen mißlungenen Versuchen geglückt war zu entrinnen. „Soweit wir nur gehen, immer ziehen sich an der Seite diese drei Drähte hin und hören gar nicht auf," sagte er einmal zu mir auf dem Marsche, indem er auf die Telegraphendrähte wies, die von einem Pfahle zum andern gespannt waren. Aber dann fügte er prahlerisch hinzu: „Aber ich habe doch beide Enden dieser Drähte gesehen, das eine in Nikolajewsk, das andere in Wladiwostok." Ich halte Gelegenheit mich davon zu überzeugen, daß er die Wahrheit sagte. Wir besaßen eine recht gute Spezialkarte von Sibirien, die wir in Krasnojarsk von den administrativ Verschickten bekommen hatten. Und wie ich diese einmal auf der Pritsche ausgebreitet hatte, fing er an, die Namen der Stationen am Amur und Ussuri aufzuzählen. Ich staunte: er kannte fast alle Stationen der Reihe nach. Er mußte wirklich mindestens einige Male auf der Straße daran vorbeigekommen sein, um sie so gut im Gedächtnisse zu haben. Mithin mußte Bjelow schon vor sehr langer Zeit zur Zwangsarbeit verschickt sein; dann war es ihm gelungen, sich davon

loszumachen, und seitdem schweifte er in Sibirien umher, ohne einen Ausgang aus diesem Lande zu suchen — und den hätte er auch schwer finden können — und das Landstreicherleben gewährte ihm volle Befriedigung. Besonders behagte es ihm, sich in Westsibirien herumzutreiben, wo nach seinen Mitteilungen das Volk gutherziger war als anderwärts und geneigter, den Landstreichern etwas zu essen zu geben. Ich habe ein Gespräch Woloschenkos mit Bjelow im Gedächtnis, das für den Letzteren überaus charakteristisch war. Er schilderte uns die Reize des Landstreicherlebens. „Man läßt sich in der Badestube häuslich nieder," sagte er, „man wohnt ganz für sich, niemand stört einen. Man geht fechten. Man heizt die Badestube bis zur Knallhitze! Da schwitzt man dann. Das ist ein Leben!"

Nun, und was dann weiter? fragte Woloschenko.

Was soll denn noch weiter sein? So lebt man an einem Orte ein Weilchen, und dann geht es wieder fort.

Nun und? erkundigte sich Woloschenko.

Nun, dann immer wieder dasselbe. So streift man durch das Land.

Wohin denn? Ihr schleicht euch wohl nach Rußland hinein?

Wozu nach Rußland? Kann denn unsereiner in Rußland leben? Wir ziehen meistens hier in Sibirien umher.

Was habt ihr dabei für einen Zweck? Wozu tut ihr das?

Nun, bloß so.

Aber wenn ihr arretiert werdet?

Das ist kein Unglück, bemerkte Bjelow beruhigend. Sie arretieren einen, halten ihn ein Weilchen fest und verschicken ihn auf der Etappenstraße. So wie wir jetzt hier gehen. Kommt man dann an seinen Ort, so wird man aus dem Trupp freigelassen und zieht wieder als Landstreicher umher.

Also wieder zurück nach Westsibirien? fragte Woloschenko.

Gewiß! Natürlich.

Und dann wieder auf der Etappenstraße?

Ja, dann von neuem auf der Etappenstraße. So ist eben unser Landstreicherleben eingerichtet. Wie denken Sie darüber?

Unter solchem Hin- und Herziehen von Osten nach Westen und zurück, wobei der Landstreicher nach der einen Seite, nämlich nach Osten, in Etappenmärschen und nach der anderen als freier Mann wandert, vergeht sein Leben.

Unser Interesse erregte dies freie Leben insofern, als es zur Lösung gewisser revolutionärer Aufgaben dienen konnte. Das Ideal des Landstreichers war, sich ein Weilchen herumzutreiben, wenigstens eine Zeitlang in Freiheit zu leben, und in diesem bescheidenen Genusse fand er das Ziel seiner Wünsche.

Zuerst kam mir dieses zwecklose Herumtreiben der Landstreicher geradezu tierisch vor. Aber je mehr ich darüber nachdachte oder, richtiger gesagt, je mehr ich meinen eigenen Freiheitsdrang, meine eigenen Freiheitsphantasien analysierte, um so mehr kam ich zu dem Ergebnis, daß schließlich irgendwo im Grunde meiner Seele ein ebensolcher Landstreicher existierte, und ich gewann für das Umherziehen der Landstreicher Verständnis.

Als unser Trupp sich schon der Stadt Irkutsk näherte, begegneten wir häufig Landstreichern, die in entgegengesetzter Richtung, nach Westen zu, eilig dahinzogen. Wir erkannten sie sofort an der Kleidung und an dem Kochkessel, der hinten am Gurt schaukelte, dem unfehlbaren Zubehör eines jeden Landstreichers. „Sieh, sieh, wie ihn der Wind vor sich hertreibt!" bemerkte Bjelow scherzend mit einem neidischen Blicke auf einen solchen Landstreicher, der neben dem Trakte wirklich ordentlich hinflog. Er war augenscheinlich hinter seinen Kameraden zurückgeblieben und suchte sie jetzt wieder einzuholen.

Ich erinnere mich, mit welchem Neide auch ich ihn damals betrachtete! Die uns entgegenkommenden Landstreicher wichen vor unserm Trupp neben den Trakt seitwärts aus und verbeugten sich nicht selten vor dem Offizier. Der Offizier und die Soldaten lächelten. Als uns einmal wieder ein Landstreicher begegnete, stellte sich heraus, daß mehrere Leute in unserm Trupp mit ihm bekannt waren. „Wie geht's euch?" rief er ihnen zu, während er seitwärts am Wege stehen blieb. „Na, und du ziehst wieder umher, Iljuschka?" antworteten ihm die Gefangenen vergnügt. „Ja, Brüder, ich gehe, um mich wieder in staatliche Beköstigung zu begeben." In dem Trupp erscholl ein lautes Gelächter. Der Landstreicher hatte darauf angespielt, daß er hoffe, schließlich wieder ins Gefängnis zu kommen und dort auf Staatskosten ernährt zu werden.

Viele Landstreicher betreiben im Umherwandern irgend ein Gewerbe.

Ich machte Pillen aus Lichttalg, erzählte ein Landstreicher, und um dem Talg Farbe zu geben, rieb ich ihn mit Ziegelmehl zusammen. Die Pillen fielen ganz vorzüglich aus, als wenn sie ein Apotheker gemacht hätte; na und da unternahm ich es, sie den Burjaten zu verkaufen. Denn die nehmen gern Arzneien ein, die Burjaten. Und die Sache ging wunderschön, du mein Brüderchen! Sie geben einem zu essen, sie geben einem Tee zu trinken, und Geld zahlen sie noch obendrein.

Na, das ist köstlich! bemerkte ein Zuhörer. Du ziehst also als Doktor im Lande umher?

Ja, als Doktor, antwortete der Erzähler.

Ein anderer Landstreicher aus unserem Trupp, Iwan Iwanowitsch Krutschen, pflegte sich in der Rolle eines Märchenerzählers herumzutreiben.

„Da kommst du nun zu so einem gelbmäuligen Sibirier

herein," so schilderte er seine Erlebnisse, „er gibt dir zu essen und ein Nachtlager. Er selbst legt sich auf die Pritsche oder auf den Ofen und sagt: ‚Nun erzähle, Freundchen!‘ Da fängst du nun an: ‚In einem Königreiche . . .‘" (Iwan Iwanowitsch Krutschen erzählte wirklich sehr schöne Märchen und wußte ihrer viele; wiederholt habe ich, auf der Pritsche liegend, ihm bis Mitternacht zugehört). „Und nun denkt euch einmal, Brüder, mancher hört so die ganze Nacht ohne Unterbrechung zu. Er selbst schläft nicht und läßt dich nicht schlafen. Kaum nickst du ein, so stößt er dich mit dem Fuße an: ‚Warum bist du still geworden, Freundchen? Erzähle doch!‘ Und da ist wieder ein anderer; der verlangt, du sollst erzählen, und dann verlangt er auch noch, du sollst ihm den Fuß kratzen. Na, da kratzest du ihm denn den Fuß, dem gelbmäuligen Kerl. Dafür gibt er dir ja zu essen! Sehr nett ist es im Gouvernement Jenisseisk herumzuziehen!"

„Im Gouvernement Jenisseisk?!" mischte sich auf einmal Bjelow ein. „Nein, Brüder! Nirgends ist es besser als in der Baraba." (Eine Steppe im Gouvernement Tomsk). „Da ist ein mildes, gutherziges Volk! Sie verfolgen die Landstreicher ganz und gar nicht. Für die Nacht stellen sie Essen hinaus über die Tür, Brot und Milch, für unser einen, der vorüberkommt. Wird etwa hier in Ostsibirien ein Landstreicher so aufgenommen? Aber wenn du dort in ein Haus im Walde kommst, dann erhältst du Essen und ein Bad! Du kannst manchmal einen oder zwei Monate lang an einem und demselben Orte wohnen bleiben. Du hilfst bei der Heuernte oder beim Kornmähen. Und wenn der Winter hereinbricht, so jagen sie dich auch im Winter nicht weg. Du schleppst Brennholz zusammen; du heizest die Badestube recht tüchtig; du machst ein gehöriges Schwitzbad durch. Und in der Badestube schläfst du auch. Du erbettelst dir Brot, Milch oder auch Grütze; du kochst dir

Essen. Draußen ist es kalt, furchtbar kalt! Ein Schneesturm! Der Schnee liegt mehr als mannshoch. Aber bei dir in der Badestube ist es schön warm, wundervoll! Das Feuer brennt lustig; der Kessel hängt darüber, die Grütze kocht. Und niemand stört dich, niemand will etwas von dir. Das ist da ein Leben für einen Landstreicher!"

Während ich abends in dem übelriechenden Zimmer mit den vergitterten Fenstern auf der Pritsche lag und diese Erzählungen mit anhörte, trat mir dieses in der Oede und Einsamkeit wie verloren daliegende Waldhaus mit der warmen Badestube lebhaft vor die Augen und die grimmige Kälte, die die kleinen Fensterchen von oben bis unten mit einer Eiskruste überzieht (wenn nämlich überhaupt ordentliche Fenster da sind und nicht Rinderblase die Stelle der Glasscheiben vertritt), und die Fuchsfährten, die da draußen unmittelbar bei der Badestube in den tiefen Schnee gedrückt sind und irgendwohin zum Flußtal führen. „Und niemand stört dich da, und du kannst bleiben, solange du willst."

Und es ergriff mich eine Sehnsucht nach der Freiheit, wie sie — das sah ich — auch andere ergriff, auch die Erzähler selbst.

„Wartet nur; wenn wir nur erst an unserm Orte" (d. h. am Orte der Ansiedelung) „angekommen sind!" so ermutigten sie sich. „Dann nehmen wir den Sack über die Schulter und schlagen uns in die Büsche."

Um den Wert gebührend schätzen zu können, den der Landstreicher solchen anscheinend unbedeutenden Genüssen beimißt, wie es ein warmes Bad oder eine Tasse Tee sind, darf man seine Lebensweise in den Gefängnissen und auf den Etappenmärschen nicht außer acht lassen, wo er Tee und Bad für gewöhnlich entbehrt, und wo das eine wie das andere ihm nur selten, wie eine Art Luxus, zuteil wird.

Aber das Wichtigste bei alledem ist natürlich die Freiheit. Sie ist das hellstrahlende Licht, das alle Widerwärtigkeiten seines Vagabundenlebens verschönt. Hat er einmal nichts zu essen oder muß er im dichten Walde schlafen, wo er sich die erstarrten Füße an einem Feuer wärmt, so hat er als Ersatz dafür das Gefühl der Freiheit, und dies Gefühl ist so kräftig und tiefgreifend, daß es allein schon einen Menschen glücklich machen kann. Und so macht es auch ihn glücklich.

Mit unserm Trupp zogen unter anderen auch Kriminalgefangene vornehmeren Standes mit; es waren ihrer drei Familien. Erstens ein Pope aus dem Gouvernement Wologda, der wegen Spitzbübereien verschickt wurde, so etwas wie Verkauf alter Heiligenbilder aus der Kirche, die die Begehrlichkeit der Sektierer erregten und von ihnen gekauft wurden; er ging als Ansiedler nach Ostsibirien, und bei ihm befand sich sein Sohn, ein sechsjähriger Knabe. Zweitens ein polnischer Edelmann aus dem südwestlichen Teile Rußlands, der zur Zwangsarbeit wegen Mordes verschickt wurde. Und endlich ein gewisser Maximow, der zu zehn Jahren Zwangsarbeit hinging, weil er an einem oder zwei Menschen Giftmord begangen hatte, um sie zu berauben. Sowohl Maximow als auch der Edelmann waren verheiratet, und ihre Frauen begleiteten sie; aber Kinder hatte keiner von ihnen. Maximow erschien als ein ganz eigentümlicher Mensch. Mit auffälliger Seelenruhe erzählte er mir davon, wie er Leute, die bei einer Bank angestellt waren, mit der Absicht, sie zu berauben, vergiftet habe. Ich besinne mich jetzt nicht auf alle Einzelheiten dieser abscheulichen Tat; aber Maximows Persönlichkeit selbst hat sich meinem Gedächtnisse eingeprägt und steht mir noch jetzt lebendig vor Augen. Er war ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mann, mit gedehnter Sprache; die Augen und alles Haar im Gesichte und auf dem Kopfe zeigte eine aschgraue Farbe. Aber besonders charak-

teristisch war sein gewaltiger, mit derben Zähnen ausgerüsteter Mund; es sah beinah aus, als ob er mehr Zähne hätte, als dem Menschen naturgemäß zukommen. Wenn ich diesen breiten Mund anblickte, so hatte ich immer die Vorstellung, daß dieser Mensch fähig wäre, im Notfalle nicht nur zwei, sondern ein ganzes Hundert Menschen auf einmal zu vergiften.

Diese drei vornehmen Familien fuhren auf Wagen und erhielten fünfzehn Kopeken Zehrgeld täglich für jede Person, statt zehn. Sie beteiligten sich nicht an der Genossenschaft, die der Trupp bildete, und hatten mit diesem oft feindliche Zusammenstöße, was die Folge ihrer hohen Ansprüche und der Angebereien war, welche sie, namentlich der Pope, recht häufig begingen. So machte er wiederholt Lärm und beschwerte sich bei dem Offizier darüber, daß sich für die Nacht viel Volk in das „vornehme Zimmer" drängte. Aber da es den Gefangenen unmöglich war sämtlich in den gemeinsamen Zimmern ein Unterkommen zu finden, so schimpften sie selbstverständlich auf ihn wegen dieser Beschwerden. Nicht selten schalt auch der Aelteste (Aeltester war einer der Landstreicher, Unter-Aeltester ein zu Zwangsarbeit Verurteilter) deswegen auf den Popen, weil dieser den Gefangenen gegen Verpfändung fiskalischer Sachen, z. B. der Hemden, Geld gab. Am häufigsten machten diejenigen Gefangenen, welche leidenschaftliche Kartenspieler waren, solche Anleihen; wenn sie dann schließlich im Spiel alles verloren hatten, so besaßen sie weder Geld noch Sachen mehr. Bei der Kontrolle der fiskalischen Sachen aber an den Rasttagen machte der Offizier einen großen Spektakel, wenn bei einem etwas fehlte. In solchen Fällen erwiesen wir uns gewöhnlich hilfreich. Vor der Kontrolle kam der Aelteste zu uns und ließ sich von uns Hemden, Hosen u. s. w. geben; diese Kleidungsstücke brachte er uns dann nach der Kontrolle wieder zurück. Wir halfen auch bei einer anderen Gelegenheit: als

in dem Trupp der Typhus ausbrach, gaben wir häufig unsere Fuhrwerke für die Kranken her. Diese kleinen Gefälligkeiten schufen zwischen den Gefangenen und uns gute Beziehungen, die bis zum Ende des Weges unverändert fortbestanden. Ich besinne mich, wie einmal der Unter-Aelteste, der Zwangsarbeiter Jerschew, aus irgend einem Grunde auf die Vornehmen wütend war, in das „vornehme Zimmer" hineingestürzt kam und anfing, sie in gröblichster Weise auszuschimpfen. „Meine Herren Politischen, bitte, glauben Sie nicht, daß wir gegen Sie etwas haben," fügte er, zu uns gewendet, in verändertem Tone hinzu und fuhr dann fort, auf die Vornehmen zu schimpfen.

Die feindselige Stimmung der Gefangenen gegen die Vornehmen beruhte zum einen Teile darauf, daß sie diese wegen gewisser Vergünstigungen beneideten, wurde aber zum andern Teile auch durch das tadelnswerte Benehmen der Vornehmen hervorgerufen. Dieses Benehmen war keineswegs die Folge davon, daß die Vornehmen wirklich das moralisch schlechtere Element gewesen wären; in dem Trupp würden sich unter den nicht privilegierten Gefangenen natürlich nicht wenige gefunden haben, die den Vornehmen in Angebereien und anderen Garstigkeiten den Rang abgelaufen hätten; aber davon hielt sie die Furcht vor dem Gerichte der Genossenschaft zurück. Die vornehmen Verschickten standen außerhalb dieser Genossenschaft; auch unter sich selbst hatten sie kein verknüpfendes Band und keine Kameradschaftlichkeit, die sie von der Betätigung übler Neigungen hätte zurückhalten können, und das war die Ursache, weshalb sie schlechter erschienen als die andern.

Das war im allgemeinen die Zusammensetzung unseres Trupps.

Elftes Kapitel.

Der Etappenmarsch bis Irkutsk.

Einer von uns „tauscht", um uns bei der Flucht zu helfen. — Der Helfer bleibt aus; seine weiteren Schicksale. — Wir verbünden uns mit einem Zwangsarbeiter. — Fluchtplan. — Wir versuchen auszubrechen. — Zurück! — Ich führe einen „Tausch" aus. — Weitermarsch unter den Gefangenen niederen Standes. — Das Bettellied. — Der Typhus.

Inzwischen zog unser Trupp in regelmäßiger Weise immer weiter vorwärts, übernachtete in den Etappen und Zwischenetappen und erfreute sich nach je zwei Marschtagen eines Rasttages. Wir waren mit den anderen Gefangenen bekannt geworden, hatten uns orientiert, und allmählich kam bei uns ein Fluchtplan zur Reife. Wir gedachten alle fünf zu entweichen; der sechste, einer der Brüder Isbitzki, sollte bestimmungsgemäß aus dem Trupp ausscheiden, um Ansiedler zu werden, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, in der Stadt Kansk, Gouvernement Jenisseisk, und hatte daher natürlich keinen Anlaß, an Flucht zu denken. Anscheinend war nichts leichter als wegzulaufen und sich in diesen dichten Wäldern zu verbergen, die sich zu beiden Seiten des Traktes hinzogen. Allerdings waren diese Wälder hier und da ausgehauen; aber solche ausgehauenen Stellen bildeten nur unbedeutende Lichtungen inmitten des endlosen Waldes, dessen Grün ringsum den ganzen Horizont erfüllte. Zu fliehen schien leicht; die Gefahr der Flucht begann erst dann, wenn die Treibjagden veranstaltet wurden.

Das Wesen der sibirischen Treibjagd bestand darin, daß in den umliegenden Dörfern das Signalement der Flüchtlinge bekannt gegeben wurde und die Einwohner überall in dieser Gegend anfingen, die Durchfahrenden und Durchwandernden aufmerksam zu beobachten. Da der Verkehr schwach war, so erschien es für einen fremden Menschen als schlechterdings

unmöglich, unbemerkt durchzuschlüpfen. Man brauchte sich nur in einem Dorfe zu zeigen, um auch sofort arretiert zu werden; denn sobald einmal eine Treibjagd in den Dörfern angesagt war, wurden alle auch nur im geringsten verdächtigen Personen festgenommen; da wurde gar nicht einmal geprüft, ob das Signalement zutraf, sondern jeder ergriffen, der keine Auskunft geben konnte, wer er war, und wohin er ging oder fuhr. Unter solchen Umständen schien es doch recht schwer, von dem Trupp zu entfliehen.

Aber anscheinend brauchte man nur eine geringe Hilfe von außen zu haben, um diese Schwierigkeiten zu überwinden. Die Hilfe mußte darin bestehen, daß die Flüchtlinge mit Mundvorrat versehen wurden, damit sie, ohne die Dörfer zu betreten, ruhig an einem einsamen Plätzchen irgendwo im Waldesdickicht sitzen und abwarten könnten, bis die Treibjagd in der Umgegend zur Ruhe käme und das Leben sich wieder in seinem regelmäßigen Geleise bewegte; erst dann würden sie ihren Zufluchtsort zu verlassen und sich irgendwo andershin zu begeben haben.

Diese Erwägungen lagen unserem Plane zugrunde. Wir entschieden uns dafür, daß einer von uns sich durch Tausch freimachen und dann, frei geworden, die Flucht für die Uebrigen vorbereiten sollte. Dies übernahm Wladislaw Jsbitzki. Es wurde unter den Landstreichern ein zum Tausch bereiter Stellvertreter ausfindig gemacht, ein gewisser Kurdjukow, der dazu bestimmt war, als Ansiedler nach dem Amtsbezirk Rübinsk, Gouvernement Jenisseisk, zu gehen. Statt Kurdjukows wurde also Wladislaw auf der Etappe Rübinsk aus dem Trupp entlassen. Wir gaben ihm die größere Hälfte des Geldes, das wir bei uns führten, mehr als hundert Rubel, damit er ein Pferd und einen Wagen kaufen und unserm Trupp weit vorausfahren könnte. Dann sollte er eine geeignete Zwischenetappe

auswählen, in ihr einen unterirdischen Gang anlegen, durch den wir entrinnen könnten, und selbstverständlich eine hinreichende Menge Proviant bereitstellen, damit wir, ohne uns zu rühren, irgendwo im Walde still sitzen könnten, solange die Treibjagden dauerten. Es muß bemerkt werden, daß die Gebäude der Zwischenetappen fast die ganze Zeit über leer und verschlossen stehen und nur während derjenigen Nacht bewohnt werden, in welcher ein Trupp dort nächtigt. Sobald der Trupp abgezogen ist, wird das Gebäude der Zwischenetappe wieder bis zum Eintreffen des folgenden Trupps verschlossen; es kam aber, soviel uns bekannt war, wöchentlich immer nur ein Trupp vorbei.

Unser Plan war also folgender: Wladislaw sollte, wenn er dem Trupp vorausgeeilt wäre, sich in eine leere Zwischenetappe einschleichen und von dort einen unterirdischen Gang bis zur Außenseite der Wand anlegen. Die Dielen aufzuheben, etwa in einem „vornehmen Zimmer", und vom Fußboden aus sich unter dem Holzgebäude hindurchzugraben, welches wohl kein bedeutendes Fundament hatte: das konnte kaum besondere Schwierigkeiten bieten. So dachten wir uns die Sache; aber da wir doch nicht genau wußten, was für Schwierigkeiten sich in Wirklichkeit dem Unternehmen entgegenstellen mochten, so verabredeten wir mit Wladislaw, er sollte vereinbarte Zeichen — mit Kreide oder Kohle — überall an den Telegraphenpfählen, dem Holzgeländer der Brücken, über die der Weg führte, und endlich auch an den Wänden der Etappen und Zwischenetappen zurücklassen, damit wir seine Spur verfolgen könnten. In derjenigen Zwischenetappe, wo der unterirdische Gang selbst vorher angelegt sein würde, sollte er an einem bestimmten Orte (soviel ich mich erinnere, auf dem Abtritte) einen Hinweis hinterlassen, mit genauer Angabe, in welchem Zimmer (vornehme Zimmer gab es in jedem Nacht-

quartier gewöhnlich zwei) und welche Dielen im Fußboden wir aufheben müßten, um den unterirdischen Gang zu finden. Diesen Gang konnte er allein natürlich nicht ganz bis draußen hinausführen; aber wir nahmen an, daß wir in der Nacht mit seiner Vollendung fertig werden würden. Falls es ihm aus irgend welchem Grunde unmöglich schiene, einen unterirdischen Gang anzulegen, so sollte er uns davon durch verabredete Zeichen benachrichtigen, und in diesem Falle hatten wir vor, unsere Flucht ganz einfach während des Marsches des Trupps auszuführen. Aber in diesem Falle sollte er uns wieder ein Signal durch Pfeifen geben, damit wir, wenn wir während des Marsches „mit Hurra" weggelaufen wären (so nennen die Gefangenen diese Art der Flucht), uns nachher nicht im Walde verliefen und uns an einem Platze zusammenfinden könnten. Selbstverständlich konnte eine Flucht „mit Hurra" nur an einer Stelle unternommen werden, wo sich dichter Wald unmittelbar am Trakte hinzog, so daß ein paar Sprünge ausreichten, um sich zwischen den Bäumen zu verbergen.

So hatten wir uns das ausgedacht und unserer Meinung nach alle Eventualitäten vorgesehen, und Jsbitzki wurde aus dem Trupp entlassen und in Freiheit gesetzt. Als Gehilfen hatten wir für ihn einen Landstreicher namens Jwan Nikolajewitsch ausgewählt, welcher gleichfalls mit ihm zusammen in demselben Amtsbezirk Rübinsk aus dem Trupp ausschied und freigelassen wurde.

Am andern Tage setzte sich unser Trupp morgens in Marsch. Als wir die Dorfstraße passierten, erblickte ich Wladislaw Jsbitzki, der auf der Rasenbank vor einem Bauernhause saß, in einem roten Hemde, das er schon Zeit gefunden hatte sich anzuschaffen, fröhlich und gesund. Es war ein heiterer sonniger Tag, und er saß auf der Rasenbank mit ebenso

heiterem Gesichte da, sah uns an und lächelte uns zu; wir aber saßen auf unseren Wagen, die im Schritt hinter dem Trupp herfuhren, und sahen ihn gleichfalls an. Das war das letzte-mal, daß ich Wladislaw Isbitzki gesehen habe, diesen kern-gesunden, blauäugigen, krausköpfigen Jungen. Später sind wir einander nicht mehr begegnet.

Einen oder zwei Tage später bemerkten wir am Wege die verabredeten Zeichen, die uns zeigten, daß er den Trupp überholt hatte und vorauseilte. Die mit Kreide hergestellten Zeichen erstreckten sich über zwei oder drei Etappenmärsche; aber dann blieben sie aus. Wir sahen uns die Augen aus bei der Betrachtung der Telegraphenpfähle und der dunkel ge-wordenen Holzwände der Stationsgebäude. Die Zeichen hatten deswegen aufgehört, weil Isbitzki umgekehrt war. Davon bekam ich erst später Kenntnis; damals konnten wir es nur vermuten, aber nicht sicher wissen. Was ihn veranlaßt hatte umzukehren, vermag ich nicht zuverlässig zu sagen; aber ich nehme an, daß der Grund in der Unzulänglichkeit der Geld-summe bestand. Unsere hundert Rubel, die er mitgenommen hatte, stellten sich offenbar angesichts der in jenem Jahre herrschenden Teuerung als ganz unzureichend heraus. Er mußte mit seinem Begleiter und dann auch noch mit einem Pferde nicht geringe Ausgaben haben und berechnete sich jedenfalls, daß es das Beste wäre, wenn er nach Tomsk zurückkehrte, wo er die Adressen von Leuten kannte, an die er sich wenden konnte, sich mit Geld versorgte und sich dann auf den Weg machte, um unsern Trupp einzuholen. So handelte er denn auch. Aber den Trupp einzuholen gelang ihm dann nicht mehr. Die Unsrigen hatten schon ihren Bestimmungsort, die Kara, erreicht, als er in Irkutsk ankam. Von Irkutsk fuhr er nach Bargusin; aber weiterhin verschwinden seine Spuren, und sein ferneres Schicksal ist mir nicht bekannt. Einem Ge-

rüchte zufolge wurde er von Landstreichern ermordet; man wies speziell auf eben jenen Iwan Nikolajewitsch hin, der ihm bei der Bewerkstelligung unserer Flucht helfen sollte. Nach einem anderen Gerüchte war er irgendwo am Baikalsee zugrunde gegangen. Während das Dampfschiff angelegt hatte, um Holz einzuladen, sei, so hieß es, Isbitzki, der auf diesem Dampfer fuhr, ans Land gegangen und nicht wieder zurückgekehrt; man nahm an, er habe sich zu weit vom Ufer entfernt und sei von einem Bären zerrissen worden. Wie dem auch sein mag, unzweifelhaft ist nur das eine, daß Wladislaw Isbitzki in Sibirien umkam; aber Sibirien ist sehr groß, und an welcher Stelle Sibiriens seine armen Gebeine ruhen, das weiß niemand.

Ich habe weit vorgegriffen, um Isbitzkis Geschichte kurz mitzuteilen, und kehre nun zu der unterbrochenen Erzählung zurück.

Da wir die verabredeten Zeichen nirgends mehr am Wege vorfanden, so merkten wir bald, daß wir auf uns allein angewiesen seien, gaben aber darum die Gedanken an Flucht doch nicht auf.

In unserem Trupp wanderte ein gewisser Petrow mit, der zu Zwangsarbeit verurteilt war. Er war ein Landstreicher, der irgendwo im Gouvernement Tomsk während seines Herumtreibens auf Raub ertappt wurde, wofür er denn auch sechs Jahre Zwangsarbeit bekommen hatte. Oftmals betrachtete ich mit Bewunderung seine hohe, schlanke Gestalt, wenn er manchmal im Hofe des Etappengebäudes in einem Kreise von Spielern stand und seine Kupfermünze hoch in die Luft warf. Petrow war etwa dreißig Jahre alt; auf der Stirn hatte er eine große, frische Schmarre. Während seines Vagabondierens hatte er den Plan gefaßt, in einem Dorfe eine Kirche auszuplündern; aber als er sich in diese gerade eingeschlichen

hatte, wurde Alarm geschlagen, die Leute liefen zusammen und umringten die Kirche. Aber in das verschlossene Gebäude hineinzugehen — er war durchs Fenster hineingestiegen — wagte niemand; da sprang Petrow in der Hoffnung, so zu entfliehen, und im Vertrauen auf seine Beine aus dem Fenster mitten unter die Bauern. In diesem Augenblicke erhielt er auf den Kopf einen Stockhieb, der ihn zu Boden warf. Er wurde festgenommen und nachher abgeurteilt. Das war die Entstehungsgeschichte der Schmarre. Petrow spielte leidenschaftlich „Adler oder Schrift", wie die Gefangenen ein Spiel nannten, bei dem die Teilnehmer Kupfermünzen in die Luft warfen und errieten, welche Seite nach oben zu liegen kommen werde, der Adler oder die Schrift.

Als er merkte, daß wir an Flucht dachten — und dies durchschauten alle etwas schlaueren Gefangenen —, trat er mit uns in nähere Beziehung und sann in Gemeinschaft mit uns einen Fluchtplan aus. Er selbst hatte große Lust zu entweichen; aber aus dem Trupp wegzulaufen, das war für einen Kriminalgefangenen, wie schon oben gesagt, die Verletzung eines bei den Gefangenen bestehenden Brauches oder beinahe Gesetzes, und dazu hätte er sich schwerlich entschlossen. Aber mit uns zusammen nahm die Sache einen ganz anderen Charakter an. Wir gehörten nicht zu der Genossenschaft; wir bildeten eine ganz besondere Gruppe. Weder der Aelteste der Gefangenen noch die Gesamtheit konnten für unsere Flucht, wenn sich eine solche zutrug, oder überhaupt für irgend etwas, was wir sonst tun mochten, verantwortlich gemacht werden. Das war für einen jeden klar, und darum konnte auch eine Flucht Petrows in Gemeinschaft mit uns nicht in gleicher Weise der Genossenschaft schuld gegeben werden. Um die Interessen der Genossenschaft noch mehr sicher zu stellen, richteten wir auf Grund der Instruktion, welche vorschrieb, daß wir

von den Kriminalgefangenen getrennt gehalten werden sollten, an die Offiziere das Ansinnen, uns während des Uebernachtens in den Stationen ein besonderes Zimmer zu überlassen. Es gelang uns, dies zu erreichen; wir wurden sogar von den Vornehmen abgesondert, und nur Petrow wurde auf unsere Bitte bei uns belassen. Die uns eskortierenden Offiziere schöpften keinen Verdacht, daß wir an Flucht denken könnten, und verhielten sich unseren Forderungen gegenüber entgegenkommend, indem sie sie auf einen ganz anderen Grund zurückführten. Unsere Bitte, Petrow bei uns zu lassen, betrachteten sie einfach als eine vornehme Laune von Herren, die einen Diener um sich zu haben wünschten, um so mehr, da Petrow uns wirklich behilflich war, unser Essen zu kochen, und allerlei andere Arbeiten für uns verrichtete.

Unterdessen rückte unser Trupp immer weiter vorwärts; die Zeit verging, und es wurde von Tag zu Tag kälter. Der sibirische Winter rückte näher; nachts gab es bereits Frost; am Morgen waren das Gras und die Bäume oft mit weißem Reif bedeckt. Unser Plan war sehr einfach: bei Nacht von der Etappe zu entweichen und uns im Walde zu verstecken; dort mochte dann kommen, was da wollte! Petrow hoffte, es werde ihm gelingen, uns durch die Waldwildnis hindurch an irgend eine Stelle des Flusses Tschulüm, eines Nebenflusses des Ob, zu führen, wo er als Landstreicher sich herumgetrieben hatte, und wo es nach seiner Versicherung leicht sein würde sich zu verbergen, solange die Treibjagd dauere. Aber nach der Karte war es bis zum Flusse Tschulüm sehr weit, da zu der Zeit, wo wir uns endgültig entschlossen hatten von einer Etappe zu entweichen, unser Trupp sich bereits bei der Stadt Nischne-Udinsk im Gouvernement Irkutsk befand. Aber wie es damit auch stehen mochte, die Frage war entschieden, und wir hielten nur nach einer günstigen Ge-

legenheit Ausschau. Da wir in Aussicht genommen hatten, im dichten Walde zu vagabondieren, so beschäftigten wir uns eifrig mit der Herstellung einer dazu geeigneten Kleidung. Petrow verstand sich einigermaßen auf die Schneiderei; aus den alten Pelzen, die wir in Mariinsk über unser Deputat hinaus erhalten hatten, nähte er Pelzmützen und Pelzstrümpfe, so daß wir in dieser Hinsicht alle völlig gerüstet waren.

Anfangs hatten wir schon daran gedacht, mit den Feilen, die wir besaßen, ein Fenstergitter durchzufeilen und so zu entweichen. Aber dabei mußte es unvermeidlich zu einem Zusammenstoße mit der Schildwache kommen, die an den Fenstern entlangging; denn zu hoffen, daß mehrere Menschen unbemerkt vorbeischlüpfen würden, war unmöglich. Petrow machte den Vorschlag, die Schildwache zu töten; aber diesem Plane mochten wir nicht zustimmen; um der Flucht willen einen Mord zu begehen, das wäre doch etwas zu viel gewesen. Wir befanden uns in Verlegenheit; aber da kam uns ein Zufall zu Hilfe.

Als wir uns auf einer Zwischenetappe befanden, deren Name sich leider in meinem Gedächtnisse nicht erhalten hat, bemerkten wir, daß ein Fenster im Dache des Gebäudes offen war. Das beschlossen wir zu benutzen. Wir brauchten nur durch dies Fenster auf das Dach hinauszusteigen, uns nach der gegenüberliegenden Seite des Gebäudes hinabzulassen, dann auf die Erde zu springen und in den Wald zu laufen. Die Zwischenetappe stand fast unmittelbar am Waldrande.

Sobald am Abend die Kontrolle vorüber war und wir in unserm Zimmer allein geblieben waren, untersuchten wir die Decke, um eine geeignete Stelle auszuwählen, wo wir nach dem Dachboden durchbrechen könnten. Ueber dem Ofen neben dem Schornstein, der nach dem Bodenraum hindurchführte, bemerkten wir in der Zimmerdecke kurze Bretter (die Decken

sowie die Wände der Etappengebäude waren von Holz ohne Kalkbewurf). Diese Bretter loszureißen machte keine große Mühe; in Zeit von einer halben Stunde waren sie beseitigt, und vom Boden fiel auf den Ofen trockene Erde herab; denn mit solcher trockenen Erde war die Zimmerdecke von oben beworfen. Es war ein Loch entstanden, durch das man ungehindert auf den Boden steigen konnte. Dann löschten wir die Kerze im Zimmer aus, nahmen alles mit uns, wovon wir meinten, daß wir es bei unserer Flucht nötig haben würden, und schwangen uns auf den Ofen und von da auf den Boden. Ich habe vergessen, zu erzählen, daß wir schon früher alles Geld, das wir besaßen, unter uns gleichmäßig geteilt hatten, und daß ein jeder seinen Anteil an sich genommen hatte; dies war geschehen, damit keiner ohne Geld bliebe, wenn es bei der Flucht aus irgendwelchem Grunde dazu käme, daß wir nach verschiedenen Seiten auseinanderliefen. Soviel ich mich erinnere, waren auf jeden acht oder neun Rubel gekommen. Selbstverständlich hatte auch Petrow seinen Teil empfangen.

Wir waren also auf den Dachboden geklettert. Da dort vollständige Dunkelheit herrschte, waren wir, um uns einigermaßen zu orientieren, genötigt, ein Schwefelholz anzuzünden. Wir nahmen einen Balken wahr, der sich durch das Gebäude hinzog, und gingen nun leise auf diesem hin, einer hinter dem andern. Das Schwefelholz hatten wir sogleich wieder ausgelöscht, da zu fürchten war, daß die Schildwache zufällig von außen das Licht sehen könne. Aber mochten wir uns auch noch so sehr bemühen, leise über den Boden zu gehen, unsere Schritte waren trotzdem unten in den Zimmern der Gefangenen zu hören. Wir mußten durch die ganze Länge des Gebäudes gehen, über die gemeinsamen Zimmer weg, da sich das Bodenfenster am anderen Ende befand. Bald knarrte ein Balken unter dem Fuße eines von uns, bald verursachte einer durch

einen Fehltritt Geräusch. „Ho, ho, ho, ho!" erscholl von unten aus den Zimmern ein Dutzend Stimmen; aber dann verstummten diese Stimmen plötzlich wie auf ein gegebenes Signal; eine Totenstille trat ein; sie horchten offenbar auf unsere Schritte. Und wieder ein neuer unvorsichtiger Schritt unsrerseits auf dem Dachboden, ein Knarren eines Balkens oder einer Bohle unter unsern Füßen, — und wieder erscholl von unten das dumpfe Getön von Stimmen. Es war, als gäben sie sich Mühe, unsere Schritte dadurch zu übertönen.

Endlich gelangten wir zu dem Dachfenster. Da hatten wir es vor uns; es stand offen und ging gerade auf den Hof hinaus. Die Nacht war nicht ganz hell, so daß man entfernte Gegenstände nicht unterscheiden konnte. Ein weißer, leichter Rauhreif bedeckte das Holzdach des Gebäudes. Man mußte aus dem Bodenfenster auf das Dach hinaussteigen, bis zum Dachfirst hinaufkriechen und dann auf der gegenüberliegenden Seite des Gebäudes hinunter. Während wir an dem offenen Bodenfenster standen und auf den Hof blickten, hörten wir auf der andern Seite die Schritte einer Schildwache, die auf dem gefrorenen Erdboden mit scharfem Tone erklangen; der Posten ging an der hinteren Außenseite des Gebäudes auf und ab, da wo wir auf die Erde springen mußten. Also auch da ging eine Schildwache! Es ergab sich, daß die Flucht auf diesem Wege für uns keinerlei Vorzüge vor einer Flucht durchs Fenster besaß, außer dem einen, daß wir kein Gitter hatten durchzufeilen brauchen. Aber sowie wir nur anfingen auf das Dach hinauszukriechen, begannen diese gefrorenen, mit Reif bedeckten Bretter zu knarren, und das mußte notwendigerweise die Aufmerksamkeit der Schildwache auf sich ziehen; vielleicht würden es sogar die Soldaten hören, die unten, gerade in diesem Teile des Gebäudes, einquartiert waren. Wenn wir unser nur einer oder zwei gewesen wären;

aber so, sechs Menschen! Es war ganz undenkbar, daß alle sechs so leise vorwärtskriechen würden, daß es niemand hörte. Außerdem kam es mir, als ich nach der Erde blickte, jetzt so vor, als sei es sehr hoch vom Dache bis zur Erde, und als sei es gefährlich, von einer solchen Höhe auf den festgefrorenen Boden hinabzuspringen. Da bricht man sich gewiß ein Bein, flüsterte ich dem neben mir stehenden Petrow zu.

Das hat nichts zu sagen, erwiderte er gleichfalls flüsternd, um mich zu ermutigen. Spring nur dreist los! Liebst du nicht die Freiheit? fügte er leise hinzu, indem er sich dicht an mein Gesicht beugte. Willst du nicht frei werden? Drücke die Hand aufs Herz und spring!

Aber das Bedenken wuchs bei mir mit jedem Augenblicke und wurde immer stärker. Wieder einmal erschien die Wirklichkeit aus der Nähe nicht so, wie sie sich aus der Ferne, durch das Eisengitter hindurch, dargestellt hatte. Um das Unglück voll zu machen, machte einer von uns auf einen schwarzen Schatten im Hofe neben der Wand des Gebäudes aufmerksam; es wurde die Vermutung ausgesprochen, daß dies eine Schildwache sei, und das schlug nun unseren Mut völlig nieder. Eine große Zaghaftigkeit bemächtigte sich aller, nein doch, nicht aller: Woloschenko schwieg, und Petrow bestand nach wie vor nachdrücklich auf der Ausführung der Flucht. Das ist vielleicht gar keine Schildwache; wer weiß, was da so schwarz aussieht! sagte er zu uns. Aber selbst wenn das keine Schildwache war, so ging doch dort hinter dem Gebäude, wo man von solcher Höhe auf den gefrorenen Erdboden springen mußte, bestimmt eine Schildwache, und augenscheinlich (wenigstens war das in jenem Augenblicke meine feste Ueberzeugung) war auf ein Gelingen kaum zu rechnen; wenn auch einem oder zweien dieser Sprung gelingen konnte, so machten doch aus sechsen gewiß mindestens einer oder zwei mit dem

Bajonett der Schildwache Bekanntschaft; sie brauchten nur zu stolpern und hinzufallen.

Wir beschlossen, in das Zimmer zurückzukehren.

Da erklärte Petrow: Ich kann nicht zurückkehren. Mit euch ist das eine andere Sache; aber ich kann es nicht. Ich werde bestraft werden; der Trupp wird mich auslachen.

Petrow blieb bei dem Dachfenster zurück; auch Woloschenko hatte Lust, mit ihm dazubleiben. Wir übrigen vier gingen zurück; auf demselben Wege, über die Balken des Dachbodens hin, gelangten wir zu dem Loche und ließen uns wieder in unser Zimmer hinab. Entmutigt legten wir uns auf die Pritschen und warteten im Dunkeln schweigend, wie die Sache enden werde.

Es verging eine lange Zeit, oder wenigstens kam sie mir lang vor. Im ganzen Gebäude herrschte Totenstille; nur außen vor unseren Fenstern ertönten die gleichmäßigen Schritte der Schildwache; es war wie ein riesiges Perpendikel, das sein eintöniges Ticktack ausführt. Ich wartete auf etwas; ich wußte selbst nicht, worauf, und horchte angestrengt. Plötzlich erscholl inmitten dieser Stille in der Ferne ein heiserer Ruf: „Hilfe!“ Mein Herz begann schneller zu pochen. „Nun wird jeden Augenblick ein Schuß krachen!“ Dieser Gedanke fuhr mir durch den Kopf. Aber es folgte kein Schuß. Ich hörte Geräusch auf dem Hofe, Stimmen, das laute Klappen des Pförtchens am Torweg, und einige Menschen liefen an unsern Fenstern vorbei. Die Gefangenen in den Zimmern lärmten und redeten alle mit einem Male los. Die Soldaten, die an unsern Fenstern vorbeiliefen — denn daß es Soldaten waren, merkte ich an dem Klirren der Gewehre —, bogen um die Ecke und eilten nach der hinteren Außenseite des Gebäudes. Dort mußte sich jetzt etwas abspielen! Sind sie entkommen oder nicht? Diese Frage drängte sich mir auf. Der Lärm auf dem Hofe und in den

Zimmern wuchs. Auf dem Hofe erschollen irgendwelche Rufe. In diesem Augenblicke hörten wir, wie jemand mit schweren Schritten ohne jede Vorsicht oben auf dem Dachboden ging. Wir steckten eine Kerze an. Durch das Loch stieg Woloschenko ins Zimmer.

Er setzte sich oben auf den Ofen und ließ die Beine herabhängen. Er war sehr blaß und saß eine Weile schweigend da; ein paarmal entfuhren ihm die Worte: „So ein Hundesohn!" was offenbar auf Petrow gehen sollte. Aber was er mit diesen Worten damals meinte, ein Schimpfwort, oder Lob und Bewunderung (denn bekanntlich kann dieser Ausdruck im Munde eines Russen manchmal auch ein Lob bedeuten), darüber erlaube ich mir kein Urteil. Nachdem er sich ein wenig beruhigt hatte, erzählte er, wie die Sache verlaufen war.

Sie waren glücklich durch das Bodenfenster auf das Dach hinausgekrochen, da auf dem Hofe keine Schildwache gewesen war (am andern Tage überzeugten wir uns, daß in Wirklichkeit dort ein Holzpfahl stand), waren bis zum Dachfirst gelangt und hatten angefangen auf der gegenüberliegenden Seite des Gebäudes das Dach hinabzusteigen, aber unglücklicherweise gerade zu einer Zeit, wo die Schildwache in der Richtung nach ihnen hin ging. Sie waren schon bis dicht an den Rand des Daches hinuntergelangt, als der Posten, der ganz in ihre Nähe gekommen war, wie durch Instinkt veranlaßt den Kopf in die Höhe gehoben und hinaufgeblickt hatte. Petrow war gerade auf ihn hinabgesprungen und im Nu in den Wald entflohen. Die Schildwache hatte vollständig den Kopf verloren und zu schreien angefangen. Woloschenko war nicht gesprungen, sondern auf dem Dache geblieben und hatte dort so lange gesessen, bis die Soldaten herbeigelaufen kamen. „Schieß ihn!" hatte einer von ihnen dem Posten zugerufen. „Daß du dich nicht unterstehst!" hatte Woloschenko erwidert.

„Ich bin ein Politischer.“ Hierauf war er auf dem Dache wieder nach oben gekrochen, hatte sich nach der anderen Seite zu dem Dachfenster herüberbegeben und war über den Dachboden wieder zu unserem Zimmer gelangt.

Woloschenko saß noch auf dem Ofen und spuckte manchmal hinunter, als neben unserem Zimmer Geräusch hörbar wurde; mit lautem Getöse wurde die Tür geöffnet, und auf der Schwelle erschien der Etappenoffizier und hinter ihm ein Haufen Soldaten mit Gewehren.

Mein Gott, mein Gott! rief der Offizier jammernd und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. Was tun Sie mir an, meine Herren! Seine Stimme klang ganz verzweifelt.

Die politischen Gefangenen sind alle zur Stelle; es ist ein Kriminalgefangener entlaufen, bemerkte ihm einer von uns.

Erst als er sich hiervon überzeugt hatte, beruhigte er sich. Selbstverständlich wurde über den ganzen Hergang ein Protokoll aufgenommen; das in der Zimmerdecke nach dem Dachboden durchgebrochene Loch wurde besichtigt; sogar nach dem Bodenfenster kletterten sie zum Zwecke der Besichtigung hin. Der Offizier drohte, uns in Handfesseln einschmieden zu lassen; aber er war offenbar ein gutmütiger Mensch und wollte auch wohl Skandal vermeiden; so beschränkte sich denn die Sache darauf, daß seit diesem Tage eine genauere Aufsicht über uns eingerichtet wurde. Während des Marsches gingen neben unseren Wagen immer zwei oder drei Soldaten, und während des Aufenthaltes auf den Etappen wurden wir im Zimmer eingeschlossen und oft eine Schildwache an die Tür gestellt.

Bis Irkutsk waren noch zwei Marschwochen übrig — der ganze Weg von Krasnojarsk bis Irkutsk wird in zwei Monaten zurückgelegt —, als es mir gelang, mit einem Ansiedler namens Pawlow eine Abmachung über einen Tausch zu treffen. Mein Kontrahent verlangte von mir als Belohnung für den Tausch

die hohen Stiefel, die ich trug, sowie mein Flanellhemd, und ferner noch acht Rubel bar. Außerdem zahlte ich in die Kasse der Genossenschaft der Kriminalgefangenen noch drei Rubel. Einen Tag vor der Etappe, wo wir zu tauschen vorhatten, stellte ich mich krank und vermummte unterwegs die ganze Zeit über mein Gesicht; und als wir im Nachtquartier angekommen waren, legte ich mich auf die Pritsche und verbarg meinen Kopf. Am folgenden Tage saß ich ganz ebenso während des ganzen Marsches auf dem Wagen und hielt mich eingehüllt. Ich tat dies, damit sich nicht mein Gesicht dem Gedächtnisse eines Soldaten einprägen möchte. Das Eskortekommando wechselt, wie schon oben gesagt, am Rasttage, und darum war es am zweckmäßigsten, den Tausch an einem solchen Tage zur Ausführung zu bringen. Bei den Kriminalgefangenen vollzieht sich das sehr einfach: wenn der Tauschvertrag zum Abschluß gelangt ist, so antwortet bei der Kontrolle, die auf Grund des Nationales abgehalten wird, der eine an Stelle des anderen, und von da an setzen sie den Marsch mit vertauschten Rollen fort. Ich mußte wegen der Aufsicht, der wir seit Petrows Flucht unterworfen waren, ein etwas komplizierteres Manöver anwenden. Ich verfuhr folgendermaßen: Ich wies meinen künftigen Stellvertreter an, nach dem Abtritte, der sich auf dem Hofe befand, hinzugehen, sobald er sehen würde, daß ich mich dorthin begäbe. Dort hatten wir dann unsere Sachen zu vertauschen, und er sollte, das Gesicht mit dem Pelze verhüllend, wie ich das in letzter Zeit getan hatte, von dort in das Zimmer der politischen Gefangenen gehen, und ich zu den Kriminalgefangenen. Dieser Plan glückte. Obwohl Pawlow im Gesichte mit mir keine Aehnlichkeit hatte, war er doch mit mir von gleicher Statur, und als er meine Stulpstiefel angezogen und meinen fiskalischen Pelzrock umgeworfen und die warme, von Petrow geschneiderte Mütze aufgesetzt hatte, glich

seine äußere Erscheimung der meinigen. Die Kontrolle und die Uebergabe an die neue Eskorte gingen glücklich vorüber; Pawlow lag unterdessen auf der Pritsche und stellte sich schlafend. Die alte Eskorte zog ab, und von dieser Seite drohte keine Gefahr mehr. Der erste Schritt war gelungen. Ich meinerseits rasierte mir, sowie ich in das gemeinsame Zimmer kam, unverzüglich den Bart ab und ließ mir, um mir das Aussehen eines Kriminalgefangenen zu geben, den Kopf ganz kurz scheren.

Häufig, wenn ich mich an diesen Hergang erinnere, muß ich mich darüber wundern, wie es nur möglich war, daß die die Eskorte kommandierenden Offiziere sich so täuschen ließen und Pawlow für mich hielten. Im Nationale war ich als ehemaliger Student bezeichnet, während er kaum lesen und schreiben konnte; aus einem oder zwei Sätzen, die er sprach, konnte man auf seinen Bildungsgrad schließen. Endlich stimmte auch seine äußere Erscheinung ganz und gar nicht zu der Rolle, die er übernommen hatte. Sein Kopf war, wie bei allen Gefangenen aus den nicht privilegierten Klassen, rasiert, während ich bei meiner Verschickung die Rechte eines Vornehmen genoß und folglich mein Kopf dem Rasierzwange nicht unterlag. Wie war es möglich, daß gerade dieser Umstand keinem der Offiziere auf den Etappenmärschen, keinem der Beamten in Irkutsk auffiel? Drei Wochen lang gab sich Pawlow für mich aus und kam mit den Etappenoffizieren und den Beamten in Irkutsk in Verkehr, und kein einziger von ihnen schöpfte Verdacht! Ich möchte wohl wissen, ob diese Täuschung jemals entdeckt worden wäre, wenn nicht später eine Denunziation stattgefunden hätte! Ich bezweifle es. Auf dem Marsche trug sich zum Beispiel das folgende überaus verwunderliche Ereignis zu. Ein Etappenoffizier, der an irgend einer Krankheit litt, hatte aus dem Nationale ersehen, daß Isbitzki und ich ehemalige Studenten der

Medizin seien (während meines sechsjährigen Aufenthaltes auf der Universität hatte ich drei Jahre lang in der naturwissenschaftlich-mathematischen und ebenso lange in der medizinischen Fakultät Vorlesungen gehört); so wandte er sich denn an meinen Stellvertreter mit der Bitte um Rat, und dieser benahm sich ganz unverfroren und erdreistete sich, ihm irgendwelche Ratschläge zu erteilen.

Nach dem Tausche nahm ich auf dem Weitermarsche selbstverständlich die Stellung eines Kriminalgefangenen von nichtprivilegiertem Stande ein, d. h. ich empfing als Zehrungsgeld, oder wie die Gefangenen es nennen: Traktement, zehn Kopeken täglich, statt der bisherigen fünfzehn, und mußte Fußfesseln tragen; mein Kopf mußte so aussehen, wie wenn er etwa vor einem Monat rasiert worden wäre; die Gefangenen werden nämlich bei der Abschickung in Krasnojarsk und dann wieder auf der Mitte des Weges in Nischne-Udinsk, Gouvernement Irkutsk, rasiert. Darum war ich nach dem Tausche genötigt, mich ganz kurz scheren zu lassen. Was übrigens die Fußfesseln betrifft, so trug ich sie nach dem Beispiele der meisten Gefangenen fast die ganze Zeit über im Sacke. Nur auf der letzten Station mußte ich sie anlegen, da es notwendig war, in Irkutsk in voller Ausrüstung zu erscheinen.

So hatte ich also getauscht; aber wo, in welchem Amtsbezirke ich freigelassen werden sollte, um dort als Ansiedler zu wohnen, das war mir unbekannt; ich mußte es eben abwarten. Unterdessen rückte unser Trupp ganz wie bisher in der festgesetzten Ordnung immer weiter vor, d. h. zwei Tage wurde marschiert, der dritte war Rasttag. Mit jedem Schritte nach Osten wurde den Leuten der Weitermarsch schwerer; je näher wir an Irkutsk herankamen, um so mehr stiegen die Brotpreise; wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, mußten wir für das Pfund acht und neun Kopeken bezahlen. Die

Gesichter der Gefangenen wurden merklich gelb; es begann eine Hungerzeit. Gleichzeitig damit trat in dem Trupp der Typhus auf. Da kamen die Angesehensten des Trupps, Bjelow und andere, auf den Gedanken, den Etappenoffizier um die Erlaubnis zu bitten, daß sie beim Durchmarsch durch die Dörfer das »Bettellied« singen und um Almosen bitten dürften; denn dies Lied zu singen ist nicht ohne weiteres gestattet. Der Offizier erteilte die Genehmigung dazu. So oft nun der Trupp in ein Dorf kam und in langem Zuge auf der Straße hindurchmarschierte, ertönten aus den vorderen Reihen die Klänge des »Bettelliedes«. Alsbald fielen die anderen ein, und das Lied wurde fast von dem ganzen Trupp gesungen. Auf die Worte kann ich mich nicht mehr besinnen, und auch die Melodie ist mir nicht im Gedächtnis haften geblieben; aber welchen Eindruck das Lied auf mich machte, das ist mir noch jetzt erinnerlich. Noch heute glaube ich diese gedehnten, kläglichen Töne zu hören, die von müden Stimmen mit langen Pausen und Unterbrechungen gesungen wurden, in welchen man das Klirren der Fesseln hörte. Nun verstummte das Lied; die Stimmen schwiegen. Und wieder stimmten die Bässe in den vorderen Reihen einen neuen Vers an; das taten immer die Bässe, und nicht die anderen Stimmen, weil sich in unserem Trupp gerade unter den Bässen die geübtesten Sänger befanden; unter andern sang Bjelow Baß. Zu den Bässen gesellten sich dann wieder die andern Stimmen; aber sie fielen nicht mit einem Male, nicht alle zusammen ein, sondern bald dieser, bald jener, wie es sich gerade machte. Und nun sang wieder der ganze Trupp das Bettellied. Und dazu immer das Geräusch der Schritte, das Knarren der Wagen, der Klang der Ketten. Ja, in diesem Augenblicke hatte unser Zug wirklich Aehnlichkeit mit einem Leichenzuge.

Einige Gefangene mit Säcken in den Händen sonderten

sich von dem Trupp ab, der in der Mitte der Straße marschierte, traten an die Bauernhäuser heran, nahmen die Mützen ab und baten um Almosen. Der Aelteste zeigte sich sehr geschäftig und lief beständig von einer Seite der Straße zur anderen.

Zum Hunger gesellte sich, wie schon gesagt, der Typhus; eine Zeitlang erkrankte fast jeden Tag jemand im Trupp. Indessen, diejenigen Etappen, die mit Krankenhäusern ausgestattet waren, lagen in beträchtlichen Entfernungen von einander, so daß nichts weiter übrig blieb, als die Kranken auf die Wagen zu packen und so den Etappenmarsch fortzusetzen. Einmal war ein Gefangener unterwegs gestorben; als der Trupp im Nachtquartier ankam und der Wagen mit dem Leichnam in den Hof des Etappengebäudes eingefahren war, machten sich einige Gefangene daran, den Leichnam herabzuziehen. Wie lang, wie lang kam er mir vor, als sie ihn herunterholten! Und welche Mühe machte es ihnen, ihn wegzuschleppen! Ja, es war damals ein hartes Leben für die armen Gefangenen!

Aber das Leben verlangte sein Recht. Hier im Etappengebäude waren die Gegensätze dicht neben einander gerückt: Kummer und Fröhlichkeit, Hoffnung und Verzweiflung, alles war hier vereinigt, alles konnte man in einem einzigen Zimmer beobachten. Da hörte man ein heiteres, keckes Lied oder einen Witz, der lautes Gelächter hervorrief, und an demselben Orte erscholl gleichzeitig aus einem Winkel unter einer Pritsche das Gestöhn oder Irrereden eines Sterbenden. Es war, als ob niemand diese Gegensätze wahrnahm; ein jeder lebte, wie er Lust hatte.

Zwölftes Kapitel.

Als Landstreicher.

Formalitäten bei der Ankunft in Irkutsk. — Schlechte Unterkunft und Kost im dortigen Gefängnis. — Ich mag weder Kutscher noch Feuerwehrmann werden. — Nach dem Ansiedelungsorte. — Frei! — Flucht aus der Ansiedelung. — Durch den Wald. — Ein Landstreicher-Nachtquartier. — Ein freundlicher Ansiedler. — Bei Gesinnungsgenossen. — Furcht vor Verfolgung. — Zuflucht bei einem verschickten Polen. — Verfahren bei der Jagd auf Flüchtlinge.

Am 20. Oktober 1879 schleppte sich unser Trupp endlich bis zur Stadt Irkutsk.

Der letzte Marsch bis Irkutsk war ungewöhnlich groß, wohl über dreißig Werst. Eine solche Strecke mit Fußfesseln zurückzulegen wurde mir, der ich nicht daran gewöhnt war, schwer; ich hatte aber, wie bereits bemerkt, die Fesseln auf der letzten Station anlegen müssen. Als wir uns daher dem Gefängnis für Verschickte in Irkutsk näherten, verspürte ich eine starke Müdigkeit; all meine Wünsche gingen in dem einen auf: möglichst schnell auf eine Pritsche zu steigen und mich hinzulegen. Auch die anderen Gefangenen mochten wohl das gleiche Verlangen hegen. Aber wie zum Possen wurden wir nicht einmal auf den Gefängnishof gelassen, sondern mußten etwa eine Stunde auf der Straße am Torweg warten und frieren. Was die Ursache davon war, weiß ich nicht. Vielleicht spielte der Beamte, von dem dies abhing, gerade Karten und wollte sein Spiel nicht abbrechen. Dabei war es kaltes Wetter. Es lag schon überall Schnee. Der sibirische Winter hatte begonnen. Der Frost wurde mit jedem Tage heftiger, und an diesem Tage war es abends besonders kalt geworden.

Es war acht Uhr abends, als der Gefängnisvorsteher für gut erachtete, uns einzulassen; das Tor öffnete sich endlich, und halb erfroren schleppten wir uns in den Hof. Ohne Kontrolle traten wir in das Gebäude ein; aber hier wurden wir im

ersten Zimmer angehalten. Dies war so geräumig, daß der ganze Trupp darin Platz fand; allerdings war das Zimmer nun auch gedrängt voll von Menschen; es war eine Art Vorzimmer, das offenbar nicht zur Unterbringung Gefangener bestimmt war, da sich keine Pritschen darin befanden. Aus ihm führten mehrere Türen nach verschiedenen Teilen des Gebäudes; aber all diese Türen waren jetzt verschlossen, außer einer, durch die immer nur ein Mann unseres Trupps in das anstoßende Zimmer hindurchgelassen wurde, wo die Aufnahme vor sich ging. Dort saßen mehrere Beamte an einem Tische, auf dem die Papiere mit dem Nationale unseres Trupps lagen; ein Rat der Gouvernementsregierung nahm das Nationale in die Hand und rief einen Gefangenen mit seinem Familiennamen auf; unser Aeltester, der neben der Tür stand, wiederholte den Namen laut; der aufgerufene Gefangene nahm seine Habe mit sich und ging in dieses Zimmer hinein. Es wurde eine Revision der fiskalischen Sachen vorgenommen, und darauf ließ man den Betreffenden nicht zurückgehen, sondern in ein folgendes, drittes Zimmer eintreten, das speziell zur Unterbringung unseres Trupps bestimmt war.

Auch an mich kam die Reihe.

Pawlow! hörte ich die Stimme des Aeltesten rufen.

Hier! antwortete ich, ergriff meinen Sack und ging zur Tür des Zimmers, in dem die Beamten saßen.

Pawel Pawlow? fragte der Rat; er blickte mich nur flüchtig an und beugte sich dann auf das Nationale hinab.

Jawohl, antwortete ich und bemühte mich nach Möglichkeit in meinen Antworten einen Kriminalgefangenen vorzustellen.

Wofür bist du verurteilt? fragte er.

Wegen Raubes.

Hast du all deine fiskalischen Sachen?

Ja, alle.

Der Rat zählte sie auf: Zwei Hemden, zwei Paar Leinwandhosen, zwei Paar Fußlappen, eine Tuchhose, ein Pelzrock, eine Mütze, Fausthandschuhe, ein Paar Schuhe, Schutzunterlagen für die Fußfesseln, die Fußfesseln.

Bei der Nennung eines jeden Stückes wiederholte ich jedesmal: Ist da.

Während dieser Befragung wühlte eine untergeordnete Persönlichkeit, wie sich später ergab, ein Gefängnisaufseher, mit den Händen in meinem Sack; er suchte sich offenbar zu vergewissern, ob ich auch wirklich alles hätte.

Endlich war meine Aufnahme beendet. Die Fußfesseln, die allen in Irkutsk abgenommen wurden (die zur Zwangsarbeit Verurteilten wurden dann bei der Absendung nach Transbaikalien neu eingeschmiedet), brauchte bei mir der Schmied nicht zu zerschlagen, da ich sie selbst abstreifen konnte.

Und nun war ich im Zimmer.

Es war Mitternacht, als die Aufnahme unseres Trupps erledigt war. Ich hatte großen Hunger, aber noch mehr das Verlangen zu ruhen. Nachdem ich ein paar Bissen gegessen hatte, streckte ich mich auf einer Pritsche neben einem Landstreicher aus und schlief ungeachtet des Lärms rings umher ein. Auf den Pritschen und unter den Pritschen lagen die Gefangenen eng neben einander. In das Zimmer war ein Nachtgeschirr hereingebracht worden; die Türen waren geschlossen, die Fenster gleichfalls, da es draußen kalt war. Man kann sich denken, eine wie mörderische Atmosphäre innen herrschte! Aber das beachtete niemand, und auch ich empfand diese Unbequemlichkeit nicht in besonderem Grade; ich war so müde, daß sogar die Läuse, die sich bei uns in unglaublichem Maße vermehrt hatten, mich nicht hinderten sofort einzuschlafen.

Wahrhaft kläglich war das Leben der Gefangenen in dem

Irkutsker Gefängnis für Verschickte! Das Brot kostete damals acht Kopeken das Pfund. Da nun der Staat als Verpflegungsgeld nicht mehr als zehn Kopeken täglich für jeden Gefangenen hergab, so war die Gefängnisverwaltung beim besten Willen nicht imstande uns ordentlich zu ernähren. Das Brot wurde in unzureichender Menge verabfolgt; als Zuspeise gab es alle Tage eine so abscheuliche Kohlsuppe, wie ich sie vorher niemals zu sehen bekommen hatte. Es war einfach nur eine schmutzige, übelriechende, heiße Flüssigkeit, in der so gut wie nichts von Grütze oder Gemüse zu merken war. Außerdem erhielt jeder von uns noch ein kleines Stückchen gekochtes Fleisch, das ebenso schlecht roch wie die Kohlsuppe.

Am Morgen wurden gewöhnlich alle Zimmer geöffnet, und die gesamten Insassen des Gefängnisses für Verschickte vermischten sich mit einander und trieben sich den ganzen Tag unter einander herum, bis der Abend kam, wo sie dann wieder getrennt, kontrolliert und für die Nacht in ihren Zimmern eingeschlossen wurden.

Ich brachte in diesem Gefängnisse acht Tage zu, und während dieser Zeit ereigneten sich ein paarmal kleine Unterbrechungen unseres einförmigen Lebens.

Einmal erschien jener selbe Rat, der unsern Trupp in Empfang genommen hatte, zusammen mit einem andern Herrn, anscheinend gleichfalls einem Beamten, und sie riefen einige Ansiedler zu sich heraus, darunter auch mich. Die Sache war die, daß jener Beamte Lust hatte, sich einen billigen Kutscher zu mieten, und nun seine Bekanntschaft mit dem Rate der Gouvernementsregierung benutzte, um sich einen solchen unter den Ansiedlern zu suchen. Dieses Mittel, sich Dienerschaft zu mieten, wird von den sibirischen Beamten häufig zur Anwendung gebracht. Gewöhnlich ist der Gefangene froh, schnell in Freiheit zu gelangen, und läßt sich durch die unvorteilhaften Be-

dingungen des Mietsvertrages nicht abschrecken. Da es nicht in meinem Plane lag, in Irkutsk Arbeit zu suchen, so verzichtete ich auf dieses Anerbieten.

Ein andermal kam der Brandmeister von Irkutsk ins Gefängnis; es handelte sich wieder um Anwerbung von Leuten für die Feuerwehr. Irkutsk war vor kurzem fast ganz abgebrannt, und darum war wohl die Behörde nach dem Sprichworte: „Wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, deckt man ihn zu" jetzt auf die Komplettierung der Feuerwehrmannschaft bedacht. Mit diesem Brandmeister verlebten wir einen Abend sehr munter. Er erwies sich als ein gesprächiger Mensch und erheiterte die Gefangenen außerordentlich. So wandte er sich auch an mich mit dem Vorschlage, ich möchte bei der Feuerwehr eintreten; aber ich lehnte auch diese Stellung ab.

Warum? fragte er, indem er mich spaßhaft von der Seite ansah und sich dabei bemühte, den Kopf majestätisch zurückzuwerfen; aber es kam bei ihm nicht majestätisch, sondern nur dumm heraus, so daß es mich die größte Anstrengung kostete, nicht laut loszulachen.

Ich fürchte mich vor dem Feuer, Euer Wohlgeboren! antwortete ich.

Solche Leute kann ich nicht brauchen! Solche Leute kann ich nicht brauchen! erwiderte der Brandmeister eilig mit einer abweisenden Handbewegung.

Das Gespräch der Gefangenen mit ihm wurde besonders lebhaft, nachdem einer der Verschickten erklärt hatte, er ziehe das Landstreicherleben dem Dienste bei der Feuerwehr vor. Darüber entspann sich ein Streit; der Brandmeister versuchte, die üblen Seiten des Vagabundenlebens nachzuweisen, und stellte dabei schließlich, ohne daß er es selbst merkte, einen sehr scharfsinnigen Vergleich zwischen dem russischen Reiche und einer eingepferchten Viehweide an, wobei er so schloß: „Magst

du dich auch noch so viel herumtreiben, du kommst doch aus dem Pferche nicht hinaus; der Pferch unseres Kaisers ist weit und hoch."

Genau eine Woche nach unserer Ankunft in Irkutsk sah ich gegen Abend durch die befrorenen Fenster unseres Zimmers, wie sich dem Gefängnisse der auf unsern Trupp folgende Etappentrupp Nr. 9 näherte. Die Gefangenen drückten sich neugierig an die Fensterscheiben, um die neuen Ankömmlinge zu betrachten; ein jeder erwartete, Bekannte dort wiederzusehen. Auch ich schaute hin. Aber im Trupp selbst suchte ich niemand von meinen Bekannten, sondern hinten, auf den Wagen, die am Ende des Zuges fuhren. Und nun zogen an unseren Fenstern langsam die Wagen vorbei, und auf einem der letzten glaubte ich Posen zu erkennen. Indes war es schwer, dies mit Sicherheit zu behaupten, da er sich den Kopf eingewickelt hatte und andererseits das Fenster, durch das ich sah, ganz von Tauwasser triefte. Die politischen Gefangenen wurden nicht in dem Gefängnis für Verschickte untergebracht, sondern im Stadtgefängnis, so daß ich damals keine Möglichkeit hatte mit ihnen zusammenzukommen.

Am folgenden Tage wurde unter den Kolonisten, die nach ihrem Bestimmungsorte abgeschickt werden sollten, auch ich herausgerufen. Der Amtsbezirk, wohin wir bestimmt waren, lag am Moskauer Trakt, etwa sechzig Werst von Irkutsk entfernt. Moskauer Trakt heißt die Landstraße, die von Irkutsk nach Krasnojarsk, Tomsk u. s. w. in der Richtung auf Moskau zu führt. Auf diese Weise mußten wir auf demselben Wege zurücktransportiert werden, auf dem wir vor einer Woche hierher gekommen waren. Wie war eine so unzweckmäßige Anordnung der Behörden zu erklären, die, anstatt uns damals einfach im Amtsbezirk Teljma zurückzulassen, uns nach Irkutsk schleppten, uns im Gefängnis für Verschickte eingesperrt hielten

und uns jetzt zurückschickten? Ich weiß es nicht. Genug, wir wurden mit einem zurückgehenden Etappenkommando weggeschickt und kamen am 1. November 1879 in Teljma an. Der Offizier ordnete an, daß wir sogleich zu der Bezirksbehörde gebracht werden sollten. Auf dem Hofe des Bezirksamtes mußten wir uns zum letzten Male einer Kontrolle unterwerfen; jeder wurde nach dem Nationale mit Namen aufgerufen und nach den fiskalischen Sachen befragt, wiewohl sie von diesem Augenblicke an bereits unser Eigentum wurden. Schließlich bedeutete uns ein Schreiber, wir möchten uns nach dem »Dorfhause« begeben, um dort zu übernachten, und versprach, uns am andern Tage in die Reviere zu verteilen. Denn der Amtsbezirk war in Reviere eingeteilt.

Wir verließen das Bezirksamt bereits allein, ohne Wache. Die Soldaten, die uns eskortiert hatten, gingen nach dem Etappengebäude.

Ich ging als freier Mann auf der Straße dieses großen Dorfes einher. Als freier Mann! Wie seltsam das war! Im Gefängnisse zu Kiew war ich auf das ängstlichste bewacht worden. Auf dem Ob hatten sich die Soldaten in einer Reihe an der Bordwand des Schiffes entlang aufgestellt, damit ich nicht auf den Einfall käme zu entfliehen, indem ich mich ins Wasser stürzte! Aber hier hatte man mich auf einmal von selbst freigelassen! Dahinter steckte gewiß ein gewaltiges Mißverständnis. Ich geriet in einen ganz besonderen Zustand, der an jene Trunkenheit erinnerte, die ich bei der Fahrt über das Uralgebirge verspürte; nur war jetzt dies Gefühl stärker. Mein Zustand war ähnlich, wie wenn ich mich auf dieser Dorfstraße plötzlich nach einer langen Krankheit befände, wo man im Kopfe von der frischen Luft einen leisen Schwindel empfindet und dem Auge, das des Anblicks der Außenwelt entwöhnt ist, aber nach der Krankheit eine besondere Schärfe gewonnen

hat, alles so festtäglich und hell erscheint. Alles, was ich ansah, die Bauernhäuser, die Menschen, die Hühner und Tauben, deren es hier eine Menge gab, alles sah so ganz anders aus wie sonst, und — was die Hauptsache war — alles erhielt jetzt in meinen Augen eine unvergleichlich viel größere Bedeutung.

Die Straße durchschnitt den Marktplatz; hier erblickten wir ein Aushängeschild: „Ausschank und Verkauf von Getränken". „Wollen hineingehen," schlug einer vor, und drei Mann sonderten sich von unserer Gesellschaft ab und gingen in die Schenke hinein. Die übrigen gingen weiter in der Richtung nach dem »Dorfhause« zu. Aber bei der folgenden Schenke machten auch die übrigen Halt, und auch ich ging mit ihnen hinein. Dies war noch am Spätnachmittage; am Abend aber stellten wir uns im »Dorfhause« ein, wo uns ein Zimmer zum Nachtquartier angewiesen wurde. Unter den Ansiedlern befanden sich auch zwei Frauen. Sie waren beide nicht mehr jung; aber ihre Anwesenheit wirkte doch anregend auf die Gesellschaft. Es wurde ein gemeinsames Teetrinken arrangiert; auch der Branntwein erschien wieder auf dem Tische. Die Sache endete damit, daß sich alle betranken. Ich war natürlich nüchtern geblieben und sah mir neugierig die Art an, in der unsere Gefangenen die Wiedererlangung der Freiheit feierten. Sie sangen und schrien; Lärm und Spektakel herrschten in unserer Stube. Einer fand es in einem Anfalle trunkener Reue nötig, sich vor allen tief zu verbeugen und beinah mit Tränen wie bei der Beichte zu bitten: „Verzeih mir, Bruder! Vielleicht habe ich dich durch irgend etwas gekränkt!" Unter anderm langweilte mich ein Ansiedler lange mit seinem »Orte«, der seiner Angabe nach irgendwo im Gouvernement Tula lag; er suchte mich zu überzeugen, daß dieser »Ort« mich, im Falle, daß ich aufgegriffen würde, aus der Not retten könne.

Erst kurz vor Mitternacht beruhigte sich das Völkchen einigermaßen und dachte daran, sich schlafen zu legen. Ich schlief gleichfalls ein.

Aber am andern Morgen erwachte ich sehr früh und machte mich auf, um etwas von meinen Sachen zu verkaufen; ich mußte mir für den bevorstehenden Weg etwas Geld beschaffen, da ich vorhatte, unverzüglich aus Teljma zu entfliehen. Damit zu zaudern wäre unklug gewesen. Die Ansiedler, die man mit mir freigelassen hatte, wußten selbstverständlich alle, wer ich war, und wie ich unter sie geraten war; sie schwiegen vorläufig noch; aber ich mußte erwarten, daß sie beim ersten Verhöre alles erzählen würden, was sie wußten. Und selbst abgesehen von einer solchen Denunziation seitens eines Gefangenen, mußte ich jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß die Behörden in Irkutsk ihrerseits die Täuschung entdeckten und dann ohne Zaudern Maßnahmen zu meiner Arretierung träfen. Mit einem Worte, die gesunde Vernunft verlangte, daß ich ungesäumt entfloh. Aber ich besaß weder Geld noch Verbindungen. Ich hatte nur die Adresse eines meiner Freunde, der früher auf administrativem Wege verschickt worden war und in einem Dorfe wohnte, dessen Namen ich hier aus Vorsicht nicht anführe; aber dieses Dorf lag etwa 150 Werst von dem Amtsbezirke Teljma entfernt. Es blieb mir kein anderer Ausweg, als dorthin zu flüchten; und dazu entschloß ich mich denn auch.

Aus dem Verkaufe der Sachen, des Gefangenenkittels und der Fausthandschuhe, löste ich meiner Erinnerung nach etwa anderthalb Rubel und war um neun Uhr morgens reisefertig.

Unmittelbar vor dem Aufbruche teilte ich jenem Ansiedler, der mir am Abend vorher seinen »Ort« im Gouvernement Tula vorgeschlagen hatte, unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß ich vorhätte nach Irkutsk zu fliehen. Der Weg nach

dem Dorfe, wohin ich zu gehen beabsichtigte, führte gerade in entgegengesetzter Richtung, nicht nach Irkutsk zu; aber ich machte ihm geflissentlich unwahre Angaben, in der Hoffnung, daß dadurch eine größere Verwirrung in den Köpfen der Gendarmen angerichtet werden würde, wenn es zu Nachforschungen nach mir, zu Verhören und zu Aussagen kommen sollte, und daß es mir auf diese Weise vielleicht gelingen würde, Zeit zu gewinnen. Andererseits mußte ich so wie so schon deshalb jemand in meine beabsichtigte Flucht einweihen, weil wir zum Zwecke der Zuteilung an die einzelnen Reviere auf dem Bezirksamt zu erscheinen hatten und meine Abwesenheit Verdacht erwecken konnte. Mein Ansiedler sollte irgend eine passende Geschichte erzählen, z. B. von der Art: ich hätte zuviel getrunken und läge betrunken da und sei darum nicht auf das Bezirksamt gekommen. So sollte er mein Fehlen erklären.

Meine Ausrüstung war fertig. Ich hatte meinen fiskalischen Pelzrock angezogen und die Pelzmütze aufgesetzt; sie war derjenigen ähnlich, die mir früher Petrow aus einem alten Pelzrock zusammengenäht hatte. Dies waren an mir die einzigen Kleidungsstücke, die der Jahreszeit einigermaßen entsprachen. Die Hosen, die ich trug, waren von grauem Baumwollstoff. Meine Fußbekleidung bestand aus den Gefangenenschuhen, an welchen oben statt der Schäfte die ledernen Schutzunterlagen für die Fesseln angenäht waren. So machte ich mich auf den Weg. Auf den Rücken warf ich den Sack, in dem sich noch einige dürftige Reservestücke befanden: ein Hemd, eine Leinwandhose und Fußlappen. Bald sah ich mich jedoch genötigt, dies Hemd und diese Hose noch über das andere Hemd und die andere Hose anzuziehen, da das Wetter sehr kalt wurde.

So war mein Gepäck beschaffen, mit dem ich aus der Ansiedelung Teljma am 2. November morgens wegging. Mein

gelber Pelzrock mit seinem eigenartigen fiskalischen Schnitt und mein kurzgeschorenes Haar, das ich mit der Mütze nicht verdecken konnte, mußten jedem Begegnenden deutlich machen, daß ich ein Landstreicher war. Aber mit diesem Gedanken hatte ich mich abgefunden; denn während des Etappenmarsches hatte ich gesehen, daß hier zu Lande die Landstreicher frank und frei umhergingen und niemand sie beachtete; daher hoffte ich, gleichfalls ungehindert an das Ziel meiner Wanderung zu gelangen, wenn nur in dieser Zeit nicht eine besondere Verfolgung gegen mich veranstaltet würde.

Es war windstilles Frostwetter. Nachdem ich einige Werst auf der Landstraße zurückgelegt hatte, erblickte ich einen Seitenweg, der nach rechts zum Walde abschwenkte, und ich wandte mich nach dieser Seite. Vom Wege abzukommen fürchtete ich nicht, da mir die Richtung genau bekannt war. Es lag in meinem Wunsche, eine tüchtige Strecke durch möglichst einsame Gegend zu gehen.

So bog ich also in den Seitenweg ein und befand mich bald im Walde. Es war ein dichtes Birkengehölz, das sich in gewaltiger Ausdehnung hinzog. Ich sah die Bäume an, die tief im Schnee steckten, und, seltsam genug! fühlte gar nicht jenen heftigen Liebesdrang zu ihnen, den ich noch unlängst empfunden hatte, als ich sie aus der Ferne betrachtete oder sogar nur, im Gefängnis sitzend, von ihnen träumte. Bei dem bloßen Gedanken daran, wie ich durch den Wald streifen würde, hatte es mich damals in Vorahnung des künftigen Glückes heiß und kalt überlaufen. Jetzt, wo ich wirklich im Walde war, empfand ich nichts derartiges. Der Gegensatz der Gefühle war so scharf und war in so kurzem Zeitabstande eingetreten, daß ich unwillkürlich über die Ursache nachdachte. Ich fühlte, daß ich aus irgend welchem Grunde meine Freiheit noch nicht mit vollem Genusse empfand, diese Freiheit, nach der

ich mich so schmerzlich, so leidenschaftlich gesehnt hatte; ich fühlte, daß mich etwas daran hinderte. Und allmählich wurde es mir deutlich, daß dies Hindernis mein pessimistisches Mißtrauen war, das keinen Augenblick von mir wich und mir alles in trüber, trauriger Färbung erscheinen ließ. Es war, als wüchse dies Mißtrauen mit jeder Stunde. Es flüsterte mir zu: „Nein, du bist noch lange nicht frei. Dies ist erst der Anfang; aber wie das Ende sein wird, ist nicht abzusehen. Es wird dir schwer sein, frei zu werden!" Und ich schritt schnell durch die Birken dahin, ohne auch nur einen Augenblick stehen zu bleiben, ohne mich auch nur für eine Sekunde dem Bewußtsein der Gegenwart zu überlassen; vielmehr richtete ich meine Gedanken ausschließlich auf die Zukunft und bereitete mich auf einen Kampf vor, den ich vorausahnte.

Wenn ich meine Reise, die etwa eine Woche lang dauerte, Schritt für Schritt beschreiben wollte, so würde das kaum Interesse erregen können; ich fror, ich hungerte, — das ist alles, was ich sagen kann. Namentlich litt ich durch die Kälte. Mehrmals packte mich in tiefen Tälern eine so heftige Kälte, daß ich fürchtete, mir die Hände oder die Füße zu erfrieren. Merkwürdigerweise war es in hochgelegenen Gegenden, auf Hügeln, erheblich wärmer; dagegen waren die Täler und Schluchten mit einer besonderen Art von Nebel angefüllt, der unsern gewöhnlichen Nebeln ganz unähnlich war, und in dessen Bereich man nur einzutreten brauchte, um sofort ein Gefühl zu haben, als ob feine Nadeln in den Körper hineingestoßen würden. Trotzdem ich solche Täler mit möglichster Schnelligkeit passierte, bekam ich doch Schmerzen im linken Beine oberhalb des Knies; der fiskalische Pelzrock war zu kurz und konnte meine nur mit leichten Hosen bekleideten Beine nicht schützen.

Ich übernachtete meistenteils in den Badestuben, wie das

die Landstreicher gewöhnlich tun. Badestuben gibt es überall. Um einen Begriff davon zu geben, will ich eines meiner Nachtquartiere beschreiben.

Die Dämmerung brach an, als ich in ein Dörfchen kam. Von erfahrenen Landstreichern hatte ich gehört, man müsse nicht zu den reichen Bauernhäusern gehen, sondern sich im Gegenteil die schlechtesten aussuchen. „In einem ärmlichen Häuschen sind die Wirtsleute gutherziger," hatte Bjelow versichert. Diese im allgemeinen durchaus richtige Regel, die aus einer großen Menge von Erfahrungen abstrahiert ist, beobachtete auch ich. Und da ich am äußersten Ende des Dorfes ein kleines Häuschen erblickte, so ging ich dort hinein. Zuerst bekreuzte ich mich, wie das der Brauch in Sibirien verlangt, vor den Heiligenbildern, die in einer Ecke hingen; dann begrüßte ich die Wirtsleute.

Guten Abend, junger Mann, antwortete der Herr des Hauses.

Kann ich hier Brot kaufen? fragte ich. Ich wanderte allerdings als Landstreicher, konnte mich aber nicht entschließen um Almosen zu bitten, sondern bezahlte immer für die Lebensmittel.

Ja, das kannst du, antwortete die Hausfrau.

Aber läßt du mich auch übernachten, Onkelchen?

Nein, junger Mann; das geht nicht! Du hast wohl keine Papiere? Der Sibirier maß mich mit einem Blicke. Bei uns geht es jetzt streng zu; wenn man einen aufnimmt, der keinen Paß hat, so heißt es gleich Strafe zahlen. Von wo kommst du denn?

Aus einem Trupp, antwortete ich.

Na, das ist es eben; ein Landstreicher!

Ich schwieg.

Leute, wie du, übernachten meistens in den Badestuben.

Meinetwegen kannst du auch in meiner übernachten. Ich habe sie heute geheizt; du wirst es zum Schlafen warm haben.

Nachdem ich einen Brotkant bekommen hatte, für den ich einige Kopeken bezahlte (er war mehr wert; aber in solchen Fällen nehmen die Bauern soviel, wie man ihnen gibt, ohne einen höheren Preis zu verlangen), verließ ich das Bauernhaus. Ich sah mich um, erblickte nicht weit davon die Badestube und ging hin. Daneben stand eine andere, zum Nachbarhause gehörige Badestube; in dieser nahm, wie ich bemerkte, gerade jemand ein Schwitzbad. Die Badestube, in die ich hineinging, hatte keine Fenster, und da es Abend geworden war, zündete ich, um mich zu orientieren, ein Schwefelholz an. Links vom Eingange erblickte ich einen Haufen großer Steine, die so aufgepackt waren, daß in der Mitte ein leerer Raum blieb, wo man Feuer anmachen konnte. Dieser Steinhaufen diente als Ofen; weiter hinten begannen die hölzernen Wandbänke. Zu diesen ging ich hin. Hier war es so warm, daß ich mich genötigt sah, den Pelzrock abzulegen und im bloßen Unterzeuge zu bleiben. Die Badestuben der Bauern sind gewöhnlich rauchig, und es waren natürlich in dieser wie in andern alle Wände und die Decke mit einer Rußschicht bedeckt. Ich holte aus meinem Sacke ein Talglicht heraus, zündete es an und klebte es auf eine Wandbank. Talglichte führte ich immer in Vorrat zum Einreiben der Füße bei mir, um diese vor dem Durchlaufen beim Marschieren zu schützen. Ich mochte noch nicht schlafen, sondern beschäftigte mich damit, meinen Pelzrock zu färben; ich beabsichtigte, ihn schwarz zu machen, da die gelbe Farbe zu sehr an seine fiskalische Herkunft erinnerte. Der Ruß, von dem hier überall genug vorhanden war, lieferte mit dem Lichttalg zusammen eine ganz gute Farbe, und ich machte mich ans Werk. Als ich diese Arbeit beendet und etwas gegessen hatte, stieg ich auf die obere Wandbank hinauf und legte mich

hin. Aber kaum fing ich an einzuschlafen, als mich ein Knarren der Tür, die geöffnet wurde, wieder aufweckte. Danach hörte ich, wie jemand in die Badestube hereinstolperte. Die Dunkelheit ließ mich den neuen Ankömmling nicht erkennen, und ein Schwefelholz anzuzünden hielt ich für unnötig. Auch der Eingetretene hatte offenbar nicht die Absicht, die Räumlichkeit in Augenschein zu nehmen; er suchte tastend die Wandbänke, kletterte hinauf und legte sich neben mich. Auf der Wandbank liegend betastete er mich mit der Hand; aber meine Anwesenheit beunruhigte ihn anscheinend nicht im geringsten. Nach kurzer Zeit hörte ich sein gleichmäßiges Schnarchen; er schlief. Neben dem Unbekannten schlief ich gleichfalls ein.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als ich vor Kälte aufwachte. Die Badestube war vollständig ausgekühlt, und wenn ich am Abend hatte vor Hitze schwitzen müssen, so erwies sich am Morgen sogar der Pelzrock unzureichend zum Schutze gegen die Kälte. Ich war gezwungen aufzustehen und mich anzukleiden. Schlafen konnte ich nicht mehr, und um nicht unnütz Zeit zu verlieren, machte ich mich auf den Weg. Mein Schlafkamerad schnarchte weiter. Ich verließ die Badestube; es war noch dunkel, mußte aber bald hell werden. Ich fürchtete nicht mich zu verirren und schritt schnell auf der Landstraße drauf los.

Ich hatte noch etwa fünfzig Werst zurückzulegen, als mir beim Passieren eines Dorfes ein Mann auffiel, der auf der Straße neben einem Torwege stand. Aus seiner äußeren Erscheinung schloß ich, daß er ein Ansiedler war, da sein Kopfhaar noch nicht Zeit gehabt hatte wieder ordentlich zu wachsen.

Komm herein, trink ein bißchen Tee und ruhe dich aus! sagte er, zu mir gewendet.

Ich war nicht abgeneigt mich auszuruhen und nahm daher die Einladung mit Vergnügen an. Wir gingen zusammen in das Bauernhaus. Dieses war nur klein, schlecht in Ordnung

gehalten und schmutzig. Auf dem Ofen saß eine Frauensperson. Mein Wirt machte sich eifrig am Samowar zu schaffen.

Bist du schon lange vom Trupp weg? fragte er.

Soeben erst; ich bin mit dem achten Trupp gekommen, antwortete ich.

Aber jetzt wanderst du als Landstreicher?

Ja.

Eine schlechte Gegend hier! erwiderte er. Ich habe auch vor, mich schleunigst davonzumachen. Aber wie ist das: willst du auf dem »Angarischen« gehen?

Der »Angarische« heißt derjenige Trakt, der am Flusse Angara entlang geht. Dieser Trakt führt bis zu einem bestimmten Punkte und hört dann auf, so daß die Landstreicher entweder ihren Weg auf Flößen stromabwärts fortsetzen oder durch den dichten Wald von einem Dorfe zum andern auf schmalen Pfaden hindurchgehen und sich schließlich wieder zum Moskauer Trakt herausarbeiten.

Ich gab ihm meine Marschroute an. Ich nannte unter andern auch das Dorf, wo mein Bekannter wohnte, erwähnte aber natürlich von ihm selbst keine Silbe, ebenso wie ich nichts davon sagte, daß ich die Absicht hatte in jenem Dorfe zu bleiben.

Der Ansiedler kannte diese Orte; er war früher dort als Landstreicher umhergezogen und gab mir einige praktische Anweisungen. In zwei oder drei Dörfern nannte er mir sogar die Namen von Bauern, welche Landstreicher aufnahmen.

Aber wenn du in das und das Dorf kommst, sagte er und nannte dabei eben das Dorf, nach welchem ich hinwollte, dann geh du auf der Straße ganz hindurch; am andern Ende, das dritte Haus vom Ausgang, wohnt Katjka Tschernüch. Sage ihr nur: „Grischka Rotlippe läßt dich grüßen", dann wird sie dir in allem behilflich sein.

Ich war dem Ansiedler für die gegebenen Ratschläge sehr dankbar. Nachdem ich mich an dem Tee erwärmt und noch von diesem und jenem mit ihm geplaudert hatte, nahm ich von ihm Abschied und ging fort.

Wenn ich mich jetzt an diese kritische Periode meines Lebens erinnere, so scheint es mir immer, daß mir damals nur ein glücklicher Zufall dazu behilflich war, der Arretierung zu entgehen. Menschen, deren Leben häufigen Gefahren ausgesetzt ist, glauben an das, was sie „ihren Stern" nennen. Ich will hier etwas erzählen, was vielleicht den einen oder den andern veranlassen könnte an einen „Stern" zu glauben. Aber wenn auch diese Dinge schon sehr weit zurückliegen, so halte ich es doch für zweckmäßig, die Namen der dabei beteiligten Personen nicht zu nennen.

Es war noch früh am Tage, als ich in das Dorf hineinkam, wo nach meinen Nachrichten mein Bekannter wohnte. Die vorhergehende Nacht hatte ich in einem benachbarten Dörfchen zugebracht, das nur einige Werst von dort entfernt lag. Mich an die mir begegnenden Bauern mit Fragen zu wenden, wo der verschickte Politische so und so wohne, hielt ich nicht für richtig, da bei Nachforschungen nach mir dies meinen Verfolgern als ein direkter Fingerzeig gedient hätte; daher beschloß ich, von der Adresse Gebrauch zu machen, die ich von dem Ansiedler erhalten hatte. Ich durchwanderte also das ganze Dorf, zählte von seinem Ende her das dritte Haus ab, ging auf den Hof und klopfte an die Tür.

Schon aus der äußeren Erscheinung des Hauses mußte ich schließen, daß da irgend ein Mißverständnis steckte. Das Häuschen war zu gut, als daß man hätte annehmen können, seine Besitzerin nehme Landstreicher auf. Auf mein Klopfen wurden Schritte hörbar, und alsbald sah ich eine Frau von etwa fünfzig Jahren vor mir. Dieser Umstand machte mich

noch zweifelhafter, und ich begann zu glauben, daß hier ein Irrtum vorliege. Katjka Tschernüch konnte nicht so alt sein. Aber zu meiner Verwunderung stellte sich heraus, daß diese Alte tatsächlich Tschernüch hieß. Ich fing an, etwas von Grischka zu stottern (von »Rotlippe« schwieg ich; das alles stimmte gar zu wenig zu ihrem Lebensalter und zu ihrem bescheidenen Aeußern); aber auf ihrem Gesichte bemerkte ich einen so echten Ausdruck der Verständnislosigkeit, daß ich auf weitere Erklärungen mich nicht einlassen mochte.

Was wünschest du denn, junger Mann? erkundigte sie sich.

Ein Weilchen schwieg ich; ich schwankte und wußte nicht, was ich sagen sollte. Aber ich mußte irgend einen Entschluß fassen. Da fuhr mir ein glücklicher Gedanke durch den Kopf, und ich sagte: Ich suche einen Verschickten vornehmen Standes (das Wort „politischer Verschickter" scheute ich mich überhaupt in den Mund zu nehmen). Ich bin mit ihm in einem und demselben Trupp gegangen; er ist mir Geld schuldig geblieben.

Wen meinst du denn? Verschickte vornehmen Standes gibt's eine Menge. Auch bei mir hier wohnen Verschickte.

Mein Gespräch mit der alten Frau fand im ersten Zimmer statt, das zwei Türen hatte. In diesem Augenblicke öffnete sich die linke Tür und auf der Schwelle erblickte ich eine verschickte Politische. Ja, eine Politische; ich war nie vorher mit ihr zusammengekommen; aber ich erkannte sofort, daß sie eine Politische war. Mein Auge konnte sich nicht täuschen.

Was wünschen Sie? fragte sie mich.

Wenn ich an der Richtigkeit meiner Vermutung noch zweifeln konnte, so mußte mich das Wort „Sie" endgültig überzeugen.

Ich habe eine geschäftliche Angelegenheit . . . sagte ich zu ihr, und da ich nicht wünschte, daß die Wirtin Zeugin

unseres Gespräches würde, so suchte ich beharrlich mich in ihr Zimmer zu drängen. Sie vertrat mir den Weg; ich schob sie sachte mit der Hand zur Seite und drang vorwärts.

Was wünschen Sie? fragte sie verwundert und trat vor mir zurück.

Aber ich war schon in ihr Zimmer hineingekommen und machte die Tür hinter mir zu.

Hier sagte ich ihr flüsternd, damit es die Wirtin nicht durch die Tür hörte: Ich bin Debogory-Mokriewitsch. Ich bin auf dem Marsche aus dem Trupp entflohen. Haben Sie von unserem Prozesse in Kiew gehört?

Ich unterlasse eine Schilderung der regen Geschäftigkeit, die sich in diesem Häuschen und darauf auch in einem andern ähnlichen in demselben Dorfe, wo gleichfalls ein verschickter Politischer wohnte, nun entwickelte. Mein Bekannter existierte in diesem Dorfe nicht; er war an einem andern Orte. Aber an seiner Statt fanden sich hier andere Genossen, auf die ich in dieser Weise ganz zufällig gestoßen war.

Ich war gehörig durchgefroren. Als ich zum Tische trat, auf dem der Samowar summte (hier waren die Leute noch nicht mit ihrem Morgentee fertig), um mich hinzusetzen und mir Tee einzugießen, bemerkte ich einen kleinen Spiegel, der an der Wand hing, und konnte mich nicht enthalten, mich vor ihn hinzustellen. Ich blickte hinein und geriet in Verzweiflung über mein Aussehen: ich sah aus wie ein richtiger Landstreicher. Das Notwendigste, was ich tun mußte, war, den Anzug zu wechseln und mein Gesicht einigermaßen umzugestalten. Aber wie konnte ich das Letztere jetzt tun? Hätte ich lange Haare gehabt, so hätte ich sie gestutzt; hätte ich einen Bart gehabt, so hätte ich ihn abrasiert. Aber beides war schon früher geschehen. An eine Umgestaltung meines Gesichtes war vorläufig gar nicht zu denken.

wollte ich aber doch vor allen Dingen einmal ordentlich Tee trinken. Durchgefroren, wie ich war, begann ich mit Vergnügen mich an dem Tee zu erwärmen.

Aber an diesem Tage war es mir nicht beschieden, mich an Tee satt zu trinken. Kaum war ich mit dem zweiten Glase zu Ende, als mir mitgeteilt wurde, es seien im Dorfe Gendarmen erschienen.

Diese Nachricht traf mich wie ein Donnerschlag. Mochten nun die Gendarmen speziell um meinetwillen oder zufällig in einer anderen Angelegenheit gekommen sein, in jedem Falle durfte ich bei meinen neuen Freunden nicht bleiben. Ich mußte weg; aber wohin?

Gehen Sie den und den Weg. Es wird Sie ein Mann mit einem einspännigen Schlitten einholen und Ihnen sagen, wo Sie sich verstecken können.

Mit diesen Weisungen versehen verließ ich meine Freunde und begab mich zum Ausgange des Dorfes, von wo ein schwach befahrener, schmaler Weg weiterführte, der sich nur wenig durch seine gelbliche Farbe von dem weißen Felde abhob. Ich hatte nicht Zeit gehabt, meinen Anzug zu wechseln, und trug nach wie vor die Gefangenentracht. Die neuen Bekannten hatten mich für den Notfall mit einem Rubel ausgerüstet, da mir von meinem eigenen Gelde auch nicht eine Kopeke übrig geblieben war, sowie mit einem Viertelpfund Tabak.

Ich hatte erst zwei oder drei Werst zurückgelegt, als mich der Mann einholte, von dem mir vorher gesagt war. Ich setzte mich zu ihm in den Schlitten, und wir fuhren zusammen weiter. Aber als wir auf eine Anhöhe hinaufgekommen waren, von wo wir ringsum eine weite Aussicht hatten und unter anderm in der Ferne in einer Mulde ein Dörfchen erblickten, hielt er das Pferd an, und ich stieg aus dem Schlitten. In

jenem Dörfchen wohnte er. Er erklärte sich bereit, mich bei sich zu verbergen, unter der Bedingung, daß ich bei Nacht zu ihm käme, damit niemand mich bei ihm einkehren sähe. Er setzte mir auseinander, wie ich, ohne jemanden zu fragen, sein Haus erkennen könnte, und fuhr voraus. Ich blieb allein.

Das Eintreffen der Gendarmen im Dorfe brachte mich zu der Ueberzeugung, daß die Verfolgung gegen mich begonnen hatte, und hierin irrte ich mich nicht.

Bald nach meinem Weggang aus dem Irkutsker Gefängnisse für Verschickte hatte ein Halunke unter den Gefangenen meinen Tausch verraten. Die Denunziation erfolgte gleichzeitig gegen Isbitzki, mich und Orlow, welcher gleichfalls auf dem Wege nach Irkutsk — er ging in dem auf den unsrigen folgenden Etappentrupp — einen Tausch bewerkstelligt hatte. Selbstverständlich trafen die Behörden sofort Maßregeln, um uns drei zu ergreifen. Aber Isbitzki hatte sich von dem Ansiedlungsorte im Amtsbezirke Rübinsk schon längst entfernt, und sie fanden ihn natürlich nicht. Pawel Orlow war fahrlässiger Weise in dem Amtsbezirke seiner Freilassung geblieben, und wurde dort sofort festgenommen. Was mich betrifft, so war das Telegramm, welches Pawlows (d. h. meine) Arretierung anordnete, nach dem Amtsbezirke Teljma erst gelangt, als ich schon von dort weg war. Nun begann die Jagd auf mich, und jetzt kam sie auf meinen Spuren schnell vorwärts.

Was sollte ich denn eigentlich noch mehr tun, um mich vor den Verfolgern zu verbergen? Ich hatte bisher alles getan, was in meinen Kräften lag: ich hatte unwahre Angaben über meine Marschrichtung gemacht; ich hatte die Dörfer vermieden; genächtigt hatte ich in Badestuben, wo mich selten jemand gesehen hatte, oder bei solchen Leuten, die wissentlich Landstreicher aufnahmen, — und alle diese Kunstgriffe

erwiesen sich als eitel und erfolglos; die Gendarmen waren mir auf den Fersen. Jetzt erst wußte ich völlig zu beurteilen, daß in Sibirien eine Flucht mit dem Verlassen des Gefängnisses durchaus noch nicht glücklich erledigt ist, und daß die ferneren Schritte häufig unvergleichlich viel größere Schwierigkeiten bieten. Und ich hatte noch ganz vor kurzem gemeint, meine Aufgabe sei gelöst! Allerdings waren mir auch trübe Gedanken durch den Kopf gegangen; aber das hatte ich mehr meiner übermäßigen Schwarzseherei als der wirklichen Lage der Dinge zugeschrieben. Jetzt hatte es sich nun herausgestellt! Da war sie nun, die Wirklichkeit! Sie übertraf die trübsten Befürchtungen! Was blieb mir jetzt zu tun übrig? Mein Kopf arbeitete angestrengt an der Beantwortung dieser Frage. Aber ich wußte so gut wie nichts zu ersinnen. Meine einzige Hoffnung beruhte auf jenem Menschen. Aber wenn die Gendarmen es verstanden hatten, meine Spur auf dem ganzen Wege zu verfolgen, so war ohne jeden Zweifel zu erwarten, daß sie sie auch bis zu jenem Dörfchen finden würden. Ja, sie mußten mich aufspüren, wenn mich hier auch nur ein einziger Mensch sah. Ich schaute um mich. Auf der rechten Seite wuchs Gebüsch; auf dem Wege war weder nach vorn noch nach rückwärts jemand zu sehen. Das Dörfchen, wo dieser Mensch wohnte, war mir aus den Augen gekommen, da ich inzwischen bereits von jener Anhöhe hinabgestiegen war, von der aus es sichtbar gewesen war. „Weiter zu gehen hat keinen Zweck; ich muß bis zum Abend hier warten," überlegte ich. Aber man hatte mich dort sehen können, als ich jenes Dorf verließ. Und aller Wahrscheinlichkeit nach hatte man mich wirklich gesehen. Und wenn das der Fall war, so war zu erwarten, daß die Leute bei Befragung den Gendarmen angeben würden, welchen Weg ich eingeschlagen hätte. Kein Ausgang aus der schlimmen Lage!

Aber ich mußte mich irgendwo abseits vom Wege verstecken, damit ich den Tag unbemerkt verbringen könnte. Ich blickte mich wieder um: ringsum keine Menschenseele. Ich beschloß, mich seitwärts in die Büsche zu begeben. Aber wenn den Gendarmen dieser Weg bezeichnet ist und sie bis zum nächsten Dorfe fahren und da erfahren, daß ich dort nicht durchgekommen bin, so werden sie mich natürlich hier in der Umgegend suchen; sie werden im Schnee meine Spuren sehen, die zu diesem Gebüsch führen, und werden mich an den Spuren auffinden. Jetzt befinden sie sich in jenem Dorfe; aber vielleicht fahren sie in diesem Augenblicke schon von dort ab und werden bald hier sein. Da fiel mir ein Kunststück ein, von dem ich einmal gelesen hatte; ich wendete mich mit dem Rücken nach den Büschen zu und ging rückwärts zu ihnen hin, wobei ich die Beine hoch aufhob, damit sich meine Spuren deutlicher im Schnee ausprägten. Als ich auf diese Weise zu dem Gebüsche gelangt war, sah ich mich um; in einiger Entfernung bemerkte ich hölzerne Hütten, Jurten, in denen die Burjaten den Sommer über wohnen, und beschloß, den Tag in diesen Jurten zuzubringen; dort lief ich am wenigsten Gefahr, von jemand bemerkt zu werden. In derselben Art, d. h. rückwärtsgehend, gelangte ich zu den Jurten und verbarg mich in einer derselben.

Hat jemand gesehen, was der Hase für Anstalten macht, ehe er sich hinlegt? Er springt, er spitzt die feinhörigen Ohren; irgendwoher aus der Ferne ertönt das Gebell der Hunde, die seine Spur verfolgen. Er macht eine Rückfährte, dann einen gewaltigen Sprung seitwärts und legt sich unter einen Strauch.

So machte auch ich, wie ein Hase, ehe ich mich hinlegte, meine Rückfährte.

Wenn ich jetzt an all dies zurückdenke, so lege ich mir

unwillkürlich die Frage vor: War dies Kunststück mit der Rückfährte nötig? und es kommt mir manchmal sogar lächerlich vor. Schwerlich gelangten die Gendarmen an diese Stelle; schwerlich sahen sie meine Spuren. Und wenn sie hingelangten und sie sahen, so beachteten sie sie gewiß nicht. Allerdings hatten sie meine Reiseroute ausgespürt und folgten mir wahrscheinlich auf der Fährte. Aber wenn sie die Fährte in jenem Dorfe verloren hatten, so wurden sie sicherlich verwirrt und wußten nicht einmal recht, wo sie sie eigentlich verloren hatten, ob hier oder schon früher. Und wer weiß, vielleicht wurden ihnen auch weiterhin, in den folgenden Dörfern, irgendwelche unwahre Angaben gemacht, durch die sie noch mehr in Konfusion gerieten. Aber in diesem Augenblicke war ich selbstverständlich nicht fähig, solche Erwägungen anzustellen, und mußte das Schlimmste voraussetzen. Ich strengte alle meine Fähigkeiten und Kräfte an, um der Festnahme zu entgehen. Wäre es damals nötig gewesen, bei jener Kälte einen Fluß mit Treibeis darauf zu durchschwimmen, so hätte ich vielleicht auch das gewagt, um der Verfolgung zu entgehen. In solcher Seelenstimmung befand ich mich.

Bei Anbruch der Dunkelheit verließ ich meinen Zufluchtsort und begab mich in das Dorf. Es gelang mir, bis zum Dorfe und durch das Dorf zu kommen, ohne einem Menschen zu begegnen. Bei dem bezeichneten Häuschen klopfte ich an die Tür und wurde eingelassen. Vor allen Dingen wechselte ich den Anzug, indem ich alles ablegte, was an einen Gefangenen erinnerte. Eigentlich hatte ich damals Kleidung überhaupt kaum nötig, da ich mehrere Tage lang gar nicht aus dem Zimmerchen hinausging und mir jener Mann sogar Essen hereinbrachte. Um dann das gefangenenmäßige Aussehen meines Gesichtes etwas zu verwischen, rasierte ich mich und ließ nur einen kleinen Kinnbart stehen, der

freilich damals eben erst als schwärzliche Färbung sichtbar wurde.

Meine Flucht hatte überall Treibjagden hervorgerufen, welche von Tag zu Tage weitere Ausdehnung annahmen, so daß schließlich der Mann, bei dem ich mich verborgen hielt, ängstlich wurde. Ich mußte an anderer Stelle Zuflucht suchen. Es wurde mir die Adresse eines verschickten Polen eingehändigt, der zwanzig bis dreißig Werst von dort entfernt wohnte, und ich begab mich zu ihm. Meine Uebersiedelung führte ich wieder bei Nacht aus, um von niemandem gesehen zu werden. Es war gegen Mitternacht, als ich bei ihm eintraf. Ich nannte ihm geradezu meinen Familiennamen, teilte ihm mit, daß ich vor kurzem von einem Trupp entflohen sei und überall gesucht würde, und fragte ihn zum Schluß, ob er mich bei sich verbergen könne.

Er erklärte sich dazu bereit, und dies rettete mich.

Der Umstand, daß ich des Polnischen mächtig war und für einen Polen gelten konnte, half mir sehr bei meinem weiteren heimlichen Aufenthalte unter den verschickten Polen.

Außerordentlich leid tut es mir, daß die Vorsicht mich nötigt, mich hier auf diese dunklen und unvollständigen Andeutungen über den Hergang der Sache zu beschränken. So kann ich zu meinem Bedauern über meine schönsten Erinnerungen nichts sagen, nämlich über die Menschen, die mir geholfen haben, und speziell über diesen einen, der es wagte, diese gewaltige Verantwortung auf sich zu nehmen; denn für das Verhehlen eines entronnenen Zwangsarbeiters wird der Schuldige selbst mit Zwangsarbeit bestraft. Ich gehe aber hier zu Fragen allgemeineren Charakters über, deren Erörterung vielleicht dem einen oder andern meiner Leser interessant sein dürfte.

Sibirien, namentlich Ostsibirien, ist sehr schwach bevölkert. Die Ansiedelungen befinden sich hier an den Flüssen und an

den vom Staate angelegten Trakten; der übrige Raum bildet vorwiegend eine menschenleere Wildnis. Eine Treibjagd wird nun folgendermaßen veranstaltet. In den einzelnen Amtsbezirken ergeht der Befehl, verdächtige Passanten festzunehmen, und auf allen Landstraßen werden die Landstreicher angehalten. Eine aus Bauern der Ortschaft bestehende Wache wird gewöhnlich am Tore des Pferchs, der neben dem Dorfe gelegenen, eingezäunten Viehweide, aufgestellt; und wenn man bei diesem Tore glücklich vorbeigekommen ist, so ist man damit noch lange nicht der Gefahr entronnen, da im Dorfe den Fremden ein jeder anhalten kann, sobald dessen Persönlichkeit irgendwie bedenklich erscheint, und das kann sich sehr leicht ereignen, wenn man nicht Sibirier ist. Diejenigen Einwohner Ostsibiriens, die aus dem europäischen Rußland stammen, sind entweder Beamte oder Ansiedler. Wenn ab und zu auch ein russischer Arbeiter, zum Beispiel ein Zimmermann, diese fernen Gegenden aufsucht, so hält er sich vorzugsweise in den Städten und bei den Goldbergwerken auf. Jeder Ansiedler, der zur Zeit einer Treibjagd sich auf der Landstraße befindet, gilt als verdächtig; die Leute halten ihn an, verlangen seinen Paß und arretieren ihn; oder auch, sie befragen ihn, welchem Dorfe er durch behördliche Verfügung zugewiesen ist, und damit bringen sie alles in Erfahrung. Mit einer lügenhaften Erfindung durchzukommen ist unmöglich. Der Ostsibirier, und speziell der Irkutsker, ist Handelsmann und Gewerbetreibender; auf mehrere hundert Werst Entfernung hat er in den Dörfern Bekannte; wer weiß wie weit kennt er fast jeden Krämer mit Namen, und eine Lüge des Wanderers wird sofort aufgedeckt. Somit bleibt, um einer Treibjagd zu entgehen, das einzige Mittel: die Dörfer überhaupt zu vermeiden und durch die Wildnis zu gehen. Aber der Hunger treibt doch immer wieder in die Dörfer!

Für gewöhnlich sehen die sibirischen Behörden den paßlosen Landstreichern gegenüber durch die Finger; sie teilen offenbar in dieser Hinsicht die Ansicht des Irkutsker Brandmeisters: „Aus dem Pferch können sie doch nicht hinaus!“ Aus dieser milden Praxis erklärt sich die enorme Menge der Landstreicher, die sich in Sibirien umhertreiben. Aber sowie in einer Gegend eine Treibjagd veranstaltet wird, beginnt man die Landstreicher aufzugreifen. So z. B. erfuhr ich, daß während der Nachforschungen nach mir ihrer sehr viele in das Irkutsker Gefängnis hineingerieten. Einigen von ihnen beliebte es, sich bei der Festnahme mit meinem Namen zu bezeichnen. Die Täuschung wurde natürlich sehr bald aufgedeckt; aber darauf kam es ihnen nicht an; brachte ihnen doch eine solche Beilegung eines falschen Namens reelle Vorteile: sie wurden zu Wagen, und nicht zu Fuß, nach Irkutsk transportiert; sie wurden unterwegs besser verpflegt, und schließlich verhalf ihnen im Gefängnis selbst der angemaßte Name zu größerer Popularität unter den Gefangenen und schmeichelte ihrer Eitelkeit.

Eine sibirische Treibjagd ist ein furchtbares Ding, auch für die gewiegtesten Landstreicher. Daraus erklärt sich teilweise der verhältnismäßig friedliche Charakter, durch den sich unser Landstreichertum auszeichnet. Denn jedes Verbrechen, das in einer Gegend begangen wird, etwa ein Diebstahl oder ein Mord, bringt großes Unglück über alle Landstreicher, die in dieser Gegend umherziehen. Darum verfolgen sie nicht selten ihre eigenen Kameraden, die unterwegs Verbrechen begehen.

Die Treibjagd, die infolge meines Entweichens angestellt wurde, dauerte etwa anderthalb Monate. Anfangs verbreitete sich das Gerücht, es sei irgendwo im Walde ein Leichnam gefunden worden, in dem man mich erkannt habe. Hierauf erhielt ich die Nachricht, ich sei bei Nischne-Udinsk ergriffen

worden und würde baldigst nach Irkutsk transportiert werden. Eine dritte Behauptung endlich war, ich hätte die Grenze passiert und befinde mich schon irgendwo in der Schweiz. Diese Gerüchte konnten mir nur vorteilhaft sein, da sie die Energie der Lokalbehörden herabminderten. Von Tag zu Tag wurden die Nachforschungen schwächer und hörten schließlich ganz auf. Ich beschloß, mich nach Irkutsk zu begeben.

Dreizehntes Kapitel.

Aufenthalt in Irkutsk.

Mißliches Wohnen in Irkutsk. — Ich helfe beim Entweichen von Gefangenen. — Sie werden wieder ergriffen. — Gründe des Mißerfolges. — Meine gefährdete Lage. — Ein neuer Bekannter. — Er betrügt mich um Geld.

Bei meiner Ankunft in Irkutsk geriet ich sogleich in eine überaus traurige Lage: ich hatte keinen Ort, wo ich schlafen konnte. Da ich keinen Paß hatte, so konnte ich weder in dem Gasthause bleiben, in dem ich eingekehrt war, noch eine Privatwohnung mieten, und war in den ersten Tagen genötigt in der Stadt zu vagabondieren. Ganze Nächte hindurch trieb ich mich in Billardlokalen und Restaurationen und in allerlei Nachtasylen umher, um nur irgendwie die Zeit totzuschlagen. Ganz abgesehen davon, daß ein solches Leben an und für sich wenig erfreulich war, kam es mir auch zu teuer zu stehen. Meine Bekannten in Irkutsk waren unbescholtene, vorsichtige Leute, bei denen ich nicht nächtigen und keinen Paß zur Benutzung bekommen konnte. Geld allerdings erhielt ich durch ihre Beihilfe, soviel ich nötig hatte. Dies Herumtreiben wurde mir schließlich derart zuwider, daß ich mich entschloß, einen Versuch zu machen, ob ich mir nicht eine Wohnung mieten könnte, ohne im Besitze eines Passes zu sein. Ich hatte ein

Häuschen am Rande der Stadt gesehen, dessen Besitzer, ein Bauer aus dem Gouvernement Irkutsk, eine Ecke des Zimmers, in dem er selbst wohnte, mietweise abgab; diese Ecke mietete ich und siedelte dorthin über. Um Fragen nach dem Passe beim Mieten zu vermeiden, setzte ich dem Wirte auseinander, ich würde bei ihm nicht länger als zwei Wochen bleiben, da ich darauf rechne, in dieser Zeit meine Geschäfte zu erledigen und die Stadt zu verlassen; ich bezeichnete mich als einen verschickten Polen und sagte, ich hätte einen eigenen Laden in einem Dorfe, das von Irkutsk etwa dreihundert Werst entfernt sei, und ich sei nur für einige Zeit in Geschäften nach der Stadt gekommen. Der Wirt erwies sich als ein vertrauensvoller, gutmütiger Mensch, und so war es mir gelungen, ein etwas dauerhafteres Quartier in Irkutsk zu erlangen. Diese Dauerhaftigkeit war allerdings nur eine sehr relative. Spätestens nach zwei Wochen mußte ich aus der Wohnung ausziehen unter dem Vorwande, meine Geschäfte seien nunmehr beendigt. Um aber die Möglichkeit zu haben, diesen selben Winkel später noch manchmal zu benutzen, sagte ich dem Wirte, ich gedächte bald wieder einmal in der Stadt zu sein und würde dann natürlich ohne weiteres bei ihm einkehren.

Inzwischen suchte ich mir unter ähnlichen Bedingungen eine andere Wohnung am entgegengesetzten Ende der Stadt und zog dorthin um.

Da ich so zwei Wohnungen an verschiedenen Enden von Irkutsk hatte, wechselte ich mit ihnen ab und wohnte bald in der einen, bald in der anderen. Dabei mußte ich die Augen gehörig aufmachen, um nicht, wenn ich in der einen Wohnung wohnte, zufällig irgendwo auf der Straße mit dem Wirte der anderen Wohnung zusammenzutreffen.

In Irkutsk war ich kurz vor den Weihnachtsfeiertagen eingetroffen, und sehr bald bot sich mir die Möglichkeit, mit

den politischen Verbannten, die im Irkutsker Stadtgefängnis saßen, in Verkehr zu treten. Sie hatten damals vor, ihre Flucht mittels eines unterirdischen Ganges zu bewerkstelligen, der aus dem Gefängnisse nach dem Hofe des Gefängnis-inspektors (soweit ich mich erinnere, nach dem Keller des Inspektors) führte. Dieser unterirdische Gang war von Kriminalgefangenen in beträchtlich viel früherer Zeit angelegt worden; aber aus irgend welchem Grunde hatten diese Gefangenen keinen Gebrauch von ihm gemacht und nun ihr Geheimnis den politischen Gefangenen mitgeteilt. Die zum Entweichen ausgewählte Zeit war eine äußerst ungünstige. Wir befanden uns gerade in der allerschlimmsten Periode des Winters. Die Kälte war so stark, daß es beständig „aus den Graden herausging", wie die Sibirier sich ausdrückten, d. h. das Quecksilber gefror, und das Thermometer konnte die Grade nicht mehr anzeigen. Eine Wohnung bereit zu halten, wo die Verschworenen nach dem Entweichen aus dem Gefängnisse sich verbergen könnten, war nicht möglich. Ich selbst lebte, wie soeben gesagt, in äußerst riskanten Verhältnissen. Wenn die Sache im Sommer vor sich gegangen wäre, so hätte man einen Zufluchtsort irgendwo in der Umgegend von Irkutsk einrichten können, die mit Gesträuch bewachsen war, das in etwas weiterer Entfernung von der Stadt in Wald überging; aber im Winter war daran gar nicht zu denken.

Von all diesen Umständen und Erwägungen machte ich denen im Gefängnis Mitteilung, und nach längerer Prüfung blieben wir bei folgendem Plane stehen. Die Flüchtlinge sollten sich am Flusse Irkut entlang (dieser ergießt sich gerade gegenüber von Irkutsk in die Angara) bis zur Grenze der Mongolei begeben und sich dort an einem bestimmten Orte verbergen. Sie hatten dabei etwa vierhundert Werst zurückzulegen. Ich sollte Zwieback, Speck, Tee und Zucker in solcher Menge bereitstellen,

daß sie nicht zum Zwecke von Einkäufen die Dörfer zu betreten brauchten. In der Mitte des Weges war in Aussicht genommen, sie mit neuen Vorräten zu versehen, die bis zum Ende der Reise ausreichen könnten. Es waren fünf Mann, die zu entweichen gedachten. Die Vorräte mußten in ziemlich bedeutender Quantität eingekauft und ihnen außerhalb der Stadt nach einem Rendezvousplatze gebracht werden, wenn sie aus dem Gefängnis herauskamen; infolge dessen ergab sich die Notwendigkeit, ein Pferd und einen Schlitten zu beschaffen, da all dies auf den Schultern hinauszutragen unmöglich war.

Ich beschaffte ein Pferd, kaufte den Mundvorrat ein und besorgte zwei Gewehre für jeden Fall. Diese Einkäufe machte ich, während ich in einer Wohnung wohnte oder richtiger einen Winkel innehatte, wo der Wirt und andere fremde Personen beständig anwesend waren. Es wäre mühsam, die Unmenge kleiner Schwierigkeiten aufzuzählen, die mir jeden Augenblick entgegentraten. So erhob sich z. B. die Frage, wo ich die Einkäufe aufbewahren sollte; sie zu mir ins Zimmer zu bringen war unmöglich. Ich konnte keine glaubliche Erklärung ersinnen, wozu ich das alles nötig hätte; und nach Uebergabe der Sachen an die Flüchtlinge hätte ich dem Wirte keine Erklärung geben können, wo ich alles hingetan hätte. Die Flucht aus dem Gefängnisse mußte unvermeidlich Nachforschungen in der Stadt hervorrufen, und es war folglich zu erwarten, daß über diese Flucht überall und somit auch in dem Häuschen meines Wirtes geredet werden würde. Ich mußte die Sache so einrichten, daß kein Verdacht erweckt wurde; aber das war sehr schwer zu erreichen. Ich war genötigt, meine Einkäufe in dem Schlitten aufzubewahren, wo ich sie im Heu verbarg. Indessen wurde die Flucht aus dem Gefängnisse ein paarmal verschoben, so daß ich vergeblich bei Nacht hinausfuhr und dann wieder zurückkehrte. Jeden Augenblick konnte einen der

Bewohner des Häuschens, in dem ich lebte, die Lust anwandeln, meinen Schlitten zu durchstöbern, der auf dem Hofe unter einem Wetterdache stand, und selbstverständlich hätte schon das Vorhandensein der im Heu vergrabenen Gewehre Verdacht gegen mich erweckt.

Da erhielt ich endlich aus dem Gefängnisse die Nachricht, daß die Flucht bestimmt in der und der Nacht ausgeführt werden würde; leider besinne ich mich nicht auf das Datum; ich erinnere mich nur, daß es im Februar war. Ich spannte das Pferd an und fuhr nach dem genau bestimmten Orte, wo ich sie erwarten sollte; es war auf dem Flusse Uschakowka, neben der Brücke.

Es war zehn oder elf Uhr nachts; sachte fuhr ich auf dem Eise der Uschakowka hin, neben der hölzernen Brücke, die sich auf der rechten Seite hoch über meinem Kopfe hinzog; da erblickte ich eine Gruppe von mehreren Menschen, die vom gegenüberliegenden Ufer zum Flusse hinabstiegen. Obwohl ich ganz nahe an sie heranfuhr, konnte ich eine Zeitlang niemanden erkennen. Es beirrte mich der Umstand, daß ich unter ihnen eine Frauensperson bemerkte, und es war mir doch bekannt, daß sich keine Frau an der Flucht beteiligen sollte. Bei aufmerksamem Hinsehen erkannte ich indessen Popko, der wie ein Beamter eine Uniformmütze mit Kokarde trug. Er führte die Frauensperson am Arme, die, wie sich dann herausstellte, kein anderer war als der in Weiberkleider gesteckte Roman oder, wie er genannt wurde, „der Unbekannte mit der Kopfwunde“. Soweit ich mich jetzt erinnere, waren die Entwichenen folgende fünf: Popko, Woloschenko, Roman, Beresnük und, ich denke, Fomitschew. Sie stiegen sogleich zu mir in den Schlitten, ich wendete um und fuhr nach der Angara. Diese passierten wir auf dem Wege, der durch die Eisschollen gebahnt war, welche sich bei der Einmündung des Flusses Irkut

senkrecht eine über die andere getürmt hatten. Zur Linken erhoben sich Berge; rechts zogen sich ebene Wiesen und Sandflächen hin. Alles ringsum war in Eis und Schnee begraben, und nur der Wald, der kahl und struppig an den Bergabhängen aufragte, hob sich durch seine schwarze Farbe ab. Hier an der Mündung des Irkut machte ich Halt. Sie stiegen aus dem Schlitten. Ich übergab ihnen die in einzelne Säcke verteilten Vorräte und das Geld, welches für sie zu beschaffen mir gelungen war. Wir nahmen Abschied von einander; sie eilten den Irkut aufwärts, und ich fuhr wieder nach der Stadt.

Die Gefängnisbehörde erlangte erst spät Kenntnis von der Flucht, und da der unterirdische Gang unentdeckt geblieben war, so fanden sich in der folgenden Nacht noch mehr Gefangene, die zu entfliehen wünschten, darunter Posen und Kaljuschny. Aber wenn man schon das Entweichen der fünf Menschen als einen Fehler betrachten mußte, so war die nachträgliche, in der anderen Nacht ausgeführte Flucht nun gar ein völlig unüberlegter Schritt. Diese Letzten empfing draußen niemand, der sie mit Mundvorrat versehen hätte, und natürlich sahen sie sich genötigt, in die Dörfer zu gehen, um sich etwas zum Essen zu kaufen. Soweit es mir bekannt geworden ist, wurden Posen und Kaljuschny in einem nahe bei Irkutsk gelegenen Dorfe festgenommen, sogar noch ehe man in Irkutsk selbst von ihrer Flucht Kenntnis hatte. Es wurde erzählt, sie seien festgenommen worden, weil sie bei den Bauern durch ihr Aussehen Verdacht erregt hätten.

Was die andern anlangt, so wurden auch sie sämtlich wieder aufgegriffen, aber zu verschiedener Zeit; so wurde Woloschenko, wenn ich nicht irre, schon einen Monat darauf festgenommen.

Fragt man nach der Ursache dieses Mißerfolges, so ist Folgendes zu sagen. Um als Flüchtling während des Winters

durch Sibirien zu wandern, dazu gehört vor allem körperliche Kraft und Ausdauer; aber die Mehrzahl der politischen Gefangenen war von der Natur nur mit einer verhältnismäßig schwachen Körperkonstitution ausgestattet. Auch das war ein Fehler, daß eine ganze Gesellschaft zugleich entwich, während es nur einer oder höchstens zwei hätten tun sollen. Je mehr Menschen entfliehen, um so geringer sind die Aussichten auf Erfolg, da die Ungeschicklichkeit und Unbeholfenheit eines Einzelnen immer in verhängnisvoller Weise auf das Schicksal aller zurückwirkt.

In diesem Sinne hatte ich, wie ich mich erinnere, mich auch damals geäußert, als ich noch vor der Flucht an sie nach dem Gefängnisse schrieb. Wäre ein Einzelner entflohen, so wären überhaupt keine Adressen in der Mongolei nötig gewesen, sondern man hätte den Versuch machen können (was übrigens nicht schwer gewesen wäre), ihn in Irkutsk selbst zu verstecken. Meinerseits habe ich vielleicht gleichfalls einen Fehler begangen, insofern ich bei dem Zusammentreffen auf dem Flusse nicht einem von ihnen den Vorschlag machte, bei mir zu bleiben. Freilich wäre es schwer gewesen, eine Wahl zu treffen, und wer hätte sich auch in jenem Augenblicke dazu entschlossen, dies zu tun? Aber ich wiederhole: einen in Irkutsk zu verstecken wäre immer möglich gewesen. Die ersten Tage hätte er sich wahrscheinlich auch in Nachtasylen herumtreiben müssen; aber wenn ich dann umzog, konnte ich in der neuen Wohnung mit ihm zusammen erscheinen.

Allerdings muß ich sagen, daß auch schon ich allein in jener Zeit meine liebe Not hatte und mich kaum in Irkutsk halten konnte. Als die Flucht entdeckt war, begannen in der Stadt Nachforschungen. Die Polizisten gingen in den Häusern umher und revidierten. Ich war gezwungen aus der Wohnung, die ich innehatte, nach einer andern umzuziehen. Aber auch

in der anderen Wohnung hatte sich meine Lage nicht gebessert, da die Polizei nach der Flucht ihre Forderung an die Hauswirte betreffs der Vidimierung der Pässe verschärfte und mein Wirt mir zuzusetzen begann. Von Tag zu Tag wurde es schlimmer, und schließlich sah ich mich genötigt, zu einem äußerst gewagten Mittel meine Zuflucht zu nehmen.

Ich hatte oben Anlaß, meine Irkutsker Bekannten zu erwähnen. Sie alle fürchteten sich vor mir. Diese Furcht ging soweit, daß manche von ihnen es rundweg abschlugen, mit mir zusammenzukommen. Sie wußten, daß ich ein Flüchtling war, und alle, mit Ausnahme eines einzigen, der sich als guter Kamerad gegen mich benahm, betrachteten sie mich wie einen Pestkranken, dem niemand von ihnen nahe kommen mochte.

Da ich mir sehr bald nach meiner Ankunft in Irkutsk über den Charakter dieser Beziehungen und über meine ganze Lage klar geworden war, so sah ich ein, daß mir nichts anderes übrig blieb, als mich um die Anknüpfung anderer Bekanntschaften und Verbindungen zu bemühen, wenn ich einmal daran dachte, hier wohnen zu bleiben. So begann ich denn, neue Menschen zu suchen, mich mit ihnen bekannt zu machen — aber natürlich, ohne ihnen zu verraten, daß ich ein Flüchtling sei — und mit ihnen in mehr oder weniger vertraute Beziehungen zu treten. Leider verfuhr ich dabei nicht behutsam genug in der Auswahl der Persönlichkeiten, da ich es sehr eilig hatte.

Unter diesen Umständen wurde ich mit einem Kleinbürger aus Tobolsk, einem gewissen Abrossimow, bekannt, der früher irgend einen Handel betrieben hatte, aber verkracht war und jetzt in Irkutsk ohne Geschäft lebte. Er war ein recht kluger und redegewandter Mensch; in seiner Jugend war er irgendwo, wohl in Tobolsk selbst, mit einem Teilnehmer an der Verschwörung vom Dezember 1825 zusammengetroffen, und diese Bekanntschaft hatte an ihm noch einige Spuren zurückgelassen.

Er hatte Sympathien für die regierungsfeindlichen Bestrebungen. Da ich eine Reise nach Transbaikalien in Aussicht genommen hatte, wo ich mich mit der Organisation einer Beihilfe zum Entweichen aus den Bergwerken an der Kara zu beschäftigen beabsichtigte, so hielt ich es für nützlich, mich mit einem eingeborenen Sibirier zusammenzutun, mit dem ich dort irgend ein kleines Handelsgeschäft oder gewerbliches Unternehmen einrichten könnte, das mir eine gesicherte Stellung verleihen sollte. Abrossimow erschien mir für diesen Zweck geeignet; ich machte mich an ihn heran und begann allmählich mit ihm davon zu reden. Bald hatten wir, dem Anscheine nach, uns einander recht genähert. Ohne ihm Mitteilung davon zu machen, daß ich selbst ein Flüchtling sei, sagte ich ihm, ich sei nach Sibirien speziell mit der Absicht gekommen, den verschickten politischen Gefangenen bei der Flucht behilflich zu sein, und er bekundete ein lebhaftes Interesse für dieses Unternehmen.

Gerade in diesem Stadium unserer Bekanntschaft trug sich die oben erzählte Flucht aus dem Irkutsker Gefängnisse zu, und da meine Lage kritisch geworden war und ich nicht wußte, wohin ich verschwinden sollte, mietete Abrossimow eine Wohnung in der Vorstadt Uschakowka und machte mir den Vorschlag, mit ihm dorthin zu ziehen. Natürlich nahm ich dies Anerbieten an, und wir wohnten nun zusammen. Im Frühling gedachten wir uns nach dem Distrikt Nertschinsk in der Provinz Transbaikalien zu begeben, wo wir eine Schrotgießerei einrichten wollten (er war mit diesem Gewerbe bekannt), die uns die Mittel zum Lebensunterhalte gewähren und besonders als Deckmantel für die Hauptaufgabe dienen sollte.

Einmal machte Abrossimow mir den Vorschlag, ich möchte es unternehmen, Vieh aufzukaufen, welches die Burjaten nach Irkutsk getrieben hatten; seiner Ansicht nach konnten wir ein

hübsches Stück Geld bei diesem Geschäfte verdienen, das uns nicht länger als einen oder anderthalb Monate in Anspruch nehmen würde; das gekaufte Vieh sollte im einzelnen an Fleischer weiterverkauft werden. Obgleich die Beschäftigung mit Handelsunternehmungen in Irkutsk gar nicht im Bereiche meiner Pläne lag, erklärte ich mich doch einverstanden, um ihm keine abschlägige Antwort zu geben. Sogleich fing er an mit den Burjaten zu handeln, kaufte für etwa vierhundert Rubel, die ich ihm gab, Ochsen und Kühe und trieb sie nach der anderen Seite des Flusses Angara, wo die Wiesen soeben vom Schnee frei wurden und dem Vieh Weide boten. Dies trug sich, soweit ich mich erinnere, Ende März zu.

Schon während des Handels selbst, den er in meiner Gegenwart mit unerklärlicher Eilfertigkeit erledigte, wie wenn er fürchtete, es könnte ihm jemand die Ware wegfischen, waren mir Bedenken aufgestiegen. Dieser Verdacht fand seine Bestätigung sogar noch früher, als ich es erwartet hatte: in der Nacht nach eben dem Tage, an dem das Geschäft beendet war, entfloh Abrossimow aus der Wohnung mit Hinterlassung seiner Sachen, die übrigens nur aus einem elenden Felleisen, mit allerlei altem Trödel gefüllt, bestanden. Da ich überdies erwartete, daß er mich denunzieren würde, weil es für ihn vorteilhaft war, dies zu tun, und weil ich nach dem Vorhergegangenen Grund hatte, eine solche Denunziation von seiner Seite zu erwarten, so sah ich mich genötigt, gleichfalls unverzüglich aus der Wohnung zu entfliehen. Ich flüchtete zu einem Kleinbürger, mit dem ich gar nicht näher bekannt war. Aber ich hatte keine Wahl; ich mußte mich retten. Da ich zu diesem Kleinbürger hinzog, mußte ich ihn in meine Angelegenheiten einweihen und ihm von meinen Beziehungen zu Abrossimow erzählen. So hatte ein fehlerhafter Schritt fataler Weise einen zweiten ähnlichen zur Folge. Aber zum Glücke benahm sich

der Mann, bei dem ich eingezogen war, unvergleichlich viel ehrenhafter als Abrossimow.

Eine Weile darauf traf ich Abrossimows Frau auf der Straße. Ich muß bemerken, daß er früher mit ihr in Streit gelegen, sich aber bei dieser Gelegenheit offenbar wieder mit ihr versöhnt hatte. Sie erklärte mir, ihr Mann sei ein ehrenhafter Mensch und führe gegen mich nichts Uebles im Schilde. Allerdings sei er durch verschwenderisches Leben in Schulden geraten, und daher müsse ich von jenen 400 Rubeln, die er zum Ankauf von Vieh empfangen habe, für immer Abschied nehmen. Aber bei der Polizei denunzieren werde er mich nicht; in dieser Hinsicht könne ich ganz beruhigt sein u. s. w.

So endigten meine Beziehungen zu Abrossimow, der mir zuerst ein Versteck gewährt und mich dann bestohlen hatte.

Vierzehntes Kapitel.

In Transbaikalien.

Zu Wagen an den Baikalsee. — Ueberfahrt auf dem Dampfer; eine Begegnung. — Romantische Fahrt durch Transbaikalien; die Bratskische Steppe. — Abenteuer in einem Dorfe. — Geprellt. — Eine Regennacht. — Angenehme Fahrt auf einem Floße. — Transbaikalien ein schönes Land. — Ich ziehe als Händler umher.

Aber nun war der Frühling gekommen, und ich schickte mich an, nach Transbaikalien zu reisen. Diese Reise beschloß ich mit eigenem Fuhrwerk auszuführen, um auf dem Wege freier über die Zeit verfügen und da Halt machen zu können, wo ich Lust hätte und es zweckmäßig fände.

Im Mai verließ ich Irkutsk auf einem einspännigen Wagen. Mein Gepäck war nicht umfangreich: Wäsche zum dreimaligen Wechseln, ein Schafpelz und verschiedene Kleinig-

keiten, als da sind: ein eiserner Kessel, ein Beil u. s. w. Außerdem führte ich einen großen Vorrat an Schießpulver, Kugeln und anderem Schießbedarf mit, da ich einen Revolver und eine kleinkalibrige Kugelbüchse bei mir hatte.

An einem Tage legte ich den Weg von Irkutsk nach der Ansiedelung Listwennitschnoje zurück, die am Ufer des Baikalsees gelegen ist, nicht weit von dem sogenannten „Tore der Angara", d. h. der Stelle, wo der Fluß Angara aus dem Baikalsee tritt. Der Weg führte die ganze Zeit über am rechten Ufer der Angara entlang, am Fuße waldbedeckter Berge. Der tiefe Fluß führte sein durchsichtig-grünes, kaltes Wasser schnell nordwärts. Das Wasser der Angara war so kalt, daß ich beim Baden es darin nur mit Mühe einige Minuten aushalten konnte.

Als ich nach Listwennitschnoje gekommen war, setzte ich mich auf das Dampfschiff (Pferd und Wagen verlud ich auf das Verdeck) und fuhr nach dem Südufer des Baikalsees, nach der Station Müschicha.

Erst als das Dampfschiff abstieß, bemerkte ich, daß mit diesem selben Schiffe die alte Frau Armfeld fuhr, die Mutter der bei unserem Prozesse zur Zwangsarbeit verschickten Natalia Armfeld.

Mit der Mutter war ich noch bekannt geworden, als ich im Kiewer Gefängnis saß, wohin sie gekommen war, um ihre Tochter wiederzusehen. Selbstverständlich war das bereits nach der Urteilsfällung gewesen, wo Besuche leicht gestattet wurden. Jetzt fuhr sie nach der Gegend an der Kara, um sich da für einige Zeit niederzulassen und in der Nähe ihrer Tochter zu leben, die in einem der dortigen Gefängnisse saß.

Aus Vorsicht, da ihr vielleicht nachgespürt wurde, gaben wir uns den Anschein, einander nicht zu kennen, wiewohl sie ihrer Rolle nicht treu blieb und mir jedesmal freundlich zu-

lächelte, wenn wir auf dem Verdeck standen und ihre guten, braunen Augen meinem Blicke begegneten.

Ein Jahr darauf, als ich Sibirien verlassen hatte, traf es sich, daß ich ihr wieder begegnete; sie wohnte damals in Moskau. Ich besuchte sie häufig; sie begrüßte mich immer mit der größten Freude und fürchtete sich nicht im geringsten, mich bei sich aufzunehmen, wiewohl es zur Zeit der Ermordung des Zaren war, wo Scharen von Spionen überall herumliefen und nach versteckten Revolutionären suchten.

Hierauf vergingen wieder einige Jahre, und Natalia Armfeld starb an der Kara. Auch die Mutter starb in Moskau. So ruhen nun die beiden, die einander so zärtlich liebten, in verschiedenen Weltteilen, sechstausend Werst von einander entfernt, die eine auf dem wohlgepflegten Moskauer Kirchhofe, die andere an dem wilden Karaflusse, inmitten der lärchenbewachsenen Berge.

Aber all dies begab sich erheblich viel später. Damals, als wir über den Baikalsee fuhren, waren wir alle noch am Leben und nach menschlicher Gewohnheit voll Hoffnung.

Als das Dampfschiff in Müschicha angelegt hatte und wir ans Ufer gegangen waren, nahm die alte Frau von mir Abschied und fuhr auf ihrem mit Postpferden bespannten Reisewagen voraus; ich folgte ihr mit meinem Fuhrwerke auf demselben Wege.

Ich besinne mich, daß in jenem Frühjahr die Luft in Irkutsk in eigenartiger Weise trübe war. Es hieß, das komme von Rauch her; es würden irgendwo nördlich von Irkutsk weitausgedehnte Torfmoore ausgebrannt. Diese Trübung der Luft, durch die zeitweilig sogar die Sonne verdunkelt wurde, umfaßte eine ganz gewaltige Strecke; ich spürte sie bis Listwennitschnoje hin.

Hier auf der anderen Seite des Baikalsees war die Luft

so rein und durchsichtig, wie sie nur in einer Gebirgsgegend sein konnte. Die Bäume und das Gras erschienen grüner, die Umrisse der Felsen schärfer. Es war warm und windstill. Der Baikalsee breitete sich vor mir aus wie ein Spiegel und glänzte in der Sonne. An dem gegenüberliegenden nördlichen, etwa vierzig Werst entfernten Ufer, von dem wir hergekommen waren, hoben sich bläuliche Berge in gebrochener Linie vom Horizonte ab; rechts, nach der Stadt Bargusin zu, verschwammen in der Ferne Wasser und Himmel. Alles war so klar sichtbar, daß mein Auge sogar die Wölbung der endlosen Wasserfläche wahrzunehmen glaubte.

Die Poststraße führte am Ufer entlang, am Fuße hoher Berge, die mit dichtem Walde bedeckt waren. Stellenweise entschwand der See dem Auge; an anderen Stellen wieder blitzte er hinter den dunklen Bäumen hervor, als wäre er von Silber. Steil und schroff fiel das steinige Ufer nach dem Wasser zu ab. Im Walde, zur Seite des Weges, lagen alte Bäume, die der Wind entwurzelt hatte, kreuz und quer umher. Tiefes Moos, in das man bis zum Knie versank, bedeckte mit dichten Polstern den feuchten Waldboden. Es war wie ein Urwald.

Meine Reise in Transbaikalien dauerte fast einen ganzen Monat und soll hier nicht Schritt für Schritt beschrieben werden. Ich fuhr langsam, da ich keinen Grund zur Eile hatte; manchmal machte ich irgendwo an einer einsamen Stelle neben einem Flusse oder See Halt und beschäftigte mich stundenlang mit der Jagd. Die Straße führte anfangs am Südufer des Baikalsees entlang; dann wendete sie sich nach Süden und folgte dem Laufe des Flusses Selenga; dieser Weg dauerte mehrere Tage. Endlich überschritt ich die Selenga bei der Stadt Werchne-Udinsk und fuhr ostwärts auf dem Tschitaschen Trakte, der sich durch die sogenannte Bratskische Steppe hin-

zieht; diese liegt auf beiden Seiten des Flusses Uda, eines Nebenflusses der Selenga.

Die Bratskische Steppe zog sich in Form eines Streifens hin, der im Norden und im Süden von Bergzügen begrenzt war, welche bald näher an den Fluß herantraten und die Steppe einengten, bald etwa ein Dutzend Werst weit zurückwichen, und dann breitete sich vor mir ein weiter, grüner Platz aus, der in manchen Gegenden das Auge durch seine völlig ebene Fläche überraschte; in dem ganzen großen Raume auch nicht ein einziges Hügelchen! Die Berge, die die Steppe einschlossen, erhoben sich so steil und plötzlich, als ob sie von oben auf sie heraufgelegt wären. Die Gipfel waren mit Wald bedeckt; aber ihr Fuß trug, ebenso wie die Talsohle selbst, den reinen Steppencharakter. Es gab eine große Menge Blumen in der Steppe, und die Luft war so klar, daß sie sich für mein Auge schon von weitem aus dem Grase abhoben.

Friedlich und glücklich passierte ich die am Wege liegenden Ansiedelungen. Zu übernachten pflegte ich meist in der Steppe, indem ich vom Trakt eine Strecke seitwärts abbog. Oft band ich das Pferd mit einem langen Stricke am Wagen an, damit es weiden konnte, legte mich selbst unter dem Wagen hin und schlief. Dieses Nachtlager in der Steppe behagte mir mehr als das in den Dörfern, wo es nicht ohne Ausfragen abging: wer ich wäre, wohin ich führe, in was für Geschäften u. s. w. Und obwohl ich einen Paß besaß und mir schon im voraus Antworten zurechtgelegt hatte (ich sagte, ich führe nach den Bergwerken, um dort in Dienst zu treten), so waren mir diese Fragen doch sehr unangenehm, und ich ging ihnen nach Möglichkeit aus dem Wege.

Es war an einem Abende. Mein Pferd war müde und schleppte sich nur sachte auf der Straße weiter. Etwa drei Werst vor mir sah ich Oninski-Bor (Bor = Fichtenwald), ein kleines

Dörfchen, das sich in einem an den Fluß angrenzenden Tale ausbreitete. Dieses Dorf war von Werchne-Udinsk schon gegen hundertundfünfzig Werst entfernt. Unmittelbar hinter dem Dorfe traten die Berge dicht an den Fluß heran; hier hörte die Steppe auf, und Fichtenwald bedeckte in breitem Streifen beide Ufer der Uda, woher denn auch das Dörfchen seinen Namen hatte.

Links von der Straße erblickte ich einige Burjaten, die durch die Steppe ritten. Sie kreuzten meinen Weg; es waren zwei Männer und drei Frauen, welche letzteren nach Männerart in den Sätteln saßen. Sie sprengten durch die Steppe irgendwohin nach rechts. Als ich ihnen nachblickte, bemerkte ich am Flusse Uda, tiefer gelegen als Oninski-Bor, eine andere Ansiedelung; das Kreuz auf der Kirche glänzte von dort im Lichte der untergehenden Sonne wie ein Sternchen herüber. Aus der Karte, die ich bei mir führte, entnahm ich, daß dies die Ortschaft Chorinskaja Stepnaja Duma, der Sitz der Verwaltungsbehörden der Gegend, war.

Ich fuhr nun in das Dorf hinein. Mein Pferd war sehr matt geworden, und ich wollte es gern mit Hafer füttern. Aber als ich auf der Straße bei der Poststation zwei Burjaten traf und von ihnen eine abschlägige Antwort erhielt, sie hätten keinen Hafer zu verkaufen, beschloß ich, ohne anzuhalten durch das Dorf hindurchzufahren. Der Posttrakt berührte dieses Dorf nur, welches ganz zur Seite rechts liegen blieb, und daher war ich in wenigen Minuten schon wieder aus dem Dorfe hinausgefahren und fuhr langsam den Berg hinan dem Walde zu.

Halt! . . . Halt, lieber Freund! hörte ich auf einmal hinter mir schreien. Ich drehte mich um und erblickte eben jene beiden Burjaten, die auf der Landstraße hinter mir hergelaufen kamen.

Wende um! Es ist Hafer da! sagte einer von ihnen außer

Atem; er hatte mich inzwischen eingeholt und faßte mit der Hand von hinten an meinen Wagen.

Ich hielt. Das Manöver war zu plump, als daß es bei mir nicht hätte Verdacht erwecken sollen. Aber ich ließ mir nichts merken, wendete das Pferd um und fuhr sachte nach dem Dorfe zu, hinter den vorangehenden Burjaten her. Als ich in das Dorf kam, sah ich bei der Poststation, wo vorher niemand gewesen war, jetzt einen ganzen Haufen Menschen. Die einen standen, die andern saßen nach Mongolenart mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde. Es waren lauter Burjaten. Bei meiner Annäherung redeten sie lebhaft unter einander auf Burjatisch. Diese Sprache verstand ich nicht, merkte aber sofort, daß ich der Gegenstand ihres Gespräches war. Ich stutzte gewaltig.

Nun, wie ist's? Bei wem kann ich Hafer kaufen? fragte ich und bemühte mich dabei ruhig zu scheinen, als ob ich bei keinem von ihnen irgendwelche Hintergedanken vermutete.

Hafer wird sich schon finden. Aber sage: wohin fährst du? erscholl eine Stimme aus dem Haufen.

Die rein russische Aussprache, mit der diese Worte gesagt waren, ließ mich annehmen, daß ich es nicht mit Burjaten allein zu tun hatte. Ich betrachtete die Anwesenden aufmerksam und bemerkte bald unter den dasitzenden Mongolen einen Russen, der gleichfalls in Mongolenart auf der Erde saß. Ein weißes Gesicht, das von einem unten spitz zulaufenden Barte umrahmt war, eine regelmäßige, gerade Nase, neben der ein Paar schwarzer, kluger Augen glänzten, — so sah der Mann aus, der sich mit jener Frage an mich gewendet hatte. Man hätte ihn für nicht älter als 35 Jahre schätzen können, wäre nicht die kahle Stelle gewesen, die sich auf seinem unbedeckten Kopfe zeigte; diese kahle Stelle machte ihn sehr alt.

Nach den Bergwerken fahre ich, war meine Erwiderung.

Von wo?

Aus Irkutsk.

Aber nach welchen Bergwerken?

In Albasin.

Eine weite, weite Reise! sagte der Sibirier in gedehntem Tone. Und da fährst du den ganzen Weg so allein? fragte er erstaunt.

Wie du siehst, antwortete ich.

Hier spürte ich, daß schon dieser eine Umstand bei ihm Verdacht erwecken mußte; von Irkutsk nach den Albasinschen Bergwerken am Amur sind es 1500 Werst. Daß jemand sich furchtlos allein auf eine so lange Reise begab, war ein schlimmes Zeichen. Wer sich nicht fürchtet, vor dem muß man sich fürchten; das ist die Logik des Volkes.

Einen Paß hast du doch? fragte er.

Ja wohl.

Zeige ihn her.

Ich übergab dem Fragesteller meinen Paß; er faltete ihn auseinander und begann ihn zu lesen.

Während ich die Burjaten beobachtete, die unterdessen mit einander sprachen, bemerkte ich, daß sie mit den Fingern auf mich und auf ihre glatten Kinne zeigten, und dies brachte mich zu der Vermutung, daß sie einen Menschen mit Bart suchten und in mir den Gesuchten zu erkennen glaubten. Aber hier fuhr mir auf einmal der Gedanke durch den Kopf, sie könnten vielleicht infolge einer Denunziation Abrossimows gerade mich suchen, und diese Vermutung beunruhigte mich außerordentlich.

Nun, kehre ein und bleib über Nacht, sagte unterdessen der Sibirier, der die Durchsicht meines Passes beendet hatte, ihn mir aber nicht zurückgab, und erhob sich von der Erde. Es ist schon spät am Tage, und der Trakt geht hier durch Wald.

Wo willst du jetzt noch hinfahren? fügte er hinzu und ging die Straße entlang.

Diese Einladung zum Uebernachten sah ganz nach einem Hausarreste aus; aber es blieb nichts übrig als sich zu fügen, und ich fuhr schweigend hinter ihm her. Der Haufe Burjaten gab uns das Geleite und fuhr fort sich über etwas lebhaft zu unterhalten.

Das vierte oder fünfte Haus von der Poststation stellte sich als das des Sibiriers heraus. Er öffnete den Torweg, und ich fuhr auf den Hof hinein.

Ich schaute mich um und bemerkte sofort, daß mein Wirt zu den wohlhabenden Leuten gehörte. Rechts und links stand je ein Wohnhaus; ferner an der einen Seite ein neuer Speicher; etwas weiter hin noch einige Wirtschaftsgebäude, und hinter alle dem sah ich einen gewaltigen Viehhof, der sich in ein mit Riedgras bewachsenes Tal hinabzog.

Spanne das Pferd aus und komm herein in die Stube, sagte der Sibirier. Darauf wandte er sich an einen jungen Burjaten und sprach mit ihm auf Burjatisch. Aus dem Tone der Stimme schloß ich, daß er ihm irgendwelche Weisung gab. Der junge Burjate verließ eilig den Hof. Es schien mir, daß er ihn weggeschickt hatte, um jemanden zu holen.

Als ich das Pferd ausgespannt und an den Wagen gebunden hatte, ging ich ins Haus. Das Zimmer war reinlich und mit hölzernen Möbeln ausgestattet, wie man sie meistens bei den sibirischen Bauern findet. Der Wirt forderte mich auf, Platz zu nehmen.

Erst jetzt, als ich mich auf eine Bank setzte, bemerkte ich eine abseits sitzende Militärperson und erkannte in ihr an der Uniform einen Unteroffizier eines Etappenkommandos. Wann und wie er dahingekommen war, hatte ich nicht bemerkt; aber bei dieser Entdeckung wurde mir noch unheimlicher.

Wie ich später erfuhr, befand sich in Oninski-Bor ein Etappengefängnis, und es war an diesem Tage gerade ein Trupp anwesend, um zu übernachten.

Also du kommst jetzt aus Irkutsk, wie du sagst? wandte sich der Wirt an mich.

Geradeswegs aus Irkutsk, antwortete ich.

Wie teuer ist da das Brot?

Das wird ein Verhör! fuhr es mir durch den Kopf. Aber von den Preisen in Irkutsk hatte ich eine ausreichende Vorstellung und teilte ihm mit, was ich wußte.

Das ist teuer, bemerkte der Sibirier. Dann fragte er: Nach Albasin gehst du, um dort in den Dienst zu treten, wie?

Ja, als Polizeikommissar bei den Bergwerken.

Das ist eine schöne Stellung. Er wandte sich an den Unteroffizier, faltete vor ihm meinen Paß auseinander und sagte: Da ist sein Paß; er fährt, wie er sagt, von Irkutsk nach den Bergwerken am Amur, nach Albasin.

Der Unteroffizier schwieg und stieß nur ein vieldeutiges Hm! aus, dessen Sinn schwer zu erkennen war. Ein paarmal sah er mich, wie es mir vorkam, forschend an; dann stand er auf, verabschiedete sich von dem Wirte und ging weg.

Da, nimm deinen Paß wieder, sagte der Sibirier und reichte mir das Papier hin.

Gehst du auf Grund eines Kontraktes nach den Bergwerken?

Ich überlegte: Sage ich: „Auf Grund eines Kontraktes,“ so will er vielleicht den Kontrakt selbst sehen.

Nein, ohne Kontrakt, erwiderte ich. Bei einem Bergwerk ist ein Freund von mir angestellt; der hat mir geschrieben, daß eine Stelle frei ist.

Hm . . . brummte der Sibirier. Du hast gewiß früher schon in den Bergwerken gedient?

Die Verhältnisse in den Bergwerken kannte ich nur vom Hörensagen, und darum war ich auch diesmal genötigt, eine verneinende Antwort zu geben. Ich fürchtete, mich in eine Lüge zu verstricken, wiewohl ich auf der anderen Seite fühlte, daß ich durch meine verneinenden Antworten den Verdacht gegen mich verstärkte.

Nicht gedient, sagte mein Wirt langsam in solchem Tone, als wollte er sagen: Gedient hast du nicht, und mit einer Anstellung ist es offenbar nichts. Du hast also auch gar keinen Anlaß nach Albasin zu fahren. Aber dann fragte er: Kannst du lesen und schreiben?

Das kann ich, antwortete ich.

In diesem Augenblicke trat eine Frauensperson mit einem Samowar ins Zimmer, stellte ihn auf den Tisch und machte sich daran, Ziegeltee zu kochen. Es war die Hausfrau. Aus dem Gespräche, das sich zwischen ihnen entwickelte, erfuhr ich, daß der Wirt die Pferde für die Post hielt und gleichzeitig bei der Poststation die Stelle eines Schreibers oder Postmeisters versah. Zum Tee wurden heiße Fladen, Milch und zerlassene Butter auf den Tisch gebracht. Die Wirtin goß den Tee ein, und wir begannen zu trinken. Ich atmete freier; eine Weile wurde ich mit Fragen verschont. Aber meine Nerven waren in furchtbarer Erregung; ich war überzeugt, daß hiermit die Sache noch lange nicht zu Ende sei, und erwartete noch etwas.

Nach dem Teetrinken — ich muß gestehen, daß ich ihn ohne jeden Appetit trank, — ging ich auf den Hof hinaus. Ich stand neben meinem Wagen und machte mir an ihm etwas zu tun, da hörte ich das mir so wohlbekannte Klirren von Fußfesseln. Im Torweg erschienen zwei Gefangene mit einem Eskortesoldaten; sie traten auf den Hof und gingen gerade auf mich zu. Ich bekam einen furchtbaren Schreck. Waren sie

wirklich gekommen, um mich zu rekognoszieren? Ich schaute ihnen forschend ins Gesicht, um mich zu erinnern, ob ich ihnen irgendwo begegnet sei; aber ich konnte mich nicht auf sie besinnen. Indes, es war sehr wohl möglich, daß mich Gefangene kannten, für die ich gar keine Erinnerung hatte. Als sie nahe an mich herangekommen waren, fragten sie, bei wem sie Brot kaufen könnten; ich sagte ihnen, sie möchten sich damit an den Hauswirt wenden.

Sie sind wohl ein Eingewanderter? sagte plötzlich einer von ihnen; er hatte offenbar sofort aus meiner Sprache entnommen, daß ich kein Sibirier war.

Ja, ich bin aus Rußland, erwiderte ich (d. h. aus dem europäischen Rußland).

Mein Paß war vom Stadtamt in Irkutsk ausgestellt; aber ich wußte, daß ich nicht für einen Sibirier gelten konnte, und darum bekannte ich mich immer als Russen, wie wenn ich aus freiem Willen um meines verschickten Onkels willen nach Sibirien gekommen wäre und mich unter die Irkutsker Kleinbürger hätte einschreiben lassen.

Die Gefangenen begaben sich in das Haus. Ich wartete, wie all das enden würde.

Die Burjaten kamen unaufhörlich bald auf den Hof herein, bald entfernten sie sich wieder; fast jeder von ihnen betrachtete mich ungeniert. Ihre Geschäftigkeit, ihre stete Bewegung, die Gespräche in burjatischer Sprache, von denen ich keine Silbe verstand, all dies vermehrte nur den Argwohn, der sich bei mir festgesetzt hatte. Immer mehr und mehr wollte es mir scheinen, daß ich der einzige Anlaß dieses Treibens sei, daß sich auf mich die Aufmerksamkeit aller konzentriere. Alle ringsum — der Hauswirt und der Unteroffizier vom Etappenkommando, der wahrscheinlich absichtlich diese Gefangenen zu mir geschickt hatte, die jetzt (wer konnte das wissen?) irgend-

welche Fingerzeige geben würden und mich vielleicht sogar erkannt hatten, und die Burjaten, die sich in solcher Menge hier aufhielten, — alle, so schien es mir, bereiteten sich vor, irgend etwas Ungewöhnliches zu tun, und dieses Ungewöhnliche, meinte ich, müßte sich wie ein Gewitter über meinem Haupte entladen.

Und nun kam obendrein der Wirt, der keinen Augenblick die Augen von mir ließ, sondern mich stetig bewachte, auf den Einfall — ich wußte nicht, warum —, mir einen Tausch mit den Pferden vorzuschlagen. Er bot mir von seinen Pferden ein starkes, groß gewachsenes Tier für mein schwaches Pferdchen und verlangte zu meinem äußersten Erstaunen von mir nur fünf Rubel Zuzahlung; ich hatte erwartet, er würde wenigstens fünfundzwanzig Rubel fordern. Augenscheinlich hatte er bei seinem Tausche eine geheime Absicht. Dieser Umstand vergrößerte meinen Argwohn noch mehr und bestärkte mich in der Ueberzeugung, daß diese Leute gegen mich etwas Uebles im Schilde führten.

Aber da bemerkte ich, daß das Benehmen des Sibiriers, der mich keinen Augenblick aus den Augen gelassen hatte, sich mir gegenüber allmählich änderte; es schien mir sogar, als versuche er sich bei mir einzuschmeicheln. Bis zur Schlafenszeit war es noch eine Weile hin, und er machte mir den Vorschlag, ein wenig im Tale spazieren zu gehen, wo es viele Turpans gäbe; es ist dies eine besondere Entenart mit schönem, buntem Gefieder. Er sorgte ordentlich dafür, daß ich mich nicht langweilen möchte. Allerdings verwendete er auch jetzt kein Auge von mir; aber nunmehr begleitete er mich wie ein gastfreundlicher Hausherr und nicht wie ein eskortierender Aufseher. Wir gingen zusammen beinahe bis zum Flusse und kehrten wieder zurück. Einen Turpan hatte ich nicht geschossen, da ich dazu nicht aufgelegt war; aber dafür hatten

wir uns den ganzen Weg über mit einander unterhalten. Und diesmal redete er fast die ganze Zeit von den Bergwerken, aber nicht mehr in jenem inquisitorischen Tone, dessen er sich früher bedient hatte. Er redete von der Ausbeute an Gold, von dem geheimen Handel mit Gold, und wie man bei diesem Handel leicht reich werden könne u. s. w. Ich hörte ihm zu und machte nur unbedeutende Zwischenbemerkungen, da ich einerseits fürchtete, mich irgendwie zu verschnappen, und andererseits ihm stark mißtraute. Denn bei jedem Worte von ihm fühlte ich eine verborgene Absicht, wenn ich mir auch über deren Inhalt noch nicht klar werden konnte. Er redete mich geradezu in Grund und Boden und suchte meine Gedanken abzulenken. Ich sah das und wartete, worauf das hinauswollte. Meine Aufmerksamkeit war aufs äußerste angespannt.

Vom Spaziergang zurückgekehrt gingen wir ins Haus und setzten einen schriftlichen Vertrag über unsern Pferdetausch auf, wobei mein Wirt darauf bestand, ich sollte jedenfalls die Nummer meines Passes, unter der er mir vom Irkutsker Stadtamt ausgestellt war, in dem Vertrage angeben. Das zeugte auch seinerseits nicht von besonderem Vertrauen mir gegenüber, trotz dem freundlichen Tone, den er eine Weile vorher angenommen hatte.

Kaum hatte ich den Vertrag zu Ende geschrieben, als ich auf einmal das Klingeln eines Pferdeglöckchens hörte. Ein Burjate trat eilig ins Zimmer und berichtete etwas.

Da ist auch der Polizeiassessor zu uns ins Dorf gekommen, sagte der Wirt, zu mir gewendet. Wie mir vorkam, dehnte er die Worte in besonderer Weise und sah mir in die Augen, wie wenn er zu konstatieren wünschte, welchen Eindruck diese Mitteilung auf mich machte.

Die Nachricht traf mich wie ein Donnerschlag. Da hatte ich nun das, was ich geahnt und so sehr gefürchtet hatte! Jetzt

wurde mir mit einem Male das ganze Benehmen des Sibiriers verständlich. Nachdem er mich in Hausarrest gesetzt hatte, hatte er nach dem Polizeiassessor eben diesen jungen Burjaten abgeschickt (ich habe ihn bereits oben erwähnt und gesagt, daß ich schon damals merkte, er sei abgeschickt worden, um jemand zu holen); in der Zwischenzeit, bis der Polizeiassessor käme, hatte er, um die Zeit auszufüllen und meinen Argwohn einzuschläfern, mich mit dem Pferdetausch und mit dem Spaziergange im Tale zum Narren gehalten. Jetzt war ich von seiner Doppelzüngigkeit vollständig überzeugt; er hatte sich die ganze Zeit über listig gegen mich verstellt. Uebrigens hatte auch ich selbst mich bisher gegen ihn verstellt, indem ich mir in keiner Weise merken ließ, daß ich sein Benehmen durchschaute. Aber nun blieb ich meiner Rolle nicht mehr treu, sondern brach los.

Sage, warum hältst du mich zum Narren? sagte ich.

Wie so? Womit denn? rief er.

Warum hast du den Polizeiassessor holen lassen?

Den Polizeiassessor holen lassen? Wer hat dir gesagt, daß ich ihn habe holen lassen?

Wer mir das gesagt hat? Sagst du nicht eben selbst, daß er angekommen ist? Du hast ihn holen lassen.

Was redest du da, Mensch! Woher meinst du, daß ich den Polizeiassessor habe holen lassen?

Es empörte mich furchtbar, daß er auch jetzt immer noch fortfuhr sich zu verstellen und mich hintergehen wollte.

Höre mal, ich bin ja doch kein Dummkopf; ich durchschaue alles. Während ich das sagte, zitterte ich wie im Fieber. Sage mir, in welcher Hinsicht hast du mich im Verdacht?

Aber woher meinst du denn, daß ich dich im Verdacht habe? verteidigte sich mein Wirt. Allerdings, die Burjaten wollten anfänglich in dir schon einen Menschen erkennen, der vor

vierzehn Tagen hier ein Paar Pferde gestohlen hat. Aber ich sah sogleich, daß sie sich irrten. Ich habe dich in gar keinem Verdachte.

Warum hast du denn nach dem Polizeiassessor geschickt?

Der Teufel — Gott verzeihe es mir! — hat nach ihm geschickt, aber nicht ich! rief er. Er hat hier Freunde; da ist er eben zu ihnen auf Besuch gekommen. Chorinskaja Stepnaja Duma ist nicht weit von hier.

Ich schwieg und erwiderte nichts mehr; aber ich zweifelte an der Richtigkeit meiner Schlüsse nicht und erwartete von einem Augenblick zum andern die Ankunft des Polizeiassessors mit den Transporteuren und den ortsansässigen Zeugen, wie das in solchen Fällen üblich ist. Mein Argwohn führte mich sehr weit; jetzt glaubte ich schon, ich sei hier gar nicht zufällig festgehalten worden, wie ich das anfänglich gemeint hatte, sondern auf eine aus Irkutsk ergangene Weisung hin; die Polizei habe dort durch Abrossimow von meiner Abreise nach Transbaikalien gehört und nach allen Dörfern, die auf dem Wege nach Tschita lägen, Befehl zu meiner Festnahme ergehen lassen, wobei natürlich mein Signalement auf Grund der Angaben eben jenes Abrossimow in allen Einzelheiten beschrieben sei.

Wo willst du schlafen? fragte mich der Wirt.

Auf dem Wagen.

Gut! Die Nacht ist warm. Ich werde auch nicht weit davon unter dem Speicher ein Unterkommen suchen.

Ohne Zweifel wollte er mich bewachen; das war schon sehr deutlich.

Wir gingen aus dem Hause hinaus.

Ich legte mich auf den Wagen; er schlug sein Lager neben dem Speicher unter dem Wetterdache auf.

Mit dem Schafpelze zugedeckt lag ich still auf meinem

Wagen und horchte angestrengt. Von der Straße tönten von Zeit zu Zeit Stimmen herüber, Schritte wurden hörbar, und jedesmal beunruhigte mich das: ich erwartete die Ankunft des Polizeiassessors. Die Nacht war windstill; aber die Feuchtigkeit machte sich fühlbar. Aus dem Tale erhob sich ein Nebel und umhüllte alle Gegenstände mit einem leichten Flor. Die Verzögerung in dem Erscheinen des Polizeiassessors erklärte ich mir damit, daß er beschlossen habe, meine Arretierung bei Nacht auszuführen, da er wahrscheinlich wisse, daß ich bewaffnet sei, und wohl auf bewaffneten Widerstand von meiner Seite zu stoßen fürchtete. Andererseits war auch möglich, daß er, um völlige Gewißheit zu erlangen, telegraphisch eine Anfrage wegen meines Passes nach Irkutsk geschickt hatte und jetzt von dort die Antwort erwartete. Aber wenn sich auch aus dem einen oder andern Grunde meine Festnahme verzögerte, so war ich doch immer in der Falle und konnte mich aus dieser Lage nur durch die Flucht befreien. Der Gedanke an Flucht tauchte bei mir auf und erfüllte mich bald vollständig.

Für das zweckmäßigste hielt ich es, quer durch das Tal, über den Fluß, in die Berge zu fliehen. Das war der kürzeste Weg zum Walde, wo ich mich verstecken konnte. Ich mußte nur möglichst viel Brot mitnehmen. Einige Pfund Brot befanden sich neben mir im Wagen. Ebendort war auch die Flinte mit dem Vorrat an Pulver und Kugeln, die ich gleichfalls notwendigerweise mitnehmen mußte. Ich brauchte mich also nur bereit zu machen und unbemerkt davonzugehen.

Mit außerordentlicher Ungeduld wartete ich darauf, daß der Wirt einschlafen möchte; ich selbst verhielt mich ruhig, um keinen Verdacht zu erregen, und horchte in die Stille der Nacht hinein.

So verging einige Zeit. Der Himmel war wolkenlos; aber durch den auf der Erde lagernden Nebel leuchteten die Sterne

nur trübe hindurch. Es war still, so still, daß das Knarren einer Tür am entgegengesetzten Ende des Dorfes deutlich zu hören war. Aus dem Tale ertönte das Geschrei eines Sumpfvogels; aber dieses gleichmäßige, einförmige Geschrei störte die allgemeine Stille in keiner Weise; im Gegenteil, diese wurde dadurch nur noch fühlbarer, wie wenn das Geschrei auf sie aufmerksam machte.

Jedoch der Wirt schlief nicht; er stöhnte hin und wieder und wälzte sich umher, und als ich mich auf meinem Lager umdrehte, bemerkte ich, daß er sogar den Kopf aufhob. Das war sehr ärgerlich; ich stellte mich wieder schlafend, horchte angestrengt weiter und wartete auf sein Einschlafen. Aber er schlief nicht ein. Indessen durchstürmten die Gedanken in ununterbrochener Folge meinen Kopf.

„Läuft man denn etwa nicht unter den Augen der Schildwache weg? Wartet man etwa, bis der Soldat einschläft?" so ermutigte ich mich in Gedanken, als ich anfing die Geduld zu verlieren. Aber ich machte mir sofort die Verschiedenheit klar. Wenn ein Gefangener unter den Augen der Schildwache oder aus dem Gefängnisse entflieht, so verläßt die Schildwache selten ihren Posten; sie setzt dem Gefangenen nicht nach. Sobald es daher dem Flüchtling gelungen ist, im ersten Augenblick der Kugel zu entgehen, wird seine weitere Verfolgung der Treibjagd überlassen. Hier aber war die Sachlage eine andere. Hier würde unzweifelhaft eine ununterbrochene Verfolgung gleichsam auf der noch warmen Fährte stattfinden. Der Sibirier würde Alarm schlagen; in einer Viertelstunde würde ein Dutzend Burjaten zusammensein — sie schlafen ja, wie Wilde, in den Kleidern — und sich alle zu Pferde auf die Suche nach mir machen. Am Abend hatte ich gesehen, welche Unmenge von Pferden auf den Viehhof meines Wirtes getrieben wurde. Hier war für eine Verfolgung alles zur Hand. In einer Viertel-

stunde, ja, in einer halben Stunde konnte ich nicht einmal bis zum Flusse gelangen, geschweige denn bis zum Walde. Und die Burjaten hatten scharfe Augen, wie Raubtiere. Nein, unter solchen Umständen war ein Gelingen undenkbar.

Aber ich mußte einen Entschluß fassen; die Zeit verstrich. Jedoch der Wirt schlief nicht ein. Ich lag und sann. Die Gedanken drängten sich in meinem Kopfe, einer immer trüber als der andere. Aber es waren gar nicht mehr Gedanken, sondern eher Empfindungen, oder vielmehr ein hitziges, angstvolles Phantasieren. Ja, ich war damals unzweifelhaft krank, seelisch krank von der maßlosen Anspannung der Nerven, von den peinigenden Zweifeln, von allem, was mir begegnet war, und was ich an diesem Tage hatte durchmachen müssen. Ich fühlte mich in einer furchtbaren Not, aus der ich mich hinausretten müßte; aber ich wußte nicht, wie ich das anzustellen hätte, und fühlte zu meinem Schrecken in mir nicht hinreichend Kraft dazu. Aber unterdes verging die Zeit, die Nacht schwand dahin; diese Erkenntnis marterte mich. Endlich, schon in einem Zustande halber Bewußtlosigkeit, erhob ich mich und begann vom Wagen hinabzusteigen.

Schläfst du nicht, junger Mann? rief mir der Wirt zu.

Da empfand ich eine so vollständige Gleichgültigkeit gegen alles, was mir begegnen mochte, und zugleich eine solche Kraftlosigkeit im ganzen Körper, daß ich sofort wieder auf den Wagen stieg und mich hinlegte. Ich war furchtbar müde; ich deckte den Pelz über mich herüber und schlief augenblicklich ein wie ein Toter.

Es war neun Uhr durch, als ich erwachte. Die Sonne brannte. Ich war ganz in Schweiß gebadet. Arme und Beine schmerzten mich wie im Fieber. Auf dem Hofe war niemand. Ob der Polizeiassessor angekommen ist? fragte ich mich in Gedanken, fand aber darauf keine Antwort.

Indessen, wie dem auch sein mochte, ich mußte mich so schnell wie möglich aus Oninski-Bor davonmachen. Ich spannte mein neuerworbenes Pferd an. In diesem Augenblicke erschien der Wirt.

Nun, junger Mann, du hast lange geschlafen! Komm in die Stube und trinke ein Täßchen Tee vor dem Wegfahren, sagte er.

Ich ging ins Zimmer und trank schweigend Tee. Ich konnte mir keine klare Rechenschaft über das geben, was um mich herum vorging; ich konnte es mir nicht zusammenreimen. Alles Geschehene kam mir ganz seltsam, fast unglaublich vor. So mag einem Menschen nach langer, schwerer Trunkenheit zumute sein.

Als ich den Tee getrunken hatte, nahm ich Abschied und ging hinaus auf den Hof. Der Wirt kam mit hinaus, um mir das Geleit zu geben. Er öffnete mir das Tor. Ich setzte mich auf den Wagen und fuhr auf die Straße hinaus. Langsam fuhr ich auf der Straße hin bis zum Ende des Dorfes und begann dann den Berg hinanzufahren, dem Walde zu. Ich befand mich wie im Halbschlaf; so seltsam erschien mir all dies. Es kam mir ganz unglaublich vor, daß ich nicht arretiert worden war. Hatte ich mich wirklich in meinem Verdachte so gröblich täuschen können? Bei einer folgerichtigen Prüfung aller tatsächlichen Ereignisse des vorhergehenden Tages hätte ich vielleicht zugeben können, daß ich infolge meiner übermäßigen Neigung zum Argwohn sie mir in übertriebener, falscher Weise gedeutet hatte; ich hätte zugeben können, daß auch der Sibirier mir die Wahrheit sagte, als er versicherte, er habe nicht nach dem Polizeiassessor geschickt. Ich erinnerte mich sehr genau, wie er damals gerufen hatte: „Der Teufel — Gott verzeihe es mir! — hat nach ihm geschickt, aber nicht ich!" Das war eine durchaus echte Erregung seinerseits gewesen. Wie gesagt, das

alles hätte ich zugeben und mir die ganze Sache anders zurechtlegen können, hätte ich nicht einen materiellen Beweis vor Augen gehabt, nämlich das Pferd, das ich bei dem Sibirier eingetauscht hatte. Daß er, der doch so viele Pferde besaß, mit Pferden nicht sollte Bescheid wissen, konnte ich mir nicht denken, und so blieb mir der vorteilhafte Tausch ein ungelöstes Rätsel. Diesen Tausch verstand ich nur unter der Voraussetzung, daß der Sibirier dabei eine geheime Absicht gehabt habe.

Aber nun fuhr ich in den Wald hinein. Das Dörfchen Oninski=Bor entschwand meinen Blicken. Beim Hinausfahren aus dem Dorfe hatte ich das Pferd nicht zu schnellerer Gangart antreiben mögen, da ich damit gezeigt haben würde, daß ich es eilig hätte, wegzukommen. Ich gedachte, die Rolle des Schuldlosen bis zu Ende durchzuführen. Aber hier im Walde hatte ich keinen Anlaß mehr, mir Zwang aufzuerlegen, und ich schlug das Pferd mit der Peitsche; jedoch es wollte nicht laufen und schleppte nach wie vor meinen Wagen sachte weiter. Ich trieb es an; aber es weigerte sich entschieden zu laufen und begann jedesmal stark zu schnauben, wenn ich seinen Gang auch nur ein wenig beschleunigte. Endlich hielt ich an und stieg ab, um nachzusehen, woran die Sache läge, und wie groß war meine Verwunderung: es stellte sich heraus, daß mein eingetauschtes Pferd eine gebrochene Nase hatte und offenbar zu schnellem Fahren gar nicht zu brauchen war.

Nur allmählich kam Ordnung in den Wirrwarr in meinem Kopfe, so daß ich mir die einzelnen Vorgänge richtig erklärte. Die Burjaten hatten mich irrtümlich für den Menschen gehalten, der bei ihnen ein Paar Pferde gestohlen hatte. Der Sibirier hatte sofort gesehen, daß dies ein Irrtum war; aber bei meinen Antworten auf seine Fragen war ihm meine Person an und für sich verdächtig vorgekommen. Nach dem Polizeiassessor hatte er sicherlich nicht geschickt, und in diesem Punkte

hatte er mir die Wahrheit gesagt; aber daß ich ihm verdächtig erschienen war, was er nicht hatte zugeben wollen, unterlag keinem Zweifel. Aus manchen Anspielungen von ihm und aus dem Inhalte seines Gespräches auf dem Spaziergange im Tale schloß ich, daß er von mir glaubte, ich sei Branntweinhändler und hätte überhaupt keine dienstliche Anstellung bei den Bergwerken in Aussicht, sondern begäbe mich dorthin einzig und allein in der Absicht, mich dort mit dem Ankaufe gestohlenen Goldes und dem geheimen Verkaufe von Branntwein zu beschäftigen. Selbstverständlich lag es bei einem solchen Gewerbe nicht in meinem Interesse, mit der Polizei in unliebsame Berührung zu kommen. Diese meine Furcht konnte dem schlauen Sibirier nicht entgehen, und es war sehr glaublich, daß er, um eine völlige Bestätigung seiner Mutmaßung zu erzielen, mir damals absichtlich von der Ankunft des Polizeiassessors Mitteilung machte, um zu sehen, was dies auf mich für Wirkung hervorbrächte. Ein anderer an seiner Stelle hätte, als er meine Verwirrung und Unruhe bemerkte, vielleicht sogar dem Polizeiassessor Anzeige erstattet. Aber meinem Sibirier lag das fern. Teils war er zufrieden damit, diesen Pferdetausch erreicht zu haben, teils wünschte er vielleicht, gute Beziehungen mit einem Händler zu unterhalten, der ihm womöglich einmal Gold zu billigem Preise liefern konnte. Aber von einer Denunziation beim Polizeiassessor — was konnte er davon für Vorteil haben?

Wäre ich in jener Nacht geflohen, wie ich das vorhatte, so wäre ich ohne allen Zweifel ergriffen worden, und mein Schicksal wäre besiegelt gewesen. Aber es rettete mich der Umstand, daß ich meine Rolle, wenn auch ziemlich schlecht, doch bis zu Ende durchführte und sozusagen mich auf gesetzlichem Boden hielt.

Nachdem ich glücklich von Oninski-Bor davóngekommen

war, fuhr ich weiter nach Osten. Bald hörte die Bratskische Steppe auf; nun kamen weitausgedehnte Wälder und Gebirgsgegenden, mit sumpfigen Tälern und gewaltigen Seen. Ich näherte mich der Wasserscheide: auf der einen Seite entsprang hier die Uda, die nach Westen strömt und sich in die Selenga ergießt; auf der anderen Seite fließen aus diesen Seen und Sümpfen die Zuflüsse des Witim, der sich nach Nordosten wendet und in die Lena ergießt.

Ein solcher Wildreichtum, wie ich ihn hier sah, war mir noch nie vorgekommen. Die Seen wimmelten geradezu von Vögeln. Alle möglichen Arten Schnepfen, von den kleinen sogenannten Strandläufern bis zu den großen Kronschnepfen, welche jedesmal kläglich pfeifend mir dicht um den Kopf kreisten, wenn es mir geglückt war, eine von ihnen zu schießen, ferner Enten verschiedener Gattungen und allerlei anderes Gevögel: all das kreischte, pfiff und schnatterte durcheinander. In den Seen gab es viel Fische. So wurde im Ukürskischen See in meiner Gegenwart eine gewaltige Menge Fische gefangen. Dieser Fang fand übrigens im Oktober statt, als ich bereits wieder auf der Rückfahrt nach Irkutsk war.

Unvergeßlich ist mir eine Nacht geblieben. Ich näherte mich bereits dem Jablonowy-Gebirge und hatte die Station Beklemischewa passiert, ein großes Dorf, das von den sogenannten »Familienvätern« bewohnt wird. Es sind dies Sektierer, die, wenn ich nicht irre, noch unter Katharina II. zum Zwecke der Ansiedelung nach Sibirien verschickt wurden und ihren Namen wohl einfach davon erhielten, daß sie mit ihren Familien dorthin zogen. Nun fuhr ich einen steilen Berg hinan. Die Straße führte am Saume eines Waldes entlang, der sich auf ihrer rechten Seite ausdehnte. Links öffnete sich eine Aussicht auf ein weites Tal, das in der Ferne gleichfalls von Wald begrenzt war, welcher die gegenüberliegenden Höhen bis zum Horizonte

bedeckte. Ich war schon ziemlich weit von dem Dorfe entfernt, als ein Regen begann, der bald so stark wurde, daß eine Fortsetzung der Reise unmöglich war und ich mich genötigt sah, Halt zu machen. Ich wählte mir einen Platz unter einem großen Baume nahe am Wege, spannte das Pferd aus, band es so am Wagen an, daß es ringsumher weiden konnte, und kroch selbst unter den Wagen, um den Regen abzuwarten. Aber statt aufzuhören nahm der Regen mit jedem Augenblicke an Stärke zu, und schließlich goß es geradezu in Strömen. Ein Gewitter entlud sich. Blitz folgte auf Blitz; es erscholl ein solches Krachen über meinem Kopfe und das Echo rollte so furchtbar im Walde, daß einem angst und bange werden konnte. Der Abend brach schnell herein. Weiterzufahren ging nicht an, und ich mußte mich anschicken, dort zu übernachten. Ich packte die Sachen unter den Wagen, damit sie nicht durchnäßt würden, legte mich selbst ebendorthin und deckte mich mit meinem Schafpelze zu. Es goß wie mit Mollen. Das Pferd konnte nicht weiden, sondern stand mit gesenktem Kopfe da, mit dem Hinterteil nach der Seite gewendet, von der der Regen herschlug. Auf den Ellbogen gestützt, war ich eben dabei, mich zum Schlafen fertig zu machen, als ich durch die anbrechende Dämmerung einen Menschen erblickte, der vom Wege abgegangen war und auf mich zukam. Als er nahe herangekommen war, und ich sah, daß er vollständig durchnäßt war, lud ich ihn ein, zu mir unter den Wagen zu kriechen. Die Klugheit forderte vielleicht, in solchem Falle vorsichtiger zu sein und nicht mit einem Unbekannten in nahe wechselseitige Berührung zu treten. Aber man brauchte ihn nur anzusehen, so schwand jedes Gefühl der Furcht. Er war ein schwächlicher Mensch in mittleren Jahren, schlecht gekleidet, schieläugig, hager; er zitterte vor Kälte am ganzen Leibe. Nachdem er sich neben mir unter dem Wagen gelagert und eine Zigarette

angezündet hatte, die ich ihm anbot, erzählte er mir, er habe irgendwo in den Gruben bei einem gewissen Butin in Dienst gestanden, einem reichen Sibirier, welcher Goldgruben im Bezirke Nertschinsk besäße, habe es aber aus irgendwelchem Grunde da nicht aushalten können und sei davongelaufen. Bei der Flucht habe er seine Sachen nicht mitnehmen können, ebensowenig seinen Paß, und jetzt wandere er irgendwohin nach dem Gouvernement Wjatka im europäischen Rußland, von wo er gebürtig sei, ohne Sachen und ohne Papiere.

Sich vom Bezirke Nertschinsk nach dem Gouvernement Wjatka, d. h. durch ganz Sibirien, ohne Paß durchzuschlagen war ein sehr gewagtes Ding, und dazu konnte einen Menschen nur die dringendste Not veranlassen. Ich muß bekennen, daß ich aus diesem Grunde von vornherein meinen Gast im Verdachte hatte, er lüge. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er ganz einfach ein aus den Bergwerken an der Kara entlaufener Zwangsarbeiter; aber natürlich verheimlichte er das und hatte zur Erklärung seiner Wanderung die Geschichte mit der Butinschen Grube erdichtet, ähnlich wie ich selbst die Fabel mit der Grube bei Albasin ausgesonnen hatte. Da ich merkte, daß er mir nicht die Wahrheit sagen wollte, befragte ich ihn nicht weiter, weil ich daran dachte, wie lästig mir selbst solche Fragen immer waren. Aber unwillkürlich stellte ich einen Vergleich an: ich war ein Flüchtling wie er; und doch — welch ein gewaltiger Unterschied der Lage bestand zwischen uns! Ich hatte Pferd und Wagen, Kleidung, Geld, einen Paß, Waffen, kurz alles, was ich brauchte. Er hatte nichts als seinen durch und durch nassen Kittel. Ich empfand großes Mitleid mit ihm.

In der Nacht hörte der Regen auf. Der Himmel wurde klar. Wir schliefen natürlich nicht. Nach dem Regen stellte sich eine empfindliche Kälte ein, und meinem Gaste klapperten

die Zähne, so fror er. Sobald es daher nicht mehr feucht fiel, machte er sich sofort daran, ein Feuer anzuzünden. Aber das vom Winde abgebrochene Holz, das er im Walde sammelte, war vom Regen sehr naß geworden und wollte nur schwer anbrennen. Lange quälte er sich ab, bis es ihm gelang, den Holzhaufen in Brand zu bekommen. Aber dafür wurde es auch, als das Feuer losflackerte, uns beiden bei dem Holzhaufen viel behaglicher, besonders ihm; er trocknete sich und wärmte sich. Ich hatte noch ein Haselhuhn vorrätig, das ich am Tage geschossen hatte, und wir brieten es uns. Dann glückte es ihm, Wasser aufzutreiben, zu welchem Zwecke er eine Strecke den Berg hinabging, und wir bereiteten einen Tee, indem wir das Wasser in einem eisernen Kessel heiß machten. Mein Gast lebte ganz auf; in dieser Nacht war er nicht zum Schlafen gekommen; ich hatte wenigstens, in meinen warmen Schafpelz eingewickelt, von Zeit zu Zeit ein wenig geschlummert. Während er sich mit dem Holzhaufen abplagte, und bis wir mit dem Essen und dem Tee zustande gekommen waren, fing es an hell zu werden. Als wir uns trennten, schenkte ich ihm ein paar Kleinigkeiten von meinen Sachen; aber über nichts freute er sich so wie über einen eisernen Kessel, dieses notwendige Requisit jedes Landstreichers. Wir nahmen Abschied von einander; er wanderte in der Richtung auf Beklemischewa zu; ich fuhr weiter nach Osten.

Die Straße führte immer bergan; ich fuhr hinauf zum Jablonowy-Gebirge. Stellenweise tat sich von hohen Punkten aus eine Aussicht auf unabsehbare Strecken dichten Waldes auf, der bald an den Bergen zu den Gipfeln hinaufstieg und dort spärlicher und heller wurde, bald sich in die Täler hinabsenkte, wo er dann dichter und dunkler erschien, wie eine dunkelblaue Gewitterwolke. Gerade auf der obersten Höhe eines Berges fiel mir ein Baum oder vielmehr ein Strauch ins Auge, der

nahe am Wege wuchs, und dessen Zweige mit verschiedenfarbigen Zeugläppchen, roten, gelben und blauen, ausgeputzt waren. Später erfuhr ich, die Burjaten ließen beim Vorbeifahren Stückchen von ihrer Kleidung zurück und hingen sie an die Zweige dieses Strauches; das täten sie, um sich gegen Krankheiten zu sichern.

Bald gelangte ich nach der Stadt Tschita, wo ich mich einige Tage aufhielt. Ich benutzte den Umstand, daß von hier Flöße nach dem Amur abgehen, verkaufte mein Pferd, natürlich sehr billig, da mein Käufer sah, daß es eine gebrochene Nase hatte, und fuhr von Tschita auf einem Floße weiter.

Von Tschita nach dem Amur wählen viele diesen Weg. Er ist bequemer und kommt erheblich billiger zu stehen als Postpferde, mit denen man bis Strjetensk fahren muß, da erst von Strjetensk die Dampfschiffahrt auf dem Amur beginnt.

Ich fuhr in Gesellschaft eines Kaufmanns und eines Artillerieoffiziers, der sich nach Chabarowka begab, um dort Dienst zu tun. Der Kaufmann hatte sich aus Brettern eine Hütte auf dem Floße gebaut und sich darin sehr behaglich eingerichtet. Der Offizier schlief in seiner geschlossenen Equipage, in der er jedenfalls die Reise bis zur Stadt Tschita zurückgelegt hatte. Ich schlief in meinem Wagen, den ich mitgenommen hatte, da ich für seinen Transport nur eine Kleinigkeit zu bezahlen brauchte.

Wunderschön war diese Fahrt auf dem Floße! Keine Schläge von Schaufelrädern, keine Stöße und kein Zittern von der Maschine, wovon man immer ganz matt wird, da man dieses Zittern unter sich und dies Poltern sogar während des Schlafens in den Ohren weiterempfindet; kaum, daß das Anklatschen des Wassers an den äußersten Balken des Floßes zu hören war. Wie ein helles Band schlängelte sich der Fluß zwischen den hohen, dunklen Ufern hin. Die waldbewachsenen

Berge schwammen nach hinten zu an uns vorbei, und so ruhig war es ringsumher, daß man hören konnte, wie die Rebhühner auf den Uferfelsen riefen. Ich erblickte die Natur, wie sie an sich ist, ohne das Geräusch und Gelärm, das der Mensch in sie hineinträgt, und sie erschien mir dadurch nur noch schöner.

Kaum ein anderes Land — und ich habe ihrer viele in meinem Leben besucht — hat in meiner Seele einen so guten Eindruck hinterlassen wie Transbaikalien. Nirgends sonst habe ich einen so majestätischen See gesehen wie den Baikalsee, mit so malerischen Ufern, mögen sie auch vielleicht infolge ihrer Wildheit etwas finster aussehen. Nirgends habe ich so prächtige Steppen gesehen, bunt von allerlei Blumen oder mit dichter, mehr als kniehoher Rasensegge wie mit einem Teppich gleichmäßig bedeckt, dieser besonderen Grasart, die durch ihre Nahrhaftigkeit bekannt ist und meines Wissens nirgends in Europa vorkommt. Die transbaikalischen Pferde, die auf diesen Steppen weiden, zeichnen sich durch ihre Unermüdlichkeit und ihren schnellen Lauf aus. Ich habe selbst dort ein Pferd besessen, auf dem ich ohne Ruhepause einen Weg von mehr als hundert Werst zurücklegte; und dabei bildete mein Pferd nicht etwa eine Ausnahme, sondern galt als ein gewöhnliches Pferd mittleren Schlages; es hatte mich nur fünfzig Rubel gekostet. Das Klima von Transbaikalien ist gesund. Wald, Viehweiden, Saatfelder, alles ist im Ueberfluß vorhanden, und die Bevölkerung des Landes lebt fast überall im Wohlstande.

Hier verlebte ich etwa fünf Monate, und diese Zeit kommt mir jetzt häufig in die Erinnerung. Aber zu meinem Bedauern kann ich wenig von ihr erzählen, da es unverständig sein würde, die Personen zu erwähnen, welche zu unserer revolutionären Bewegung in Beziehung standen, und mit denen ich damals in Verkehr trat; und andererseits hier zu erzählen, wie ich als Händler in den „Wachen" (d. i. Ansiedelungen) und Gold-

bergwerken zwischen der Schilka und der Argun, den beiden Quellflüssen des Amur, mit Waren herumreiste, dürfte kaum angebracht sein.

Ich hatte mich also dort niedergelassen und wohnte da; ich knüpfte Bekanntschaften an und trieb Handel, und zwar, wie ich hinzufügen muß, nicht mit Verlust, wie es uns früher bei unserem Leben unter dem Volke im Gouvernement Kiew gegangen war. Die Bauern und die transbaikalischen Kosaken waren wohlhabend, und ich brauchte manchmal nur in einem Dorfe zu erscheinen, so kamen sie auch schon von allen Seiten herbei und kauften Waren.

Ich erwähnte oben, daß ich mich in der Nähe der Bergwerke an der Kara niederzulassen wünschte, um, wenn ich mich mit den örtlichen Verhältnissen vertraut gemacht haben würde, mich mit den zum Entweichen unserer Zwangsarbeiter nötigen Vorarbeiten zu beschäftigen. Es gelang mir, mich unter der Maske eines kleinen Händlers im Nertschinsker Bezirke (genauer will ich die Oertlichkeit nicht bezeichnen) häuslich niederzulassen. Ich wirkte mir auf Grund eines falschen Passes einen Erlaubnisschein zum Handel im Umherziehen aus, kaufte die erforderlichen Waren, namentlich Tee, Kerzen und Seife, ein und begann in den Dörfern der Umgegend oder, wie sie dort heißen, in den Wachen herumzuziehen.

So verging der Sommer, und es kam der Herbst. In diesem Jahre war der Herbst sehr schön; allerdings wurde mir gesagt, daß er dort gewöhnlich so sei. Helle, sonnige Tage wechselten mit kalten Nächten ab. Mit welchem Vergnügen schlief ich in diesen kalten Nächten auf der Steppe unter meinem Pelzrocke! In der Nacht bedeckte sich das Gras mit Reif; aber wenn die Sonne höher stieg, schmolz der Reif, und zu Mittag wurde es ganz warm. Die Rasensegge breitete sich wie dichter Roggen auf weite, weite Strecken hin vor meinen Augen aus;

weiterhin aber, jenseits des Flusses Schilka, ragte das bläuliche, waldbedeckte Schilkinskigebirge mit seinem zackigen Kamme empor.

Fünfzehntes Kapitel.

Nach Europa.

Eine Denunziation gegen mich. — Entschluß zur Heimkehr. — Fahrt auf dem Trakt. — Abenteuer beim Trajekt über den Jenissei. — Eine tolle Jagd. — Ein unangenehmer Zufall. — Nach Moskau. — Unzufriedenheit mit dem Stande der revolutionären Bestrebungen. — Ins Ausland. — Schlußbetrachtungen.

Ich war schon dabei, mich für den Winter dadurch vorzubereiten, daß ich einen Heuvorrat für das Pferd anschaffte. Da erfolgte plötzlich eine Denunziation gegen mich.

Von meiner Seite war insofern eine große Unvorsichtigkeit begangen worden, als ich mich in einem Häuschen niedergelassen hatte, das unmittelbar neben einem Etappengefängnis stand; ich hatte dabei ganz außer acht gelassen, daß mich einer der Gefangenen wiedererkennen könne. Und so geschah es, daß ein Trupp eintraf, in welchem sich Gefangene befanden, die mich von Gesicht kannten; und einer derselben denunzierte mich.

Was ihn zu der Denunziation bewog, kann ich nicht mit Sicherheit sagen; es waren vielleicht irgendwelche Unruhen im Gefängnisse vorgekommen, und als dann die Behörde die Gefangenen verhörte, so mochte dabei einer von ihnen, wahrscheinlich in der Absicht, sich bei der Behörde einzuschmeicheln, ausgeplaudert haben, was er über mich wußte. Die Lokalbehörden befanden sich nun in ziemlich schwieriger Lage. Bei den Nachforschungen nach mir die große Lärmtrommel zu rühren, dazu mochten sie sich nicht entschließen, vielleicht weil sie der Denunziation nicht völlig trauten, vielleicht auch einfach

aus Furcht, sie könnten sich dann selbst von der höheren Instanz einen Verweis dafür zuziehen, daß sie nicht früher die Augen aufgemacht und mir die Möglichkeit gegeben hatten, ruhig mehrere Monate lang ihnen vor der Nase zu wohnen. Andrerseits hofften sie vielleicht, meiner eher habhaft zu werden, wenn sie ihre Nachforschungen in der Stille und ohne Lärm anstellten. Aber jedenfalls fingen sie an, mir nachzuspüren. Das Häuschen, in dem ich wohnte, wurde bei Nacht mit Kosaken umstellt. Ich war zu jener Zeit nicht zu Hause und entging so der Festnahme. Die Behörden hielten es geheim, daß sie es auf mich abgesehen hatten; aber die Tatsache, daß das Häuschen bei der Durchsuchung von beinah dreißig Kosaken eingekreist war, reichte aus, um den Verdacht zu erwecken, daß hier etwas Besonderes dahintersteckte; eine so gewaltige Menge von Wachmannschaft konnte nicht zur Arretierung eines gewöhnlichen Landstreichers aufgeboten sein. Und wirklich erfuhr ich bald, daß meine Vermutung richtig sei; es war auf mich abgesehen gewesen. Ich mußte mich verbergen.

Aber es war schwer, mich an diesem Orte zu verstecken. In einer so kleinen Ansiedelung hatte mein fünfmonatiger Aufenthalt völlig dazu ausgereicht, mich allen bekannt zu machen. Wie konnte ich mich verbergen, wenn ich bei jedem Schritte auf Leute stieß, die mich kannten! Hier unbemerkt zu bleiben war keine Möglichkeit. Dabei konnte ich erwarten, daß die Nachforschungen nach mir größeren Umfang annehmen und sich auf die ganze Gegend erstrecken würden, daß Treibjagden würden veranstaltet werden. Und ich wußte, was es mit einer solchen sibirischen Treibjagd auf sich hat. Daher gelangte ich nach allseitiger Erwägung meiner Lage zu dem Resultate, daß ich dieses Land überhaupt verlassen müsse.

All dies trug sich schon beinah ein Jahr nach meiner Flucht von dem Trupp zu, nämlich im Oktober 1880.

Da ich die Nachricht erhalten hatte, daß Wladislaw Jsbitzki, dessen Geschichte oben in Kürze erzählt wurde, sich damals in Jrkutsk befände, so schrieb ich dorthin, damit er mich dort erwartete, und machte mich selbst auf den Weg. Ich hatte im Sinne, ihm ein Verzeichnis meiner Bekanntschaften in Transbaikalien zu übergeben, damit er das Unternehmen weiterführen könnte. Die Wege zu bahnen war sehr schwer gewesen. Beim Suchen nach den erforderlichen Helfern trifft es sich nicht selten, daß man auch auf ungeeignete Leute stößt, deren Bekanntschaft später lästig oder sogar für das Unternehmen schädlich wird. Jetzt konnte mein Nachfolger diese Bekanntschaften vermeiden und sofort mit ausschließlich zuverlässigen Leuten in Verkehr treten.

Dies waren meine Pläne; aber ihre Verwirklichung gelang nicht. Jsbitzki hatte meine Ankunft nicht abgewartet (mein Brief hatte ihn nicht mehr in Jrkutsk getroffen), sondern war schon vorher nach Bargusin abgereist. Dies war die letzte Nachricht von ihm, die ich übrigens erst erhielt, als ich bereits in Jrkutsk angekommen war.

So machte ich mich also auf den Weg. Jetzt hatte ich die Absicht, Sibirien endgültig zu verlassen, und es stand mir eine lange Reise bevor.

Anfangs fuhr ich unter der Maske eines Aufsuchers von Erzlagern, der in seine Heimat zurückkehrte; ich mietete mir immer von einem Punkte zum andern Privatfuhrwerk. Aber als ich nach Werchne-Udinsk gekommen war, nahm ich mir einen Reiseschein zum Fahren mit Postpferden und fuhr von da an immer in dieser Art. Den Reiseschein hatte ich mir bis Tomsk genommen. Jn Jrkutsk gönnte ich mir einige Rasttage, weil ich mit jemandem eine Zusammenkunft haben mußte; dann suchte ich mir Reisegefährten, damit mir die Fahrt nicht so teuer käme, und fuhr weiter.

So passierte ich auch die Station Teljma, wo ich aus dem Trupp freigelassen worden war. Während hier die Pferde angespannt wurden, lag ich die ganze Zeit über in der Passagierstube auf dem Sofa, mit dem Gesichte nach der Wand zu; und als die Pferde bereit waren, setzte ich mich in den tiefsten Hintergrund der verdeckten Postkibitke, um während der Fahrt durch das Dorf nicht gesehen zu werden.

In jenem Jahre verspätete sich der Winter; in den Nächten fror es, aber die Tage waren sonnig und warm, und es dauerte lange, bis die Flüsse zum Stehen kamen. Die Straße war trocken; nur im Gouvernement Irkutsk fanden wir Schnee, aber auch da war er nicht so tief, daß man hätte im Schlitten fahren können. Schnell kamen wir in unseren Kibitken bei stetem Pferdewechsel westwärts; Gebüsche, Felder, junger Waldanwuchs, Birkengehölz huschten zur Seite des Weges an uns vorbei. Der Weg führte durch die sibirische Waldzone; aber Wald war nur in der Ferne am Horizonte zu sehen; am Trakte war er größtenteils weggehauen. Nur bei Nischne-Udinsk hatte er sich noch erhalten; dicht gewachsen, von Menschenhand unberührt, zeigte er sich meinen Blicken hier in seiner ganzen Schönheit. Hohe Fichten standen rechts und links von der Landstraße, eine eng an die andere geschmiegt, und streckten ihre Zweige vor, die bei Nacht gewaltigen, rauhen Tatzen glichen. Aber wir fuhren mit Glockengeklingel und Räderrasseln an ihnen vorbei, so daß das Echo im Walde wach wurde. Holla! Ausweichen! rief in langgezogenem Tone unser Kutscher, wenn uns eine lange Reihe mit Waren beladener Wagen, einer hinter dem andern, entgegenkam. Die Wagen lenkten nach der einen Seite des Traktes hinüber, und wir jagten an ihnen vorbei. Ein paarmal trafen wir auf dem Wege Trupps, die in Etappenmärschen nach Irkutsk transportiert wurden. Das Klirren der Ketten, die fiskalischen

gelben Pelzröcke, die grauen Mützen und Kittel, die grauen, ausgemergelten Gesichter der Gefangenen — wie bekannt war mir dies alles, und wie leidenschaftlich wünschte ich anzuhalten und aus dem Postwagen zu steigen, um alles aus der Nähe zu betrachten! Aber die Furcht, erkannt zu werden, hielt mich davon ab. Ich vermummte mein Gesicht mit dem großen Kragen meines Pelzes, drückte mich in eine Ecke des geschlossenen Wagens und schaute von da aus auf den vorbeiziehenden Trupp hin. Die Erinnerungen wurden wieder lebendig. Das Durchlebte zog noch einmal vor meiner Seele vorüber. Und lebhaft vergegenwärtigte ich mir den Augenblick, wo ich selbst so im fiskalischen Pelzrocke gegangen war und gefroren hatte, wo ich den zu beiden Seiten sich hinziehenden Wald betrachtet und von der Freiheit geträumt hatte. „Besehen Sie sich mal die Bäume," hatte damals der Landstreicher Bjelow zu mir gesagt, indem er mit der Hand auf den dichten Wald wies. „Die Rinde ist an allen Bäumen auf der einen Seite hell und auf der andern dunkel. An der Rinde finden wir uns zurecht, wie wir gehen müssen, wenn es sich beim Herumwandern so trifft, daß wir uns durch dichten Wald durchzuarbeiten haben." Ich hatte die Bäume betrachtet und gesehen, daß sie sämtlich auf der Südostseite hellere Rinde hatten und die nach Norden gewendete Seite dunkel und mit dichtem Moose bedeckt war. Ich hatte die Bäume betrachtet und davon geträumt, wie ich selbst mich durch den dichten Wald hindurcharbeiten und die Richtung an der Rinde bestimmen würde.

Aber in Wirklichkeit war nichts derartiges nötig geworden. Die Wirklichkeit hatte sich ganz anders gestaltet, als ich es in meinen Träumereien gedacht hatte.

Von Irkutsk bis Tomsk fuhr ich mit zwei Reisegenossen zusammen. Der eine war ein Heilgehilfe beim Militär, der

von irgendwo, fast vom Amur her, nach seiner Heimat Omsk zum Besuch fuhr, der andere war ein kleiner Handelsmann, gleichfalls aus Omsk. Der Heilgehilfe war ein noch junger, bartloser Mensch, gesprächig und munter; der Handelsmann etwa 45 Jahre alt, ein unansehnliches Menschlein, schwächlich und schweigsam.

Wir näherten uns der Stadt Krasnojarsk. Es war ein wunderschöner Tag. Es war schon Nachmittag, als unser Dreigespann von dem Höhenzuge in die am Flusse Jenissei gelegene Ebene hinabrollte. In eben diesem Höhenzuge mußte sich irgendwo auch jener kahle, runde Berg befinden, nach dem ich so oft aus dem Fenster des Gefängnisses in Krasnojarsk hingeblickt hatte. Aber wo er genau lag, konnte ich nicht bestimmen; vielleicht hatte ich mir übrigens auch eine irrige Meinung über die Richtung gebildet, in der er sich befinden sollte. Schnee war nicht vorhanden; nur ein weißer Anflug bedeckte das vergilbte Gras. Leicht und froh fühlte man sich, wenn man mit voller Brust die kalte, reine Luft einatmete. Als wir in die Ebene hinuntergekommen waren, schrie unser Kutscher die Pferde an, und nun jagten wir nur so dahin. Bald waren wir am Ufer des Flusses. Hier erblickte ich links von der Straße, unmittelbar an der Uferböschung, einige Bauernhäuser. Unser Dreigespann fuhr bei einem von ihnen vor und hielt an.

Was ist das hier? fragte ich.

Die Ueberfahrt, antwortete der Kutscher und stieg langsam vom Bocke. Er trat zu den Pferden und rieb ihnen die Nasen. Die Pferde waren ganz abgehetzt. Dampf stieg von ihren erhitzten Flanken und Rücken auf.

Wir stiegen gleichfalls aus der Kibitke und reckten unsere steifgewordenen Gliedmaßen zurecht.

Beim Eintritt in das Haus sah ich einen Haufen lederner Felleisen, die übereinander gehäuft waren, bis ganz oben an

die Decke. Dies waren Postkolli, die sich fast einen ganzen Monat lang angesammelt hatten. Die Post aus Irkutsk lag hier und wartete, bis das Eis zum Stehen kommen und die Ueberfahrt über den Fluß ermöglicht werden würde. Ein ähnlicher Haufe von Briefen und Postpaketen lag, wie ich später erfuhr, auch auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses in Krasnojarsk.

Aber auf dem Jenissei ging zur Zeit Treibeis, und der Trajekt war unmöglich.

Ich ging aus dem Hause hinaus, um mir den Fluß anzusehen und mich zu erkundigen, ob es nicht doch irgendwie möglich wäre, nach der anderen Seite zu gelangen. Als ich an das Ufer herantrat, das steil zum Flusse abfiel, erblickte ich vor mir eine gewaltige Fläche, mit Eisschollen bedeckt, die sich wirr eine über die andere geschoben hatten; jenseits dieser Eisfläche lag dunkel das niedrige, mit Gesträuch bewachsene Ufer einer Insel. Wo Krasnojarsk sich befand, war schwer zu erraten. Es lag dort irgendwo in der Ferne, jenseits dieser Eiswüste.

Die Leute sagten, es ginge Treibeis, und dabei steht der Fluß! Mit diesen Worten wandte ich mich an einen Bauern, der neben mir stand.

Hier steht er schon lange, aber da weiter hin . . . antwortete er und wies mit der Hand nach der flachen Insel.

Bald darauf traten noch zwei Leute zu uns, gleichfalls Bauern aus der Gegend, die auf dem diesseitigen Ufer wohnten, und es entspann sich ein Gespräch unter uns. Sie waren sämtlich Fischer ihrem Gewerbe nach. Die Aussicht, warten zu müssen, bis eine regelrechte Kommunikation über den Fluß hergestellt sein würde, hatte für mich nichts besonders Lockendes. Das Wetter war anhaltend schön und verhältnismäßig warm, und der Jenissei, der eine schnelle Strömung hat, konnte noch zwei Wochen lang Treibeis führen. Und dabei mußte ich

eilen. In meiner Lage war jeder Aufenthalt gefährlich, besonders in der Nähe solcher Orte wie Krasnojarsk, wo ich einige Zeit im Gefängnisse gesessen hatte. Während dieser Zeit konnte irgend einer der Polizeibeamten, die mich kannten, in unaufschiebbaren Geschäften durchgereist kommen, und dann wäre ich selbstverständlich festgenommen worden. Ich fragte die Fischer, ob sie es nicht übernehmen möchten, mich nach dem jenseitigen Ufer hinüberzuschaffen, natürlich für eine anständige Belohnung. Meine Reisegefährten, die sich auch bereits an der Unterredung beteiligt hatten, unterstützten meinen Vorschlag. Gepäck hatten wir alle sehr wenig, und das konnte man leicht mit den Händen hinübertragen. Die vier Fischer, die mit uns redeten, berieten sich nun laut unter einander und erörterten die Frage, nach welcher Stelle des jenseitigen Ufers man am besten hinüber könne; schließlich, nach umständlichen Erwägungen, einigten sie sich.

Na, wenn wir uns auf den Weg machen wollen, dann wollen wir es jetzt tun, sagte einer von ihnen.

Es ging schon auf den Abend, und wir mußten uns beeilen, um noch, solange es hell war, über den Fluß hinüberzukommen. Aber noch ein Umstand bereitete Schwierigkeit: in Krasnojarsk existierte eine sogenannte Wasserpolizei, die zur Verhütung von Unglücksfällen darauf aufpaßte, daß niemand den Fluß passierte, ehe nicht das Eis zum Stehen gekommen wäre. In dem Gespräche mit uns hatten die Fischer mehrmals diesen Umstand erwähnt, und jetzt, unmittelbar vor dem Aufbruche, wurden sie deswegen wieder bedenklich.

Passen sie denn so strenge auf? fragte ich.

Ueberaus strenge; neulich haben sie einen dafür ins Loch gesteckt, daß er einen Reisenden nach dem jenseitigen Ufer hinüberbrachte.

Du meinst Grigori? fragte ein anderer Fischer dazwischen.

Ja wohl, Grigori.

Aber was geht es denn die Polizei an, wenn doch der Reisende es selbst will? warf ich ein.

Da soll man es ihm ausreden. Wenn der Reisende es auch kann und will, man darf sich doch nicht unterstehen.

Nun, dann folgt daraus, daß man es so tun muß, daß es die Polizei nicht erfährt, sagte ich; innerlich freute ich mich darüber, daß das Interesse der Fischer völlig mit dem meinigen zusammenfiel. In irgendwelche Berührung mit der Polizei in Krasnojarsk zu kommen war mir ungelegen.

Die Sonne war im Untergehen, als wir uns auf den Weg machten. Die Fischer nahmen unsere Sachen und gingen, mit langen Stangen ausgerüstet, voran; wir folgten ihnen. Zuerst gingen wir eine Strecke auf dem Ufer hin; dann machten wir eine Wendung und schritten quer über den Fluß auf die Insel zu. Die dicken Eisschollen, die sich über einander getürmt hatten, erschwerten unsern Weg sehr. Hier und da kamen wir an offene Stellen, in denen das Wasser schnell vorbeifloß. Bald umgingen wir sie, bald sprangen wir hinüber. Ein paarmal war es erforderlich, daß die Stangen nebeneinander gelegt wurden und wir über sie hin von einer Scholle zur andern gingen. Der Fischer, welcher voranging, stieß beständig mit seiner Stange in das Eis, um seine Festigkeit zu prüfen. So gelangten wir nach einiger Zeit an das Ufer.

Die flache, sandige Insel, auf der wir uns jetzt befanden, war ganz mit dünnem Weidengebüsch bedeckt. Wir nahmen unsern Weg durch dies Weidengebüsch hindurch. Die Sonne war untergegangen. Die Dämmerung nahte heran. Die Luft wurde kalt. Für die Nacht war stärkerer Frost zu erwarten.

Ist der Arm, der die Insel auf der andern Seite umgibt, breit? fragte ich einen Fischer.

Die Insel wird ziemlich in der Mitte liegen, antwortete er.

Wir drangen schnell durch das Weidengebüsch vorwärts. Ist der Flußarm zugefroren oder nicht? diese Frage kam mir keinen Augenblick aus dem Sinne. Unterdessen schlugen die Weidenzweige, die der voranschreitende Fischer mit seinem Körper zur Seite drückte, zurückschnellend mir beständig gegen Gesicht und Hände. Ich beachtete das wenig. Den Blick nach vorn gerichtet, wartete ich mit fieberhafter Ungeduld darauf, daß der Fluß sichtbar würde. Da endlich glänzte etwas durch die schon von Dämmerung umhüllten Sträucher. Noch einige Schritte, und wir standen am Ufer.

Vor uns, soweit das Auge reichte, breitete sich der Fluß hin. Aber wie sah er aus? Ruhig, rein, glatt. Keine einzige Eisscholle auf der ganzen Fläche. Ein rötlicher Widerschein des erlöschenden Tages spiegelte sich wie Millionen glänzender Schüppchen auf ihm ab. In weiter, weiter Ferne vor uns lag dunkel das jenseitige Ufer, das wie ein steiler Berg anstieg. Ein fernes, schwaches Hundegebell ließ sich vernehmen. Dort lag Krasnojarsk.

Wir alle, auch die Fischer, blieben wie angewurzelt am Ufer stehen, ohne ein einziges Wort zu reden. Man hatte erwarten können, daß der Fluß noch nicht zugefroren sein, daß auf ihm Treibeis gehen würde; wir hatten uns vorstellen können, wir würden genötigt sein von einer Scholle zur andern zu springen, über die Stangen zu gehen u. s. w.; aber daß wir eine völlig spiegelglatte Fläche vorfinden würden, über die man nur hinüberfahren oder hinüberschwimmen könnte, das hatte sich niemand träumen lassen. Offenbar hatte sich irgendwo weiter oberhalb auf dem Flusse das Eis gestopft und war zum Stehen gekommen, und hier, der Stadt gegenüber, war der Fluß nun völlig eisfrei.

Da haben wir's! sagte jemand leise, und wieder schwiegen alle. Wieder tönte fernes Hundegebell zu uns herüber.

Das habe ich mir gedacht! bemerkte plötzlich einer der Fischer.

Was hast du dir gedacht?! Was soll das unnütze Geschwätz! Kann denn der Mensch auch alles vorhersehen? erwiderte ihm ärgerlich ein anderer Fischer.

Früher ging hier Eis, hat Grigori gesagt, als er den Reisenden hinüberbrachte. Hier ging Eis; aber jetzt — nun sehe einer, ganz rein . . . bemerkte ein dritter Fischer.

Wie ist er denn über das Treibeis hinübergegangen? fragte der Heilgehilfe.

Er ist auch nicht hinübergegangen. Er fing an zu rufen. Nun, da haben sie ihm aus der Stadt Hilfe geschickt; aber nachher haben sie ihn ins Gefängnis gesetzt.

Von neuem herrschte allgemeines Stillschweigen.

Unterdessen wurde es mit jedem Augenblicke dunkler. Eine kalte Nacht brach an. Der Frost wurde stärker. Auf dem gegenüberliegenden Ufer, in der Stadt, flammten bald hier bald da Lichtchen auf. Jetzt hätten wir, selbst wenn wir daran gedacht hätten, zurückzukehren, auch dies nicht mehr ausführen können; denn bei Nacht dort hinüberzugehen, wo wir bei Tageslicht nur mit solcher Mühe und Gefahr durchgekommen waren, das war mehr als gewagt.

Wie ist's, wollen wir uns ein Feuer anzünden? Mit diesen Worten unterbrach der Heilgehilfe das allgemeine Schweigen.

Das wird die Polizei vom andern Ufer sehen, bemerkte ich.

Ein offenes Feuer, das geht hier nicht! protestierten die Fischer.

Wir wollen das Feuer im Gebüsch anzünden, damit es nicht zu sehen ist. Aber ohne Feuer wird es zu kalt.

Was heißt denn das? Haben wir denn vor, hier zu übernachten? rief auf einmal der Händler, der bisher kein Wort geäußert hatte.

Wenn's sein muß, antwortete ich ihm.

Nein doch, verzeihen Sie gütigst! . . . Vorwärts, junger Bursche, schreie doch einmal! Mögen sie aus der Stadt einen Kahn schicken, um uns zu holen! sagte er, zu dem jungen Fischer gewendet.

Was fällt dir ein? Bist du bei Troste? Hast du Lust ins Loch zu kommen? protestierte ein anderer Fischer.

Na gut! Ins Loch! Meinetwegen auch ins Loch! Ist das etwas zum Fürchten? Wir sollen doch nicht hier auf der Insel schlafen? Dir tut das nichts; du bist daran gewöhnt. Aber ich, Bruder, habe dazu keine Lust. Na, Bursche, rufe! sagte der Händler wieder zu dem ersten Fischer, einem jungen Menschen von etwa fünfundzwanzig Jahren.

Diese kategorische Forderung rief unter den Fischern einen heftigen Zwiespalt hervor. Zwei von ihnen waren wirklich bereit, um Hilfe zu rufen, und nur einer erhob immer noch energisch Einspruch dagegen.

Was sollen wir denn anfangen? Allein kommen wir von hier nicht weg!

Habt ihr Lust ins Gefängnis zu kommen? Hol' euch der Teufel!

Wirst du nun rufen oder nicht? sagte der Händler hartnäckig.

Ich fühlte, daß ein kritischer Augenblick herannahte. Soll ich wirklich ins Verderben geraten? schoß es mir durch den Kopf.

Ho, ho, ho, ho! erscholl es in diesem Augenblicke neben mir.

Der Händler hatte, da er die Unentschlossenheit der Fischer sah, selbst gerufen.

Schweigen Sie doch! Schämen Sie sich denn nicht? Um Ihretwillen werden ja die Leute ins Gefängnis gesperrt! sagte ich.

Was geht mich das an! Mögen sie eingesperrt werden!

Die Fischer fühlten sich ermutigt, da sie die unverhohlene Unterstützung von meiner Seite sahen.

Gedulde dich noch ein wenig, Herr, sagte einer von ihnen. Wir wollen nachdenken. Petro! Stepan! Kinder, seht doch einmal in den Büschen nach!

Inzwischen schickte sich der Händler wieder an zu rufen.

Wißt ihr was, Kinder, sagte ich da zu den Fischern, wenn er schreit und um Hilfe ruft, so wollen wir ihn hier allein lassen und allein nach jenem Ufer zurückkehren. Mögen sie ihn ins Loch stecken!

Holla! Kommt mal hierher! rief einer plötzlich aus den Büschen.

Wir eilten hinzu. Ich wußte nicht, um was es sich handelte, hatte aber sofort das Gefühl, daß dort Rettung für uns war.

Zwischen den Büschen lag auf der Erde ein Kahn, umgestülpt, mit dem Boden nach oben. Es war ein als unbrauchbar ausrangierter Kahn; am einen Ende war sein Boden ganz voller Löcher. Nichtsdestoweniger machten sich die Fischer im Verein mit uns energisch daran, ihn ins Wasser zu schleppen. Eine Viertelstunde darauf schaukelte er schon auf dem Wasser, und einer der Fischer machte sich bereit, vom Ufer abzustoßen. Daß wir alle in diesem löcherigen Fahrzeuge hätten fahren können, war undenkbar. Der Fischer sollte sich auf jener Seite bei einem Bekannten einen guten Kahn beschaffen und zurückkommen, um uns zu holen. Nun setzte er sich an das äußerste Ende des Kahnes, so daß das löcherige Ende desselben sich ganz über das Wasser heraufhob, hantierte mit einer langen Stange nach beiden Seiten wie mit einem Ruder und entfernte sich in dieser Weise langsam vom Ufer.

Nimm dich in acht, daß du nicht ertrinkst! rief einer dem Davonfahrenden nach.

Schon gut! erscholl es vom Flusse her.

Bald schwand der Kahn uns aus den Augen. Auch das Plätschern der Stange war nicht mehr zu hören. Wir blieben im Dunkeln zurück und warteten auf die Rückkehr des Fischers.

Erst nach drei Stunden kam er in einem großen Kahne wieder. Er hatte in der Stadt sich noch Zeit genommen, etwas zu trinken, wohl vor Freude darüber, daß er nicht ins Gefängnis kam, und war stark angeheitert. Wir verstauten unsere Sachen am Boden des Kahnes, setzten uns dazu und fuhren über den Fluß.

Und wieder saßen wir dann im Wagen; die Glöckchen klingelten; wieder das stete Rütteln und ein Zustand des Halbschlafes; von Zeit zu Zeit Pferdewechsel.

In Tomsk trennte ich mich von meinen Reisegefährten. Ich nahm einen Reiseschein bis Tjumen und zwar auf einen andern Namen, da es mir unterwegs gelungen war, einen anderen Paß zu bekommen, und fuhr von Tomsk aus allein weiter. Der Schnee, der in Transbaikalien und bei Krasnojarsk vollständig gefehlt hatte, wurde hier mit jeder zurückgelegten Werst immer tiefer und tiefer. Ich stieg in eine Koschewa um, wie die nach einem besonderen Typ gebauten sibirischen Schlitten genannt werden, und fuhr so durch die weitausgedehnten, schneebedeckten Ebenen der Gouvernements Tomsk und Tobolsk dahin.

Der Posttrakt, der durch die Stadt Omsk führt, macht eine große Krümmung nach Süden. Zur Abkürzung des Weges ziehen es viele vor, geradeaus durch die Baraba-Steppe zu fahren, und dieser Weg wird auf sogenannten Druschken zurückgelegt, d. h. auf Privatfuhrwerken, die immer ein Reisender dem andern übergibt, und auf diese Weise gestaltet sich die Fahrt ganz ebenso wie auf Postwagen, die auf jeder Station gewechselt werden.

Auch ich reiste mit Druschken. Noch nie hatte ich ein solches

wahnsinniges Jagen kennen gelernt, wie ich es hier erlebte. In dem verdeckten, mit Heu angefüllten Schlitten konnte ich nicht sitzen, sondern nur liegen, und wurde wie ein Ball von einer Seite zur andern geschleudert. Erstaunlich war es, wie der Kutscher sich auf dem Bocke hielt, ohne bei solchen Stößen herunterzufallen.

Es war auf einer Station zwischen Ischim und Jalutorowsk, zwei kleinen Städten des Gouvernements Tobolsk. Es war damals gerade in Jalutorowsk oder in einem andern nahe gelegenen Städtchen Jahrmarkt, und aus Anlaß der Jahrmarktszeit trieben Räuberbanden auf den Landstraßen ihr Wesen. Der Kutscher, der mit mir abfahren sollte, verließ sich auf seine Pferde, und ich beschloß, ohne Aufenthalt weiterzufahren, obwohl es bereits spät am Abend war. Als die Pferde angespannt waren, trat ich auf den Hof hinaus und stieg in den Schlitten. Ich bemerkte, daß das hohe Brettertor, das vom Hofe nach der Straße führte, geschlossen war. Zwei Menschen standen neben dem Dreigespann und hielten die Seitenpferde desselben am Zaum. Endlich stieg mein Kutscher auf und ergriff die Zügel. Fertig? riefen jene beiden. Fertig! Da wurde das Tor geöffnet; die Leute sprangen zur Seite und sich aufbäumend rissen uns die Pferde sogleich auf die Straße hinaus. Nun folgte eine tolle Szene. Gleich von Anfang an begann das Jagen. Der Kutscher, ebenso wie die Pferde von einer Art von rasendem Mute erfüllt, erhob ein wildes Geschrei. Der Schlitten wurde von einer Seite zur andern geschleudert, so daß ich genötigt war, mich mit den Händen an den Seitenwänden zu halten, um mir nicht den Kopf zu zerschlagen. Ich war noch nicht zur Besinnung gekommen, als das Dorf, aus dem wir soeben ausgefahren waren, schon weit hinter uns geblieben war. Wir jagten durch eine Ebene dahin.

Räuber! brüllte auf einmal mein Kutscher aus voller Kehle. Und nun begab sich etwas ganz Unglaubliches. Die dahinrennenden Pferde stürzten mit neuer, furchtbarer Kraft vorwärts; ich fühlte ordentlich, wie der Schlitten unter mir davonfuhr. Das ganze Dreigespann jagte in gestrecktem Laufe einher; Schneeklumpen flogen mir von den Hufen der Pferde ins Gesicht. Pferde und Schlitten, alles war von einer Schneewolke eingehüllt und fuhr wie ein Schneesturm durch die Ebene hin. Der Kutscher schrie aus vollem Halse. Ich hielt mich im Schlitten mit beiden Händen fest; der Wind pfiff mir ins Gesicht, obwohl ganz ruhiges Wetter war, und die Glöckchen, die sonst jeden Schritt des Deichselpferdes, eines starken Trabers, begleitet hatten, klapperten jetzt nur dumpf mit langen Unterbrechungen. Das war eine Fahrt, wie sie im Buche steht! Vielleicht war sie ein bißchen gefährlich; aber dafür hat man an ihr auch eine Erinnerung fürs Leben. Uebrigens muß ich bemerken, daß die sibirischen Schlitten so gebaut sind, daß sie kaum umwerfen können; die weit auseinanderstehenden Kufen aus starken Balken geben dafür vollständige Sicherheit.

Den Verlauf meiner Reise von Tag zu Tag zu schildern unterlasse ich als zwecklos. Angetreten hatte ich sie im Oktober 1880; aber in Moskau traf ich erst im Januar oder Februar 1881 ein, nachdem ich alles in allem mehr als sechstausend Werst zurückgelegt hatte. An bestimmten Punkten des Weges machte ich Halt. Die Städte und Städtchen Sibiriens waren damals voll von verschickten Politischen; mit manchen war ich von früher her bekannt, andere lernte ich damals kennen, und zwar teils unter meinem eigenen Namen, teils unter einem erdichteten. Da ereigneten sich nun nicht wenige merkwürdige Begegnungen und Vorfälle, die eben nur in einer solchen Lage möglich waren, wie die meinige. Es kam vor, daß man mir über mich selbst allerlei ganz falsche Einzel-

heiten von meiner Flucht erzählte. So teilte mir einer mit, ich befände mich bereits irgendwo im Auslande, und das teilte er mir mit einer so wichtigen, geheimnisvollen Miene mit, wie wenn er sagen wollte: „Siehst du wohl, du weißt nichts davon; aber ich bin in alle Geheimnisse eingeweiht," was mir außerordentlich spaßig vorkam. Ein andermal, als ich meinen Namen nannte, wurde dies mit lautem Gelächter aufgenommen, und erst nachdem ich mich einem besonderen Examen unterworfen hatte, wurde ich sozusagen in meine Rechte wieder eingesetzt.

Noch einen seltsamen Vorfall, der mir unterwegs begegnete, möchte ich zum Schlusse erzählen.

Ich fuhr einmal mit einem Reisegefährten zusammen, einem Beamten, der in seine Heimat zurückkehrte. Meinen Reiseschein hatte ich auf den Namen eines Verstorbenen genommen, dessen Papiere ich auf der Fahrt benutzte; im ganzen machte ich auf der Reise nach einander von drei Pässen Gebrauch, mit drei verschiedenen Namen. Es war schon gegen Mitternacht, als wir bei einer Poststation ankamen. Da wir an diesem Tage mehr als zweihundert Werst gefahren waren, so kamen wir, mein Reisegefährte und ich, überein, uns auszuruhen. Wir befahlen dem Kutscher, unsere Sachen in die Passagierstube zu bringen, und trafen Anstalten für unser Nachtlager; den Posthalter hatten wir angewiesen, am anderen Morgen Pferde für uns bereit zu halten.

Am anderen Tage machten wir uns schon zur Abfahrt fertig, als der Stationsinspektor mit meinem Reiseschein in der Hand ins Zimmer trat.

Entschuldigen Sie, daß ich störe, sagte er mit einer Verbeugung. Gestatten Sie die Frage: Wer von Ihnen ist Iwan Alexandrowitsch Seliwanow?

Was steht zu Ihren Diensten? erwiderte ich und trat zu ihm, um den Reiseschein in Empfang zu nehmen.

Der Inspektor sah mich erstaunt an.

Verzeihen Sie, sagte er, in dem Reiseschein las ich den Familiennamen . . . Einen Seliwanow habe ich einmal gekannt . . . Nun sah ich, daß alle Namen stimmten, der Beruf gleichfalls. Aber ich habe vor anderthalb Jahren gehört, er sei gestorben . . . Jetzt las ich den Reiseschein und dachte: „Vielleicht sind die Gerüchte von seinem Tode, die mir zu Ohren gekommen sind, unwahr gewesen.“ Darum kam ich herein, um mir Gewißheit zu verschaffen ... Bitte, verzeihen Sie; ich sehe, daß ich mich geirrt habe, fügte der Inspektor hinzu, händigte mir den Reiseschein ein und verbeugte sich nochmals.

Mir war, als gösse mir jemand einen Eimer mit siedendem Wasser über den Kopf. Offenbar hatte der Inspektor meinen Doppelgänger gekannt und sogar ganz genaue Kunde über die Zeit seines Todes erhalten.

Meinem Reisegenossen kam dieses Zusammentreffen überaus komisch vor, und er brach in ein gewaltiges Gelächter aus.

Nun sehen Sie mal, was das für eine Geschichte ist! Ha ha ha! rief er unter fortwährendem Lachen. Das muß ich sagen! Ha ha ha! Da könnte man am Ende gar glauben, Sie wären ein entsprungener Gefangener und benutzten, um unerkannt zu bleiben, die Papiere eines Verstorbenen!

Mein Gefährte, bereits im Reisepelz, hatte nicht einmal die Kraft, sich gerade zu halten, so übermannte ihn die Lachlust; er griff sich mit den Händen an die Seiten und krümmte sich ganz zusammen.

Mir aber war durchaus nicht lächerlich zumute.

Ja, das könnte man am Ende gar wirklich glauben, erwiderte ich. Dabei bemühte ich mich, seinen dummen Ton nachzuahmen; in Wirklichkeit war ich in diesem Augenblicke furchtbar ärgerlich auf ihn, wiewohl ich freundlich lächeln mußte. Aber ich muß bemerken, fuhr ich, nunmehr in ganz

ernstem Tone, fort, daß der Familienname Seliwanow in dem und dem Gouvernement sehr verbreitet ist. Ich selbst habe den verstorbenen Iwan Alexandrowitsch gekannt; er war mit mir verwandt, wiewohl allerdings nur entfernt.

Eine Weile darauf saßen wir schon wieder im Postschlitten und fuhren weiter. Mein Reisegenosse konnte noch lange nachher an diesen Vorfall nicht ohne Lachen denken.

Ich dachte gleichfalls über diesen Vorfall nach; nur rief er bei mir keineswegs heitere Gedanken hervor; ich dachte: ein wie geringfügiger Zufall kann manchmal entscheidende Bedeutung für unser ganzes Leben haben!

In Moskau kam ich im Februar 1881 an und fand hier nach einer zweijährigen Abwesenheit aus Rußland gewaltige Veränderungen vor. Vor allem fiel die quantitative Vermehrung der revolutionären Elemente in die Augen. Zu meiner Zeit hatte es nur Klubs gegeben; jetzt galt fast die Hälfte der Moskauer Studenten für Revolutionäre. Ein ähnliches Heranwachsen war, wie ich damals hörte, auch in anderen Universitätsstädten zu beobachten. Aber nicht minder bedeutsam war die qualitative Veränderung. Diejenige Partei, die die Propaganda unter dem Volke zu ihrem Programm gemacht hatte, bestand zwar noch fort, zeigte sich aber, wo es aufs Handeln ankam, unregsam und untätig. Weit größer war die andere Partei, die sich aus dem Terrorismus herausentwickelt hatte. Indessen war die Verteilung der Kräfte und Aufgaben bei ihr folgende. Nur die »Alten« (sie bildeten nur noch ein geringes Häuflein) setzten das Ringen mit der Regierung auf Leben und Tod fort; sie wurden ergriffen und gehängt; mit jedem Tage verminderte sich ihre Zahl. Die andern (und deren gab es sehr viele) beschäftigten sich damit, ihren Haupthelden Beifall zu klatschen, ab und zu ungefährliche Aufträge auszurichten, etwa freiwillige Beiträge zu sammeln u. s. w.,

oder sie strebten danach, gute Stellungen in der Gesellschaft zu erlangen, um später einmal der revolutionären Sache Dienste leisten zu können. So stellte sich, wenn man näher zusah, heraus, daß die zuerst so überraschende Vermehrung der revolutionären Elemente doch nur von zweifelhaftem Werte war. Freilich, es war viel Gelaufe, viel Geschäftigkeit, viel Gezischel da; aber in der Hauptsache beschränkte sich die Sache auch darauf. Kurz, es verdroß mich alles, was ich um mich sah.

Nicht lange darauf beschloß ich ins Ausland zu flüchten. Ich mochte nicht über die preußische Grenze gehen, obwohl damals dort ein wohleingerichteter Schmugglerverkehr bestand, sondern schlug die Richtung durch das Königreich Polen nach Galizien ein. Ich benutzte die Bekanntschaft mit einer polnischen Familie und hielt mich eine Zeitlang im Gouvernement Lublin auf, um zu warten, bis sich die Frage wegen der Grenze klären werde.

Das Dörfchen, in dem ich mich aufhielt, lag mitten in Wäldern, in einer einsamen, wenig besuchten Gegend. Vom Morgen bis zum Abend trieb ich mich in diesen dunklen, feuchten Buchenwäldern umher, in denen es nach Pilzen und modernden Blättern roch; sie erinnerten mich stark an die Wälder des Gouvernements Podolien, wo ich mein Knaben- und Jünglingsalter verlebt hatte. Unmittelbar am Walde lag ein großer, schilfbewachsener Teich, der mit seinem oberen Ende sich in den Wald hineinzog, während das untere Ende von einem Wehr durchzogen war, unterhalb dessen eine Mühle stand; unaufhörlich erscholl von dort das Geräusch des auf das Mühlrad fallenden Wassers. Auf diesem Teiche verbrachte ich ganze Stunden, indem ich mich auf einem Kahne langsam durch das Schilf, die Wasserlinsen und die runden Blätter der Teichrosen hindurcharbeitete, die wie grüne, flache Teller das Wasser bedeckten. Ich hatte mein Vergnügen daran, auf das

Schnattern der wilden Enten zu horchen, die, von mir aufgescheucht, lange über dem Teiche kreisten, oder auf den scharfen Schrei des Wasserhuhns, der aus dem Schilfe ertönte. Versteckt und nur leise atmend beobachtete ich es, wie es, das Köpfchen und den Schwanz gerade emporhaltend, schwamm oder auf die Blätter der Teichrosen sprang und mit solcher Behendigkeit von einem zum andern lief, daß sie nicht Zeit hatten sich unter seinem Gewichte zu senken.

Endlich erhielt ich die erwartete Nachricht und fuhr nach der Grenze. In der Nacht, wo ich sie überschritt, fühlte ich ein starkes, mit Hitze wechselndes Frösteln und eine solche Müdigkeit, daß ich, um es mir leichter zu machen, sogar die Stiefel auszog und gerade bei Ueberschreitung der Grenze barfuß war. Ein Schmuggler geleitete mich. Als ich auf die andere Seite gelangt war, schleppte ich mich mit der größten Mühe bis zur Eisenbahn, setzte mich in einen Zug und fuhr nach Wien. In Wien fühlte ich mich so unpäßlich, daß ich mich genötigt sah, statt eines Billetts dritter Klasse ein solches zweiter Klasse zu nehmen, und schon ganz krank in Genf ankam. Meine Spazierfahrten auf dem Teiche zwischen dem Schilfe hatten, obgleich ich dergleichen tausendmal in meinem Leben ungestraft getan hatte, mir diesmal ein furchtbares Fieber eingetragen.

Seitdem sind 17 Jahre vergangen. Manche von den Revolutionären sind aufgehängt worden, andere in den Gefängnissen und in der Verbannung weggestorben. Alle Umgekommenen aufzuzählen ist ein Ding der Unmöglichkeit. Auch unsere revolutionäre Bewegung ist hingestorben. Aber wir Lebenden stehen am Sarge unserer schönen Geliebten und erörtern die Frage, was an ihr mangelhaft sei. Die einen finden etwas, was anders sein sollte, an ihrer Nase, andere am Kinn oder am Haar; aber die einen und die andern und

wir Umstehenden alle sehen das Wichtigste nicht, nämlich, daß unsere schöne Geliebte kein Leben mehr hat, und daß es sich hier nicht um das Haar und die Augenbrauen handelt, sondern um den lebendigen Geist, der entflogen ist, und der doch einst all diese Unvollkommenheiten zurücktreten ließ und unsere Geliebte zu einer Schönheit machte. Und mögen wir jetzt auch noch so viele Abänderungen und Verbesserungen (wie es uns von unserem jetzigen Standpunkte aus erscheint) ersinnen: all dies ist völlig nichtssagend im Vergleich mit dem, was ihr mangelt, und was wir ihr leider nicht mehr zu geben imstande sind; denn wer ist imstande, einem Leichnam einen lebendigen Geist einzuhauchen?

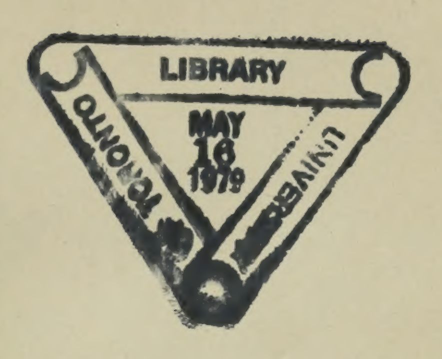
Von der Revolution en permanence, dem alten Ideal der Revolutionäre, wird jetzt niemand mehr im Ernste reden. Die Menschen können nicht dauernd in jener gehobenen Stimmung bleiben, die sie zu jedem Opfer befähigt, das die revolutionäre Tätigkeit von ihnen verlangt. Solche Bewegungen sind gewöhnlich einer einzelnen Generation eigen und vererben sich nicht. Taten, zu denen eine große moralische Kraft erforderlich ist, können nicht alle Tage vorkommen.

Unsere revolutionäre Bewegung, die in den siebziger Jahren einen mehr oder weniger systematischen Charakter angenommen hatte, wuchs und hob sich bis zum Jahre 1881. Als ihren Kulminationspunkt betrachte ich das Jahr 1881; von dieser Zeit an beginnt ihr Niedergang, und sie hält diese Richtung ohne Abweichung Jahr auf Jahr inne. Wie kluge Verbesserungen wir jetzt auch an unseren revolutionären Programmen anbringen mögen, die revolutionäre Bewegung hat davon keinen Gewinn, da der Kern der Sache nicht in Programmen besteht, sondern in Taten, d. h. in der Wirksamkeit der Menschen. Daher kann man, soviel man will, den Terrorismus für notwendig erklären und zu seiner Verteidigung die

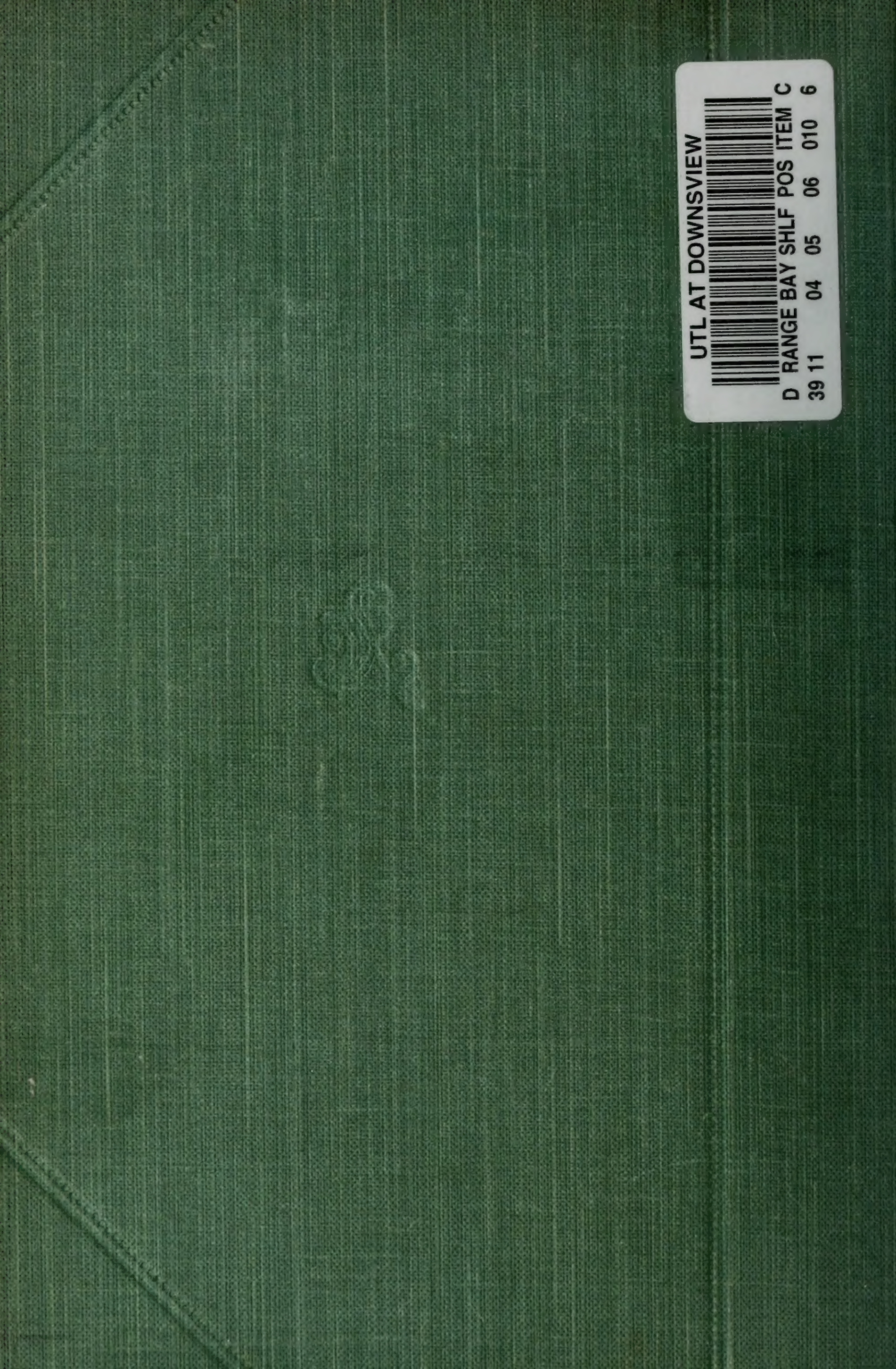
unwiderleglichsten Beweise vorbringen: trotzdem wird es keinen Terrorismus geben, wenn sich keine Menschen finden, die bereit sind, ohne Zaudern hinzugehen und für ihn zu sterben.

Nicht besser steht es meines Erachtens in revolutionärer Hinsicht auch mit unserer Sozialdemokratie. Selbstverständlich ist die Propaganda unter den Arbeitern eine schöne Sache, wie denn auch die Propaganda unter den Bauern nützlich ist. Aber eine derartige Tätigkeit für revolutionär zu halten, hat keine Berechtigung, da die revolutionäre Tätigkeit in wirklichem Kampfe besteht, und nicht in der Vorbereitung auf etwas, was erst später geschehen soll, mag auch dies für später in Aussicht Genommene ein wirklicher Kampf sein. Das Wirken unter den Arbeitern und die sozialistische Propaganda ist bei uns durchaus nichts Neues; das ist eigentlich ganz dasselbe, was schon längst betrieben worden ist, und womit im Grunde auch unsere revolutionäre Bewegung, die Bewegung zu Ende der siebziger und zu Anfang der achtziger Jahre, begann. Der leidenschaftliche Wunsch, diese Sache auf breite Grundlagen zu stellen, führte damals folgerichtig handelnde Leute zum Zusammenstoße mit der Regierung und verlieh der ganzen Bewegung einen politischen und gleichzeitig kriegerisch-revolutionären Charakter. Aber es ist noch die große Frage, ob sich auch in der Jetztzeit etwas dem Früheren Aehnliches entwickeln oder ob das Leben dieser neuen Klubs, die sich mit der Organisation der Arbeiter und dem Kampfe auf wirtschaftlichem Boden unter Ausschluß der Politik beschäftigen, bei seiner jetzigen mattgrauen Färbung verbleiben wird. Die Frage besteht sogar meiner Ansicht nach nicht sowohl darin, welchen Weg die Bewegung einschlagen wird, den der Offensive, des Kampfes, oder nur den der Opposition, als vielmehr darin, was als die nächste Aufgabe hingestellt werden wird, die Politik oder die wirtschaftlichen Aufgaben.

Die Propaganda der sozialistischen Ideen unter den Arbeitern und Bauern, die Verbreitung von Elementarkenntnissen unter dem Volke, insonderheit die Einrichtung von Schulen, und anderes von der Art: all diese kulturelle Tätigkeit ist ja gewiß sehr nützlich, aber sie darf keineswegs die ganze Aufmerksamkeit des modernen russischen Sozialisten absorbieren. Alle früheren derartigen Versuche haben wohl bereits mit hinreichender Deutlichkeit gezeigt, daß, auf welchem Gebiete auch immer wir wirken mögen, und wie bescheiden wir auch unsere Tätigkeit gestalten, wir stets mit unserer allgegenwärtigen und allmächtigen Regierung zusammenstoßen, die uns sofort Hindernisse in den Weg legt und unsere Tätigkeit entweder ganz unmöglich macht oder mindestens zu völliger Unkenntlichkeit entstellt. Daher tritt für den russischen Sozialisten die Frage der Bändigung der Regierung oder mit anderen Worten die Frage der politischen Freiheit ganz von selbst in die erste Reihe. Das ist es, was wir nicht vergessen dürfen.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 04 05 06 010 6